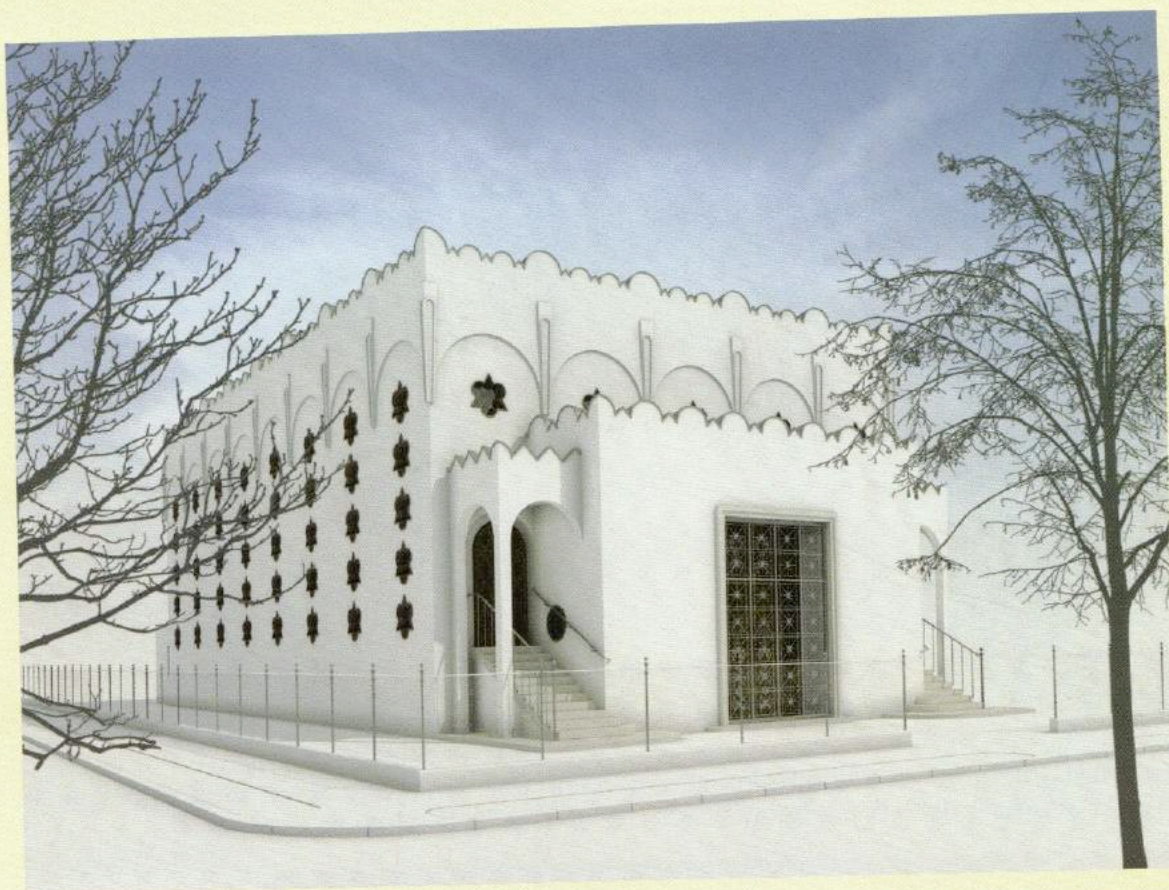


# DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

20. Jahrgang • Nr. 78 • September 2008



לשנה טובה תכתבו



# Inhaltsverzeichnis

<b>Rekonstruktion: „Neue-Welt-Synagoge“ in der Eitelbergergasse (Wien)</b> Bob MARTENS	Seite 4
<b>Martin Buber und Micha Berdyczewski</b> Klaus DAVIDOWICZ	Seite 6
<b>Mordecai Kaplan – Teschuvah als schrittweise Selbstverwirklichung</b> Domagoj AKRAP	Seite 10
<b>Die jüdischen Friedhöfe in Hamburg-Altona, Berlin-Weissensee und Wien-Währing auf dem Weg zum UNESCO-Weltkulturerbe?</b> Tina WALZER	Seite 32
<b>Gastkommentar</b> Wilhelm MOLTERER	Seite 36
<b>Neue Initiativen für den Mittelmeerraum: Sarkozys „Club Med“</b> Arnold H. KAMMEL	Seite 38
<b>Unrast auf dem Dach der Welt</b> Urs SCHOETTLI	Seite 40
<b>Weltweiter Hungerstreik für Frieden in Tibet</b> Thomas DIETRICH	Seite 42
<b>Der Krieg aus der Sicht des Judentums</b> Seite Johann MAIER	Seite 45
<b>Antisemitismus – ein Blick in die Ukraine</b> Silvia PERFLER	Seite 52
<b>Ethik- und Geschichteunterricht - eine Chance zur Synergie!</b> Ernst SMOLE	Seite 61
<b>Ein Meister der Neuen Sachlichkeit</b> Josef KERN	Seite 62
<b>Hundert Jahre Czernowitzer „Jüdische Sprachkonferenz“ 1908</b> Armin EIDHERR 64	Seite 64
<b>Von Wien nach Shanghai: Der Architekt Leopold Ponzen</b> Iris MEDER	Seite 68
<b>Babylonisches Gewirr</b> Felice Naomi WONNENBERG	Seite 74
<b>Mythos Vambery</b> Bernhard BRUDERMANN	Seite 76
<b>Ein Projekt der Tiefe und Nachhaltigkeit: Servitengasse 1938</b> Ursula STERN	Seite 80
<b>Pionierin der israelischen Architektur</b> Ines SONDER	Seite 82
<b>Das Jüdische Filmfestival 2008.</b>	Seite 84
<b>Ferdinand Schmutzer: Freud und seine Zeit im Porträt</b>	Seite 86
<b>Reunion 2008 – ein Treffen von Nachkommen der Hohenemser Juden</b> Hanno LÖWY	Seite 88
<b>Das Elisabethheim - Eine Einrichtung der Jüd. Waisenfürsorge zu Beginn des 20. Jahrhunderts</b> Verena STELZER	Seite 92
<b>Wien 2, Tempelgasse Nr. 3c</b> Hans GAMLIEL	Seite 94
<b>Deutschland und Israel – immer noch eine “special relationship“?</b> Yves PALLADE	Seite 102
<b>Buchrezensionen</b>	Seite 103



zu führen, sowie der Umstand, dass Hietzing wohl zu den meist begrünten Bezirken Wiens gehört. Dadurch „verschwindet“ die Synagoge förmlich in der städtischen Landschaft.

Die virtuelle Rekonstruktion wurde von Roland Müller im Rahmen seiner Diplomarbeit [4] konzipiert. Abgesehen von vollständigen Einreichungsunterlagen, welche seinerzeit als Grundlage für die Baubewilligung dienten, konnte er sich auf (professionelle) Fotografien – sowohl im Außenbereich, als auch im Interieur – stützen. In der Tat ist die Art und Weise, wie das Licht in die Synagoge eindringt, wie auch die damit einher gehende gestalterische Ausprägung – die sich nicht bloß auf Formalismen stützt – bemerkenswert. Dabei werden konkrete Absichten verfolgt:

*„Die Fenster, welche gewisse Ähnlichkeit zu Davidsternen aufweisen, segmentieren die Fassade in gleich große Teile. Jedes Segment besteht aus fünf übereinander angeordneten Fenstern, einem geringfügigen Vorsprung der Fassade und dem abschließenden, kreisförmig-eckigen Zinnenkranz. Mit der Aneinanderreihung verfolgte Grünberger wohl neben der Belebung der Fassade eine konstante Ausleuchtung des Innenraums.“<sup>4</sup>*

Erschlossen wird die „Neue-Welt-Synagoge“ über das Hauptportal in der Mittelachse, welche zu den Männersitzen führt. Die Frauengalerie wird über seitlich gelegene Treppen unter flankierenden Baldachinen erreicht. Dadurch werden die restlichen Baukörper visuell in den Hintergrund gedrängt. Das Zimmer des Rabbiners und weitere Nebenräumlichkeiten wurden in einem kompakten (eingeschossigen) Zubau hinter der Ostwand der Synagoge angeordnet.

Die Hietzinger Synagoge ist nicht zuletzt auch deshalb besonders interessant für synagogale Architektur, da in der Zwischenkriegszeit nahezu keine Tempelbauten mehr errichtet wurden. Im Wiener Kontext könnte allenfalls noch die Vereinssynagoge in der Brigittenauer Kaschlgasse angeführt werden (1931; Architekt: Franz Katlein). Außerhalb der österreichischen Landesgrenzen wäre diesbezüglich die sog. „Bauhaus-Synagoge“ in Plauen erwähnenswert (1930; Architekt: Fritz Landauer). ■

#### Referenzen

- [1] Genée, Pierre: *Wiener Synagogen 1825-1938*. Wien: Löcker Verlag, 1987.
- [2] Eisler, Max: *Der Wettbewerb um eine Wiener Synagoge. Österreichische Bau- und Werkkunst*, Band II., Wien 1925/1926.
- [3] Wilhelm, Kurt: *Computergestützte Entwurfsrekonstruktion am Beispiel Richard Neutras „Der Neue Welt Tempel“ in Wien* [Diplomarbeit TU-Wien]. Wien, 2002.
- [4] Müller, Roland: *Virtuelle Rekonstruktion der Synagoge Wien Hietzing* [Diplomarbeit TU-Wien]. Wien, 2008.



Die Grünen wünschen Ihnen zum bevorstehenden Fest von Herzen ein friedvolles Neues Jahr!

**Univ. Prof. Alexander Van der Bellen**  
Klubobmann des Grünen Klubs im Parlament



[www.gruene.at](http://www.gruene.at)



**אור חדש**

Bewegung für progressives Judentum.Wien  
Progressive Jewish Community.Vienna

**שנה טובה 5769**  
Shana Tova 5769

Or Chadash Wien wünscht allen Mitgliedern und Freunden ein glückliches Neues Jahr!

[www.orchadasch.at](http://www.orchadasch.at)



**Unser Ziel:  
Sie schauen  
sicher in die  
Zukunft.**

Sozialdemokratische GewerkschafterInnen

1010 Wien, Teinfaltstraße 7

Tel: 01/534 54/240, [www.goedfsg.at](http://www.goedfsg.at)





enthalten. Diese würden Traditionen bewahren, die vom rabbinischen Judentum, aber auch von den Autoren der jüdischen Philosophie und Aufklärung (Haskala) unterdrückt worden seien.

In seinem *Sefer Chassidim* (Warschau 1900) wurde Berdyczewski zum begeisterten »Entdecker des Chassidismus« und sieht in ihm eine revolutionäre Bewegung gegen die erstarrte Orthodoxie. Später trennte er sich jedoch von dieser Begeisterung.

Nurit Govrin beschreibt diesen Wandel in Berdyczewskis Haltung zum Chassidismus. Die unterschiedlichen Richtungen und seltsamen Ausformungen des Chassidismus im 19. Jahrhundert hätten ihn enttäuscht.<sup>6</sup>

Berdyczewski sah im Chassidismus keine wirkliche Lösung für die gesellschaftlichen Verhältnisse des Ostjudentums. Zu seiner unterschiedlichen Sichtweise hat er selbst gesagt:

*»Und wenn der Schleier fällt, untersucht und analysiert er wieder, auch, wo er früher nur bewunderte. Er nimmt jedes Buch, jede Schriftrolle, in welchen er einmal Freiheit und Erlösung gesucht hatte und liest sie wieder.«<sup>7</sup>*

Seine frühe Chassidismus-Verklärung war eine Denkweise, die von Buber teilweise aufgenommen wurde, wie folgende Passage von Berdyczewski belegt:

*»Wie Lichtstrahlen leuchten wir von der Ferne, aus den Tagen, in denen die Seele des Chassidismus noch lebendig war [...] und das Leben voll schrecklicher Pracht, eine Welt voll sich erneuerndem Licht, das die Dunkelheit, die zwischen mir und meiner Seele und meinem Vater im Himmel trennte, beiseite wälzte und leuchtete. Und ich hörte das Echo eines heiligen himmlischen Gesanges, und als dies heilige Echo meine Ohren erreichte, als die göttliche Pracht, die von den Seelen der Chassidim strahlte, sich mir ganz enthüllte, da war ich in meinen Augen wie einer, der unter diese Hellsichtigen gefallen war und es [...] entfuhr dort meinem Herzen: Oh Herr der Welt, lass mich an ihnen Anteil haben.«<sup>8</sup>*

1906 schrieb Buber an Hugo von Hofmannsthal:

*»Berdyczewskis hebräisches Büchlein enthält mehrere lyrische Skizzen, die die chassidischen Probleme sehr fein, aber mehr stimmungshaft als psychologisch behandeln; das Beste ist die Einleitung, die das persönliche Verhältnis des Verfassers darstellt: wie er zurückgekehrt ist und sich in der Seele der Chassidim gefunden hat. Den Büchern habe ich eigentlich nichts zu verdanken, wohl aber persönlichen Mitteilungen und Anregungen, namentlich Berdyczewskis.«<sup>9</sup>*

Im Vorwort zu seinen gesammelten wissenschaftlichen Schriften, das er in seinem Todesjahr verfasst hatte, bemerkte Berdyczewski mit Bedauern:

*»Visionen gehören zur Jugend und meine Gedanken heute sind nicht wie damals. Um die Wahrheit zu sagen suchte ich im Chassidismus nicht die Schätze der Religion, sondern es überkam mich ein lyrischer Traum, und ich suchte für meine Gedankenwelt ein religiöses Gewand. Mein Geist war beflügelt und ich wollte das Weite durch Überwindung der Grenzen finden.«<sup>10</sup>*

Der Wandel zeigt sich auch in Erzählungen wie *Die Pause* von 1902:

*»Berdyczewski beschreibt das Milieu seines Elternhauses und seiner Jugend, um zu zeigen, dass der Chassidismus keine Erlösung für den Einzelnen und die Gemeinschaft bringen kann. Er könnte allenfalls eine kurzfristige Erleichterung bringen, jedoch ist nicht sicher, was besser ist: die bestehende Misere andauern zu lassen oder ein kurzfristiges Erwachen mit dem Ausbruch starker Gefühle, welches am Ende zu nichts führt und mit der Rückkehr ins armselige Alltagsleben endet. Nachdem starke Gefühle geweckt wurden und man den Geschmack des wirklichen Lebens und der unterdrückten Triebe gekostet hat, kehren alle zum schrecklichen Alltag zurück. [...] Der Chassidismus kann die Triebe wecken, aber nicht die Lage verändern.«<sup>11</sup>*

Berdyczewski selbst war in Miedzybóz geboren, jener Stadt, in der rund 100 Jahre zuvor Israel ben Elieser (1700-1760), der legendäre Begründer des modernen Chassidismus, als ein »Ba'al Schem Tov« gewirkt hatte. Die Arbeit als »Ba'al Schem« besagte, dass Israel ben Elieser ein Kenner der praktischen Kabbala war, der mit Gottesnamen durch Amulette und Handauflegen in Verbindung mit Naturmedizin Menschen heilte. Berdyczewski hatte familiäre Wurzeln in dieser Welt der Chassidim. Generationen vor ihm waren allesamt Rabbiner gewesen. Aber er war der Erste, der diese »goldene Kette« der Tradition durchbrach.

In Breslau, Berlin und Bern studierte er vor allem Philosophie und schloss 1896 sein Studium mit einer Dissertation über den »Zusammenhang zwischen Ethik und Philosophie« ab. In Berlin lernte er 1899 auch Rachel Ramberg kennen, die er 1902 heiratete. Dank ihrer Tätigkeit als Zahnärztin im Armenviertel von Breslau konnte sie seine schriftstellerische Arbeit unterstützen. Gemeinsam zogen sie 1911 wieder nach Berlin.

*»Zwei Jahre vor seinem Tode erreichte ihn die Unglücksbotschaft von den Pogromen der Bürgerkriegszeit in der Ukraine, der die gesamte Bevölkerung des Städtchens Dubowa [...] mit seinem greisen Vater, dem 75jährigen Rabbi Mose Aaron Berdyczewski, zum Opfer gefallen waren [...] und zermalmte ihn. Seine Kraft war schon vorher von Arbeit und Entbehrungen aufgezehrt gewesen, und den Schlag überlebte er nicht. Er starb am 18. November 1921 und ist auf dem Friedhof zu Berlin-Weißensee begraben.«<sup>12</sup>*

Berdyczewski benutzte auch verschiedene Pseudonyme, aber am bekanntesten ist sein Wechsel von Berdyczewski zu »bin Gorion«, da er die wissenschaftlichen Studien von den Arbeiten des Dichters Berdyczewski trennen wollte.

Als Berdyczewski nach dem Ersten Weltkrieg deutscher Staatsbürger wurde, änderte er auch offiziell seinen Namen zu »bin Gorion«. Aber diese zwei Seiten – Dichter und Wissenschaftler – sind miteinander verwoben und verbunden. Da er glaubte, dass die Legenden den Schlüssel zur wahren Geschichte enthalten, entwarf er eine Gegengeschichte, die er für authentischer hielt als die »offiziellen« Versionen.



talmudisch-orthodoxen Lehren des Exils ab und formte aus Sekten oder größeren Bewegungen eine neue Kette der Überlieferung. Deren Glieder waren die Propheten, die Rechabiter, die Essener, die Urchristen, kleine kabbalistische Zirkel im Mittelalter und der Chassidismus. Sie fanden ihren Gegenpart im »offiziellen« rabbinischen Judentum. Einen verwandten Versuch einer jüdischen Renaissance und »Gegengeschichte« hatte Berdyczewski in heute teilweise vergessenen Werken wie *Sinai und Garizim* bereits entwickelt, wobei Berdyczewski – zumindest was die Quellen betrifft – ganz auf dem Boden der rabbinischen und kabbalistischen Tradition steht. So ist *Sinai und Garizim* von den dort herangezogenen Quellen immer noch ein lesenswerter Versuch einer neuen jüdischen Geschichtsschreibung, während viele der Reden Bubers aus dieser Zeit, die damals eine ungeheure Wirkung hatten, heute nur noch seltsam blass wirken. ■

1 Siehe: KATJA POURSHIRAZI: Martin Bubers literarisches Werk zum Chassidismus. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2008; KLAUS DAVIDOWICZ: Gershom Scholem und Martin Buber. Neukirchen, Vluyn: Neukirchener Verlag 1998.

2 Siehe: TRUDE MAURER: Ostjuden in Deutschland. Hamburg: Christians 1986, S.12-28.

3 Siehe: GENNADY ESTRAIKH: Vilna on the Spree: Yiddish in Weimar Berlin. In: *Aschkenas* 16,1 (2006), S.123-129.

4 Nathan Birnbaum: Sprachadel. In: *Die Freistatt*, 1 (1913-14), H. 3, S. 137-138. Der gesamte Artikel findet sich in H. 2, S. 83-88, und H. 3, S.137-145.

5 Gershom Scholem: Tagebücher. 1. Halbband 1913-1917. Frankfurt/Main: Jüdischer Verlag 1995, S. 423.

6 Nurit Govrin: »Die Seele eröffnete sich«. Berdyczewskis Verhältnis zum Chassidismus in der Erzählung »Die Pause«. In: *Trumah* 10: Israelische Literatur und Tradition (2000), S.121-129, hier S. 121.

7 MICHA BERDYCZEWSKI: Gesammelte Essays, Tel Aviv: Am Oved 1952, S. 273, zitiert nach Govrin, *Die Seele eröffnete sich* (wie Anm. 6), S. 121.

8 MICHA BERDYCZEWSKI: *Schriften*, Jerusalem: Mossad Bialik 1999, Bd 4, S. 24, zitiert nach Govrin, *Die Seele eröffnete sich* (wie Anm. 6), S. 120.

9 Martin Buber: *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*. Hg. von Grete Schaeder. Bd 1, Heidelberg: Lambert Schneider 1972, S. 243.

10 BERDYCZEWSKI: *Gesammelte Essays*, 1952, S. 375, zitiert nach Govrin, *Die Seele eröffnete sich* (wie Anm. 6), S. 121-122.

11 Govrin, »Die Seele eröffnete sich (wie Anm. 6), S. 123.

12 Der Born Judas. *Legenden, Märchen und Erzählungen*, gesammelt von Micha Josef bin Gorion. Hg. von Emanuel bin Gorion. Frankfurt/Main: Jüdischer Verlag 1993, S. 773.

13 William Cutter: *The Buber and Berdyczewski Correspondence*. In: *Jewish Social Studies* 6 (2000), S. 160-204.

14 Zitiert nach ebd., S. 162.

15 Zitiert nach ebd., S. 164.

16 Buber, *Briefwechsel* 1 (wie Anm. 24), S. 261-262.

17 Zitiert nach Cutter, *The Buber and Berdyczewski Correspondence* (wie Anm. 13), S. 180.

18 Zitiert nach ebd., S. 183.

19 Zitiert nach ebd., S. 197.



www.wirtschaftsbund.at

Namens des Österreichischen  
Wirtschaftsbundes wünsche ich der  
jüdischen Gemeinde in Österreich ein  
friedliches und schönes Neujahrsfest!

*Christoph Leitl*

Dr. Christoph Leitl

ÖWB-Präsident

**WIRTSCHAFTSBUND**  
DIE UNTERNEHMERISCHE KRAFT

**Ich wünsche ein besinnliches Rosch-Haschanah-Fest.**

LR Rudi Anschober

www.anschober.at

LAND OBERSCHNITZBUND  
Rudi Anschober  
Landesrat für Umwelt, Energie, Wasser und KonsumentInnenenschutz

**Die Grünen**

*Jahreswechsel sind teils nachdenklich stimmende, teils erwartungsfrohe Anlässe. Ich wünsche der jüdischen Gemeinde im Namen der Grünen OÖ, aber auch ganz persönlich alles Gute, Glück und Gesundheit zum Rosch-Haschanah-Fest 5769!*

**LT-Abg. Gunther Trübswasser**

www.ooe.gruene.at



Offenbarungsebene in die historische Realität des Volkes transferiert. Dadurch bekam auch der kulturelle Aspekt des modernen säkularen Judentums in seinem Zivilisationsmodell einen Platz. Während *Judaism as a Civilisation* zweifellos das wichtigste Buch für das Verstehen von Kaplans Ansichten zur jüdischen Identität darstellt, ist vom theologischen Standpunkt aus gesehen *The Meaning of God in Modern Jewish Religion* von noch größerer Bedeutung.

In diesem 1937 verfassten Buch erweist sich Kaplan nicht nur als großartiger Soziologe mit Gespür für die Erneuerung des Judentums auf organisatorischem Gebiet, sondern auch als origineller theologischer Denker. Er versucht darin die wichtigsten theologischen Kategorien des traditionellen Judentums im Lichte der Moderne für das gegenwärtige jüdische Leben neu zu interpretieren. Dabei dient ihm das jüdische Jahr mit seinen Festen als Leitfaden und zugleich auch als Brücke zwischen der Welt der Vergangenheit mit den jüdischen Erinnerungen und der Welt der Gegenwart mit den alltäglichen Sorgen. Nach der Schilderung der historischen Entwicklung der traditionellen religiösen Auffassungen und ihrer genauen Prüfung versucht Kaplan jene Elemente aus ihnen, die Antworten auf bleibende Annahmen zur menschlichen Natur geben, herauszulösen und in sein System zu integrieren. Diesen Vorgang bezeichnet er als *reevaluation* (Wiederbewertung, Neubewertung).<sup>3</sup> Bevor die Neuinterpretation der Feiertage geschildert wird, muss noch darauf hingewiesen werden, dass Kaplan auch die Gottesidee einer Neubewertung unterzogen hat. An Gott zu glauben bedeutet für ihn soviel wie, an die schöpferischen Kräfte des Lebens zu glauben und den höchsten Wert des menschlichen Lebens anzuerkennen.<sup>4</sup> Den Glauben an einen personalisierten Gott lehnte Kaplan hingegen als unzeitgemäß strikt ab.

Die Feiertage und Feste spiegeln die höchsten Ideale eines Volkes wieder und daher nehmen die hohen Feiertage, entsprechend ihrer Stellung im jüdischen Jahr, auch bei Kaplan einen zentralen Platz ein. Eines ihrer entscheidenden Merkmale ist, dass sie, anders als die drei Pilgerfeste (Sukkot, Pessach, Schavuot) ihren Ursprung nicht in der Volksgeschichte Israels haben, sondern den einzelnen Juden als Angehörigen der Menschheit ins Blickfeld rücken. So wird der zu Rosch ha-Schanah zum Ausdruck gebrachte Glauben an Gott als dem souveränen Herrscher über die Welt bei Kaplan zur Kraft, die zur gesellschaftlichen Erneuerung führt umgedeutet. Unter diesen Voraussetzungen wird aus der Aufforderung, die Welt unter dem Königreich des Allmächtigen zu vervollkommen, die Aufgabe, eine Gesellschaftsordnung zu begründen, die das Maximum an individueller Selbstverwirklichung mit dem Maximum an sozialer Zusammenarbeit verbindet.<sup>5</sup> Dadurch gewinnt das Neujahrsfest für Kaplan neben dem traditionellen religiösen vor allem einen stark gesellschaftspolitischen Aspekt, der sich zugleich an alle Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft richtet, ob religiös oder säkular. Dabei reicht es nicht aus, bei seinem Nächsten oder bei seinem Volk stehen zu bleiben. Alle Völker müssen die Souveränität Gottes anerkennen und zur Errichtung des Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens beitragen, denn unter Utopie verstand Kaplan keine Vorhersagen, die unvermeidlich eintreten werden, sondern ein Projekt, das die Bemühungen der Gesellschaft, ihre eigene Zukunft wiederzugeben beinhaltet. Wie Rosch ha-Schanah erfuh auch der Jom

Kippur, der Versöhnungstag einen Bedeutungswandel in Kaplans Lehre. War es beim Neujahrstag noch die Herrschaft des Ewigen, der Gedacht wird, rückt nun die Vorstellung von Sünde und Reue in den Vordergrund. Die Reue wird im Judentum mit dem Begriff *Teschuvah*, was wörtlich Rückkehr heißt, ausgedrückt. Während in der Vergangenheit damit die Rückkehr zum Gott Israels gemeint war, sah Kaplan in der Gegenwart ganz andere Inhalte in diesem Begriff wirksam werden. Er beobachtete den Verlust der Bedeutung des traditionellen Begriffs von Sünde im alltäglichen Leben, was das Infragestellen der *Teschuvah* und damit auch die ganze Befolgung des Rituals zum Versöhnungstag zur Folge hätte. Kaplan betonte deshalb die Notwendigkeit einer ethischen Neubewertung des Begriffs der Versöhnung. Hierbei soll nicht der Eindruck entstehen, Kaplan habe keinen Respekt vor der Tradition gehabt. Im Gegenteil! Traditionen erschienen ihm unverzichtbar für das Leben jeder sozialen Gruppe, denn ohne Traditionen müsste jede Generation von Neuen die Erfahrungen der Vergangenheit wiederholen und sie wäre nicht imstande, den Vorteil der eigenen Erfahrung der Nachwelt zu übermitteln. Andererseits können Traditionen, wenn sie die Veränderungen nicht wahrnehmen und das Bedürfnis zur Erneuerung, das aus den veränderten Umständen resultiert, ignorieren, das Leben der Gesellschaft behindern und unterdrücken. In diesem Fall wird die Tradition für Kaplan selbst zur Sünde.<sup>6</sup> Der gottesdienstliche Ritus zu Jom Kippur hat einst die Übernahme der Verantwortung jedes einzelnen Juden für die Verunreinigung des Heiligtums und die Entfernung von Gottes Gegenwart symbolisiert, während heute jeder Einzelne die individuelle Verantwortung für die Verderbnis unserer gesellschaftlichen Institutionen und ihre Tendenz, den göttlichen Wert des Lebens zu verraten, übernehmen muss. Kaplan sah in der Idee der *Teschuvah* die fortdauernde Erneuerung der Natur des Menschen, die einen permanenten Aspekt des menschlichen Lebens bildet. *Teschuvah* ist nicht ein bloßes Gefühl, das man verspürt, wenn das Bewusstwerden der Sünde uns Gewissensbisse verschafft. Sie ist ein Teil des normalen Funktionierens unserer Persönlichkeit in ihrem Bemühen um eine schrittweise Selbstverwirklichung.<sup>7</sup> Kaplan war schließlich überzeugt, dass das Ritual des Versöhnungstages und seine symbolische Kraft nur dann effizient sein können, wenn uns das Wahrnehmen der Sünde veranlasst, unsere Persönlichkeiten im Einklang mit den höchsten ethischen Möglichkeiten der Natur des Menschen aufs Neue zu errichten. Erst dann können wir die *Teschuvah*, im Sinne einer Rückkehr zu Gott wirklich erfahren. ■

<sup>1</sup> Vgl. Kaplan, Mordecai: *Judaism as a Civilisation – Toward a Reconstruction of American-Jewish Life*, The Jewish Publication Society of America, 1981, S. 86.

<sup>2</sup> S. ebenda, S. 179 (dt. Übers. nach Norbert M. Samuelson: *Moderne jüdische Philosophie*, Rowohlt 1995, S. 310).

<sup>3</sup> Vgl. Kaplan, Mordecai: *The Meaning of God in modern Jewish religion*, Wayne State Univ. Press 1994, S. 6.

<sup>4</sup> Vgl. ebenda, S. 26. Kaplan schreibt wörtl. *To believe in God is to reckon with life's creative forces, tendencies and potentialities as forming an organic unity, and as giving meaning to life by virtue of that unity.*

<sup>5</sup> Vgl. ebenda, S. 111.

<sup>6</sup> Vgl. ebenda, S. 171f.

<sup>7</sup> *Repentance is part of the normal functioning of our personality in its effort at progressive self-realization*, s. ebenda, S. 182.



## Verständnis gegenüber dem Anderen



© Schnabl

Verehrte Angehörige der jüdischen Gemeinde,  
liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Ich übermittle allen Lesern der Kulturzeitschrift DAVID zum jüdischen Neujahrsfest Rosch-Ha-Shana meine allerbesten Glückwünsche. Das Neujahrsfest fällt heuer fast auf den Tag genau mit der Nationalratswahl zusammen, einem Urnengang, der uns heute, 70 Jahre nach dem der Terror des Nationalsozialismus über unser Land hereingebrochen ist, als selbstverständlich erscheint, ja von manchen gar als lästige Pflicht empfunden wird. Dabei sollten wir uns gerade dieser Tage bewusst sein, welch hoher Wert mit dem Wahlrecht verbunden ist. Gleichzeitig sollte uns heute bewusst sein, wie wertvoll das Verständnis der Kulturen untereinander ist. Nur wer den anderen versteht, kann mit ihm friedlich zusammenleben. Die Zeitschrift DAVID sorgt mit ihren Beiträgen dafür, die jüdische Kultur und Geschichte, die unersetzbarer Teil des österreichischen Zusammenlebens ist, auch für die nicht-jüdischen Bevölkerungsgruppen begreif- und verstehbar zu machen. Damit leistet sie einen wichtigen Beitrag zum friedlichen Miteinander, wofür ich ihr meinen Dank ausspreche. In diesem Sinne begrüße ich mit Ihnen das neue Jahr und hoffe, dass es von Frieden und gegenseitigem Respekt geprägt sein wird.

Alles Gute und viele herzliche Grüße

**Dr. Michael Spindelegger**  
Zweiter Präsident des Nationalrates



REPUBLIK ÖSTERREICH  
Nationalrat  
Die Dritte Präsidentin

Rosch-Ha-Shana ist ein Festtag, der Anlass gibt, über das Leben nachzudenken, Dinge besser zu machen, solange sie noch zu ändern sind. Dieses Nachdenken führt oft zu Versöhnung. Sich zu versöhnen ist eine schöne Grundlage für ein Fest. Die Tage rund ums jüdische Neujahr sind geprägt von Güte, Freundlichkeit und Barmherzigkeit - wichtige Werte für das friedliche Zusammenleben der Menschen. Ich freue mich, der jüdischen Gemeinde in Österreich und den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift David in meiner Funktion als Dritte Präsidentin des Nationalrats zu diesem Fest besinnliche und herzliche Grüße übermitteln zu dürfen.

**Dr.<sup>in</sup> Eva GLAWISCHNIG-PIESCZEK**  
3. Nationalratspräsidentin







Ich wünsche den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein schönes Neujahrsfest und ein glückliches, gesundes und erfolgreiches neues Jahr.

Ein friedvolles Miteinander ist keine Selbstverständlichkeit, Toleranz und Nächstenliebe müssen daher das Fundament unserer Gesellschaft bilden. Die Zeitschrift DAVID ist Botschafter dieser Werte, da sie den Dialog der Kulturen aktiv unterstützt.



*Vizekanzler Mag. Wilhelm Molterer  
Bundesminister für Finanzen*

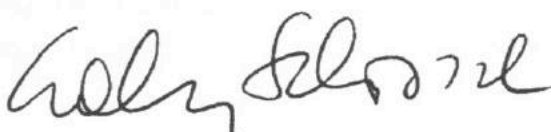


## **Klubobmann Dr. Wolfgang Schüssel**

Anlässlich des bevorstehenden Neujahrsfestes 5769 möchte ich allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern meine besten Wünsche übermitteln.

Unsere sehnlichsten Wünsche gelten dem Friedensprozess im Heiligen Land – darin weiß ich mich mit Ihnen allen eines Sinnes.

Die wichtigste Basis für Frieden ist der Dialog – und diesen wollen wir auch im kommenden Jahr immer suchen!







***Ich wünsche den  
Leserinnen und Lesern  
des DAVID  
sowie der gesamten  
jüdischen  
Gemeinde Österreichs  
ein schönes und  
friedvolles neues Jahr.***

***Dr. Maria Berger  
Bundesministerin für Justiz***

***<http://www.justiz.gv.at>***



Der Friede ist ein Baum, der eines langen Wachstums bedarf,  
sagte schon Antoine de Saint-Exupéry.

So wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern nicht nur ein gutes, frohes und glückliches neues Jahr, sondern auch, dass der inzwischen schon sehr lange und beschwerliche Weg in diesem neuen Jahr 5769 noch mehr in Richtung Frieden führen möge!

Meine besten Wünsche begleiten Sie und Ihre Familien! Rosh ha-Shana möge für sie alle ein Fest der Freude sein!

Herzlichst, Ihr

Dr. Erwin Buchinger  
Bundesminister für Soziales  
und Konsumentenschutz





**Zum Neujahrsfest wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie allen Leserinnen und Lesern des DAVID alles Gute!**

Vielfältigkeit und Offenheit sind wichtige Voraussetzungen dafür, dass ein Land politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich aufblüht. Wir müssen daher auch in Zukunft alles daran setzen, dass Antisemitismus und Intoleranz in unserer Gesellschaft keinen Platz haben.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde in ganz Österreich, insbesondere unseren jüdischen Freundinnen und Freunden in den Steiermark, ein friedvolles Neues Jahr. Möge es ein Jahr im Geiste der Gemeinsamkeit und des gegenseitigen Respekts sein.

**Mag. Franz Voves**  
Landeshauptmann der Steiermark



**Geschätzte Leserinnen und Leser!**

Wir alle leben in einer schnelllebigen Zeit, in der vor allem der stetige Wandel ein wichtiges Thema ist. Was heute aktuell ist, kann morgen schon veraltet sein. Gerade in solchen Situationen ist es wichtig, sich auf seine kulturellen und religiösen Wurzeln zu besinnen, um Identität und Zusammengehörigkeit zu schaffen. Die Gemeinschaft erzeugt jene Sicherheit, die in Phasen des Umbruchs immer wichtiger für die Bevölkerung wird. Glaube und Kultur bilden dabei nur einige der Eckpfeiler, auf die eine solche Gemeinschaft gebaut werden kann.

Neben dem Anliegen, sich der jüdischen Kultur, Geschichte und Volkskunde zu widmen, bemüht sich die Kulturzeitschrift DAVID nun schon seit Jahren erfolgreich darum, den christlich-jüdischen Dialog zu führen und die Grundlagen der beiden Kulturen einander näher zu bringen. Mit diesem Bestreben werden nicht nur neue Wege für gegenseitiges Verständnis geschaffen, sondern auch das friedliche Zusammenleben von Völkern und Religionen gesichert. Ich möchte allen Mitwirkenden an der Zeitschrift DAVID für ihren unermüdlichen Einsatz danken, mit dem sie eine freundschaftliche Verbindung zweier Kulturen ermöglichen und einen wichtigen Beitrag zum friedvollen Miteinander aller Menschen in unserer Heimat leisten.

Anlässlich des jüdischen Neujahrsfestes möchte ich allen Leserinnen und Lesern dieser Festausgabe meine besten Wünsche zum neuen Jahr und alles Gute für das persönliche Wohlergehen übermitteln. In diesem Sinne: Auf ein glückliches und vor allem friedvolles Jahr 5769!

**Ing. Reinhart Rohr**  
LHStv. von Kärnten





Liebe Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID,

zum Rosch-ha-Schana-Fest 5769 wünsche ich Ihnen, allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern in Österreich sowie Verwandten und Freunden in aller Welt ein gutes und friedvolles Neues Jahr.

Offenheit und Toleranz sind die Grundlagen für Frieden, Freiheit und ein respektvolles Miteinander. Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten treten mit aller Entschiedenheit dafür ein, dass Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Intoleranz in unserer Gesellschaft keinen Platz finden. Mit unseren österreichischen Freunden sind wir uns einig, dass Vorurteile nur durch gegenseitige Kenntnis und persönliche Begegnung überwunden

werden können. Lassen Sie uns deshalb in Europa gemeinsam dafür eintreten, dass Menschen ohne Angst verschieden sein können.

Mit großer Freude haben wir in den vergangenen Monaten den 60. Geburtstag des Staates Israel gefeiert. Mit großer Sorge betrachten wir die Bedrohungen Israels und die Spannungen und Gewalt in der Region. Ein dauerhafter Frieden im Nahen Osten bleibt für Deutschland ein wichtiges außenpolitisches Ziel. Wir werden weiterhin alle Anstrengungen unternehmen, dieses Ziel zu erreichen. In diesem Sinne grüße ich Sie alle zum Jahreswechsel und wünsche Ihnen gesegnete Hohe Feiertage.

Ihr

Frank-Walter Steinmeier

*Stellvertretender Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*



Liebe Leserinnen und Leser des DAVID,

zu Rosch-Ha-Schana 5769 möchte ich Ihnen ein gutes, friedvolles und erfülltes neues Jahr wünschen!

Der Ruf des Schofarhorns wird Sie an diesem „Tag ehrerbietiger Scheu und Furcht“ an die Güte und die Barmherzigkeit Gottes erinnern.

Ich wünsche Ihnen, dass diese Erinnerungen Ihnen nicht nur in dieser Feier des Rosch-Ha-Schana präsent sind, sondern dass das Wissen, dass Sie von Gott getragen sind, Sie durch das ganze neue Jahr begleiten und Ihnen Zuversicht in Ihrem Alltag geben möge.

Mit herzlichen Grüßen

**Ingrid Fischbach,**

*Beauftragte der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag für Kirchen und Religionsgemeinschaften*





Den Dialog suchen, heißt aufeinander zugehen, sich für den anderen interessieren, voneinander lernen, einander verstehen und

Vorurteile abbauen. Der Wille und die Offenheit dazu sind auf beiden Seiten des christlich-jüdischen Dialogs deutlich spürbar. Ich wünsche weiterhin viel Kraft für einen fruchtbringenden wechselseitigen Austausch. Denn ein friedvolles Miteinander kann nur aus einem lebendigen Dialog erwachsen.

BMW\_F<sup>a</sup>

*Johannes Hahn*

**Johannes Hahn**  
Bundesminister  
für Wissenschaft und Forschung



Foto: Wiedemann

Die besten Wünsche zum  
Neujahrsfest allen Gönnern und Lesern  
unserer Zeitschrift  
Im Namen  
des Kulturvereins

**Präsident Regierungsrat Ilan Beresin**



Ich wünsche den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID sowie der Jüdischen Gemeinde Österreichs ein harmonisches Rosch-Ha-Shana Fest 5769 und viel Glück und Erfolg im Neuen Jahr!

*Werner Faymann*

**Werner Faymann**  
Bundesminister für Verkehr, Innovation  
und Technologie

bm

Bundesministerium  
für Verkehr,  
Innovation und Technologie

Es lebe der  
**Musen  
kuss**

Wien inspiriert. Die Wiener Stadtwerke sorgen mit breitgefächertem Kunst- und Kultursponsoring dafür, dass Wien auch in Zukunft seinen hohen Rang als Kulturstadt behält. Denn nur wenn das Kulturangebot stimmt, stimmt auch die Lebensqualität. [www.wienerstadtwerke.at](http://www.wienerstadtwerke.at)

Es lebe die Stadt.





### Zum Geleit!

Das Miteinander der Religionen und Kulturen sollte in unserer Zeit selbstverständlich sein und hat dabei nichts zu tun mit einer Reduktion von verschiedenen Lehren auf einen „kleinsten gemeinsamen Nenner“.

Im Gegenteil. Die großen Weltreligionen teilen sich schließlich eine gemeinsame Basis und einem friedlichen Nebeneinander ist die Pflege und Bewahrung des eigenen Brauchtums, der eigenen Religion nicht abträglich, solange die Grenzen der persönlichen Freiheit dort gezogen werden, wo diese andere nicht einschränkt oder belästigt.

Die jüdische Kulturzeitschrift „DAVID“ widmet sich seit 1989 der gesamten Bandbreite der jüdischen Kultur in Österreich und im deutschsprachigen Raum aber auch der jüdischen Geschichte und Volkskunde und bemüht sich dabei auch um die Führung eines christlich-jüdischen Dialoges.

Als Landeshauptmann von Tirol danke ich für diese offene Grundhaltung, die dem Medium innewohnt und wünsche der jüdischen Gemeinde Österreichs ein schönes Neujahrsfest und alles Gute für das Jahr 5769!

Ihr  
**Günther Platter**  
Landeshauptmann von Tirol



### Verehrte Mitbürgerinnen und Mitbürger jüdischen Glaubens, liebe Leserinnen und Leser!

Mit dem Neujahrsfest „Rosch-Ha-Schana“ beginnt für Juden in aller Welt zum Sonnenuntergang am 30. September 2008 des Jahr 5769 nach jüdischer Zeitrechnung. Hierzu möchte ich Ihnen herzliche Glückwünsche für diese gesegneten Festtage übermitteln. Das Neujahrsfest leitet eine wichtige Periode der Selbstbesinnung und Reue ein, die nach zehn ehrfurchtsvollen Tagen mit dem Versöhnungsfest Yom Kippur endet. Möge auch Yom Kippur für alle jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger unserer Stadt und unseres Landes ein Tag der Versöhnung und daher der Freude sein.

Wie auch beim Silvesterfest geht es im jüdischen Neujahrsfest um Besinnung und Reue, Neubeginn und Hoffnung. Rosh-Ha-Schana ist eine Zeit des Nachdenkens über den Zweck der Schöpfung. Abraham, Isaak und Jakob wurden an diesem Tag geboren, Josef aus dem Gefängnis in Ägypten befreit und Moses erschien vor dem Pharao und forderte ihn auf, das Volk gehen zu lassen. Diese wichtigen Begebenheiten aus dem Alten Testament sind bedeutende Ereignisse für Menschen jüdischen wie christlichen Glaubens. Und der Abend des Rosh-Ha-Schana ist immer auch eine Zeit, um im engsten Kreis der Familie und Freunde mit festlichen Mahlzeiten, Kerzen, Wein und Brot das vergangene Jahr Revue passieren zu lassen und einen gemeinsamen Neubeginn zu feiern.

Ich wünsche Ihnen allen einen  
Gut Rosch!

**Dr. Reinhold Lopatka**  
Staatssekretär für Sport



Das Liberale Forum wünscht allen jüdischen MitbürgerInnen und Freunden alles Gute für die bevorstehenden Feiertage und viel Gesundheit und Erfolg für das Jahr 5769. Wir wünschen uns, dass das kommende Jahr im Zeichen des fairen und respektvollen Umgangs in unserer Gesellschaft stehen wird. Das harmonische Miteinander in unserem Land muss uns allen ein Anliegen sein für das wir ständig Arbeiten sollten, damit jene die versuchen Angst und Vorurteile unter den Menschen zu schüren, keinen Erfolg haben. In diesem Sinne wünschen wir



Shana Tova und Chag Sameach



Heide Schmidt  
Spitzenkandidatin zur Nationalratswahl 2008



Alexander Zach  
Bundessprecher



Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern des DAVID ein schönes Neujahrsfest und blicke gerade in diesen Wochen auf eine besonders schöne Zeit der Begegnung zurück:

In Hohenems waren im Juli und August Nachkommen der Hohenemser Juden aus aller Welt zu Gast. Gemeinsam haben wir darüber nachgedacht, wie in dieser Welt mehr Verständigung und gegenseitiger Respekt für Menschen unterschiedlicher Religion, Herkunft und Erfahrung möglich sein kann. Dazu wollen auch wir beitragen.

In diesem Sinne wünsche ich zum jüdischen Neujahrsfest allen Leserinnen und Lesern des DAVID alles Gute."

**Bürgermeister Richard Amann**

**DÜRFEN WIR NOCH EINMAL  
HERVORHEBEN,  
DASS BEI AUSSENHANDELSFINANZIERUNGEN  
DIE GRÖSSE  
DES NETZWERKES  
DEN ERFOLG BESTIMMT?**

Information: Fr. Ingeborg Bauer-Künst, +43-1-717 07-1159,  
e-mail: i.bauer-kunst@rzb.at, www.rzb.at





# Alles Gute zum Neujahrsbeginn!



www.no.e.spo.e.at

*Dr. Sepp Leitner  
Landeshauptmannstellvertreter*

*Bgm. Hannes Fazekas  
NÖ-Spitzenkandidat für die NR-Wahl*

**Wir wünschen ein Jahr voller Freude, Erfolg und Zufriedenheit.  
Mögen Solidarität und Toleranz unsere ständigen Begleiter sein!**

## **Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen** Wachsam gegenüber Fremdenfeindlichkeit, Intoleranz und Antisemitismus – fair und tolerant gegenüber Anderen

Kultur bedeutet nicht nur Austausch und Vielfalt - von der Hochkultur bis zu den kleinen regionalen Kulturinitiativen - es geht auch um einen Ausdruck der Mannigfaltigkeit der gesamten Lebensformen menschlichen Zusammenlebens. Kultur ist also durchaus auch Balance - sie kann Brücken bauen und Ausgleich schaffen. Ein ganz wesentlicher Eckpfeiler einer demokratischen Kultur ist es für mich, Andere zu akzeptieren. Der Kampf gegen Rassismus und alle weiteren Formen gesellschaftlicher Ausgrenzung kann nicht mit Gesetzen alleine gewonnen werden, was zählt, ist der tägliche Umgang mit „Anderen“.

Es geht aber nicht nur darum, selbst mit gutem Beispiel voranzugehen. Es geht auch darum, gegenüber jeder Form von Fremdenfeindlichkeit, Intoleranz und Antisemitismus wachsam zu sein – für mich ein ganz zentrales Element der Kultur. Das kann nicht das Werk einzelner Personen, einzelner Parteien oder einzelner Institutionen sein. Es kann nur dann gelingen, wenn wir uns gemeinsam darum bemühen und gemeinsam daran arbeiten. In diesem Sinne ist auch allen großer Dank auszusprechen, die sich um dieses Miteinander bemühen – so

wie dem DAVID. Die Jüdische Kulturzeitschrift fördert mit ihren Beiträgen das Verständnis und damit die Akzeptanz jüdischer Kultur.

Der allergrößte Feind von Kultur sind Arbeitslosigkeit und zu wenig Aus- und Weiterbildung. Soziale Ausgewogenheit und Gerechtigkeit schaffen die besten Voraussetzungen dafür, dass Menschen fried- und respektvoll miteinander umgehen.



*LHStv. Dr. Josef  
Leitner*

Ich bin für ein faires Miteinander – das gilt für Kulturpolitik genau so wie für das Stellen anderer zentraler politischer Rahmenbedingungen, die die Zukunft unseres Landes maßgeblich gestalten. Darum bitte ich alle politischen MitbewerberInnen - aus Respekt vor den großen Leistungen der Generationen, die unser Land aufgebaut haben und aus Respekt vor jenen, die wie die Kulturzeitschrift DAVID unermüdlich mahnen, aus der Vergangenheit zu lernen - aber vor allem auch aus Respekt vor der Größe der Aufgaben, die noch vor uns liegen. Miteinander, in einem Klima, geprägt von Fairness und Toleranz, wird es gelingen, die Herausforderungen zu bewältigen.

pr-Text





### Sehr geehrte Leser,

Rosch-Haschana ist ein guter Anlass, um innezuhalten und über Vergangenes und Zukünftiges nachzudenken. Die Vergangenheit zu reflektieren und aus ihr die Lehren zu ziehen, ist nicht nur für jeden Einzelnen von uns wichtig. Die Bewertung der Vergangenheit, die korrekte Einordnung des Geschehenen in den historischen Gesamtkontext und die daraus resultierenden Konsequenzen für die Zukunft sind auch für eine ganze Nation von Bedeutung. Mit Blick auf die Verbrechen, die

in deutschem Namen begangen wurden, gilt das ganz besonders.

Die Erinnerung an die Vergangenheit ist ohne Zweifel im Wandel begriffen. Einerseits werden die Verbrechen der NS-Diktatur durch die zunehmende Hinwendung zur Leiderfahrung der nichtjüdischen Deutschen relativiert. Die Bombenangriffe haben gewiss viel Leid hervorgerufen, dieses und die Vertreibung jedoch gleichzusetzen werden. Wenn über Vertreibung gesprochen wird, darf Auschwitz nicht verschwiegen werden. Der Genozid am jüdischen Volk war schließlich kein „Nebenaspekt“ des Krieges, sondern die radikale Zuspitzung eines Jahrhunderte alten Antisemitismus.

Andererseits findet ein Gezeitenwechsel des Erinnerens durch den Verlust von Zeitzeugen statt, die noch ein authentisches Zeugnis über die Gräueltaten im Nationalsozialismus ablegen können. Den Überlebenden bleibt nur mehr eine überschaubare Zeit, um ihre bitteren Erfahrungen an die junge Generation weiterzugeben und ihr die Schuldgefühle zu nehmen, denn sie trägt keine Schuld an den Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die von ihren Vorfahren begangen wurden. Die junge Generation trägt aber die Verantwortung für ein würdiges Gedenken, das sie aus eigenem Empfinden heraus für sich und für andere zu leisten hat. Das Erinnern an die Opfer der Shoa und die daraus erwachsende Verantwortung für die Zukunft des jüdischen Volkes sollten eine verpflichtende Aufgabe für nichtjüdische Deutsche sein und noch stärker zu einem selbstverständlichen Bestandteil der politischen Kultur werden. Denn solange nicht vergessen wird, was mit den jüdischen Menschen geschehen ist und wie es dazu kommen konnte, können wir sicher sein, dass sich die Vergangenheit nicht wiederholen wird.

Möge das Jahr 5769 ein Jahr der Verantwortung für das jüdische Volk und ein Jahr des Friedens für Israel werden. Ich wünsche uns allen Schana Towa, ein gesegnetes und mit Freude erfülltes Jahr.

### Charlotte Knobloch

Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland

Ich wünsche allen unseren jüdischen Mitbürgern in Österreich und in ganz Europa zum diesjährigen Neujahrsfest ein frohes neues Jahr. Möge das kommende Jahr alle Ihre Hoffnungen und Wünsche erfüllen und Sie vor allem mit Gesundheit segnen.

Schana tova!

**Dr. Benita Ferrero-Waldner**  
EU-Kommissarin für Aussenbeziehung  
und Nachbarschaftspolitik





durch unsachgemäßen Umgang mit dem Areal, und Diebstahl. Heute ist der Friedhof in der Königstraße umfassend beforscht und fotografisch dokumentiert, alle Grabsteininschriften sind erfasst, übersetzt und im Internet abrufbar. Zahlreiche Grabsteine wurden restauriert und wieder aufgestellt. Das Areal wird nach der Erstellung eines eigenen Parkpflegewerkes professionell gepflegt und betreut. Im Eingangsbereich wurde in moderner Architektur ein Gebäude errichtet, das Räumlichkeiten für eine kleine Fachbibliothek und einen Vortragssaal, der aus Panoramafenstern den Blick auf das Friedhofsbereich eröffnet, zur Verfügung stellt. Es ist nach dem Hamburger Rabbiner Eduard Duckesz benannt. Erforschung, Restaurierung und Bauvorhaben wurden von der Zeit-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, der Hermann Reemtsma-Stiftung, der Axel Springer Stiftung, der Stiftung Denkmalpflege Hamburg, der Kulturbehörde Hamburg (Denkmalschutzamt) und der Senatskanzlei Hamburg finanziert. Grundeigentümerin des Friedhofsbereichs ist die jüdische Gemeinde Hamburg, des Duckesz-Hauses die Freie Hansestadt Hamburg.



*Restauriertes und teil-rekonstruiertes Grabdenkmal auf dem jüdischen Friedhof Hamburg-Altona.  
Foto: Tina Walzer*

### **Die Restaurierung und Öffnung des jüdischen Friedhofes Hamburg-Altona**

Seit 1953 gehören alle jüdischen Friedhöfe in Deutschland wieder den jüdischen Gemeinden. Prinzipiell hat jede staatlich anerkannte Religionsgemeinschaft Anspruch auf angemessene Hilfe durch den Staat, unabhängig von den Ereignissen in der nationalsozialistischen Zeit. Seit 1960 stehen alle deutschen Friedhöfe unter Denkmalschutz, und haben daher auch Anspruch auf staatliche Unterstützung. Bezüglich der Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der jüdischen Friedhöfe in Deutschland existiert seit 1958 eine Vereinbarung zwischen Bund und Ländern. Diese sogenannte Bund-Länder-Vereinbarung funktionierte lange Zeit nicht optimal, da viele Kommunen das für die jüdischen Friedhöfe gedachte Geld einbehielten. Erst seit der Landesverband der jüdischen Gemeinden einen Beauftragten entsendet, wird die Vereinbarung effizient umgesetzt, und zwar auf Zuruf: Die Länder stellen einen Betrag zur Verfügung, und der Bund

doppelt um noch einmal diesen Betrag das Gesamtjahresbudget auf.

Entscheidungsinstanz ist im Falle Hamburgs die Senatskanzlei, das ist der Bürgermeister der Stadt. Die Vereinbarung betrifft nur historische, das heißt geschlossene Friedhöfe. Allerdings haben die Mittel, die aus der Bund-Länder-Vereinbarung zur Verfügung

standen, nie gereicht: pro m<sup>2</sup> bzw. pro Grab standen 1,70.- DM zur Verfügung. Zusätzlich zur Bund-Länder-Vereinbarung stellt das Denkmalschutzamt Hamburg, ohne gesetzlich dazu verpflichtet zu sein, jährliche Beträge zur Verfügung. Das Denkmalschutzamt führt seit 1986 ein Programm zur exemplarischen Restaurierung von Grabsteinen durch, ein Grabstein pro Jahr wird restauriert.

Ein Projekt zur Erhebung der Steinqualität und von Konservierungsmaßnahmen wird derzeit von der Bundesstiftung Umwelt und der Stiftung Denkmalpflege gemeinsam finanziert. Ziel ist die Erstellung eines Maßnahmen-Kataloges. Dazu wurden Probesteine aufgestellt, an denen die Umwelt- und Witterungseinflüsse studiert werden. Das Projekt ist nicht abgeschlossen. Aufgrund von Finanzierungsproblemen läuft es derzeit auf

halber Kraft, das Denkmalschutzamt sprang aber dankenswerter Weise budgetär ein. Auf Ergebnisse wird gewartet. Zur Konservierung der Steine werden drei Möglichkeiten diskutiert: Die Grabsteine zu imprägnieren, sie zu vergraben und originalgetreue Kopien aufzustellen, oder die Steine während der Wintermonate mit Holzverhauen zu schützen.

Die Fotodokumentation der Grabsteine wurde durch einen professionellen Fotografen, der gleichzeitig Archäologe ist, erledigt und vom Denkmalschutzamt als Archivierungskosten finanziert. Für das Fotoinventar wurden alle Grabsteine angehoben und gereinigt, die Gesamtkosten beliefen sich auf etwas über 100.000.- DM.

Der Anstoß für die Rettung des Friedhof kam vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden und der Jüdischen Gemeinde in Hamburg. Realisiert aber konnte dieses ambitionierte und kostspielige Vorhaben erst durch das Engagement der Hermann Reemtsma-Stiftung werden, die sich für die jüdische Geschichte Hamburgs einsetzen wollte



men schriftlich und völkerrechtlich verbindlich, dass es „zusätzliche Unterstützung für die Restaurierung und Erhaltung bekannter und unbekannter jüdischer Friedhöfe in Österreich leisten wird“. Rechtlich verbindliche Verpflichtungen zur Sicherstellung der so dringend notwendigen kontinuierlichen Bewuchspflege, aber auch zur Rettung akut gefährdeter Grabmonumente auf dem jüdischen Friedhof Währing mochten bisher weder die österreichische Bundesregierung noch das Land Wien eingehen. Immerhin beauftragte der Zukunftsfonds der Republik Österreich auf Initiative von Kurz Scholz nun die Erstellung eines historisch-kunsthistorischen Gesamtinventars, und der Nationalfonds plant ein Projekt zur technischen Schadensaufnahme. Dafür sollen 300.000.- Euro zur Verfügung gestellt werden. Nach der Feststellung bereits bestehender sowie zu erwartender Schäden müssen Sanierungskonzepte entwickelt, gleichzeitig aber dringend Sicherungs-, Erhaltungs- und Sanierungsarbeiten durchgeführt werden, um den rapiden Verfall hintan zu halten. Damit verbunden wird auch die Frage der Zukunft des Areals zu entscheiden sein.

Tatsächlich ist es wohl weniger so, dass ein einzelner jüdischer Friedhof in Europa das Prädikat „Weltkulturerbe“ für sich beanspruchen kann, während andere Friedhöfe dem nachstehen sollen. Die erhaltenen Friedhöfe als Gesamtheit verdienen jedoch mehr als vieles andere, eine solche Auszeichnung und Unterschutz-Stellung zu erlangen. Die Tatsache, dass die Friedhöfe oft das letzte erhaltene Zeugnis des einst blühenden jüdischen Lebens in einer Gemeinde darstellen, ist ganz wesentlich für die Beurteilung ihres heutigen Stellenwerts. Ganz abgesehen davon haben sich gerade auf jüdischen Friedhöfen, dank des Gebotes ihrer Unauflöslichkeit, bemerkenswert alte Baudenkmäler erhalten. Mitunter stellen die Grabdenkmäler auf den jüdischen Friedhöfen sogar die ältesten in der jeweiligen Ortsgemeinde heute noch existierenden Bauwerke dar. Auch das ist ein wesentliches Argument für einen besonders sorgfältigen Umgang mit diesen Arealen. Insgesamt sollten die erhaltenen jüdischen Friedhöfe, egal, ob nun offiziell als UNESCO-Weltkulturerbe anerkannt oder nicht, mit besonderer Wertschätzung behandelt werden. Die finanzielle Unterstützung, die eine UNESCO-Unterschutzstellung mit sich brächte, wäre jedoch angesichts der überall knappen Kulturbudgets sicherlich an sämtlichen in Frage stehenden Orten mehr als willkommen. ■

1 Mein Dank für Gespräche und Hintergrundinformationen geht an den Grandseigneur der sephardischen Forschung Michael Studemund-Halévy, der sich seit Jahrzehnten unermüdlich für die Rettung des Friedhofes einsetzt, an Irina von Jagow von der Stiftung Denkmalpflege, an Gabriela Fenyes, Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde in Hamburg und an Dov-Levy Barisilay, Landesrabbiner der jüdischen Gemeinde in Hamburg, an Ina Lorenz sowie an Andreas Brämer vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg.

## Veranstaltungshinweise

**Internationaler Kongress: Jüdische Friedhöfe in Berlin und Wien. Denkmäler in historischen Grünanlagen. Weltkulturerbe der UNESCO? Veranstaltet von der Österreichischen Gesellschaft für Historische Gärten und von ICOMOS Österreich. 3. November 2008. Ab 9.00 Uhr. Gartenbaukino, Wien 1, Parkring 12.**

Aus dem Programm: Géza Hajós (Generalsekretär der ÖGHG) und Klaus von Krosigk (Landesdenkmalamt Berlin) zum Thema „Jüdische Friedhöfe als Aufgabe der Gartendenkmalpflege. Neue Aufgaben für die Denkmalschutzgesetzgebung“, Vorstellung des Berliner Projektes, Vorträge zum Thema „Die jüdischen Friedhöfe in Wien – Ein vergessenes kulturelles Erbe?“ aus historischer, kunsthistorischer, restauratorischer, gartendenkmalpflegerischer und archäologischer Sicht. Anmeldung: hajos.garten@chello.at oder wenckheim@eunet.at

**Ausstellung: Orte der Erinnerung. Die jüdischen Friedhöfe in Hamburg-Altona und Wien Währing. Bezirksmuseum Währing, Amtshaus Währing, Wien 18, Martinstraße 100. Eröffnung 27. November 2008, 18.00 Uhr.**

Ausstellung 28. 11. 2008 bis 19. 1. 2009, Montag 9.30 – 11.30 Uhr, Donnerstag 18.00 – 20.00 Uhr, Sonntag 10.00 – 12.00 Uhr und nach Vereinbarung. Kontakt: Tel. +43-1-47 634 18 127  
Ausstellung: Der jüdische Friedhof Währing – Ein Ort der Erinnerung? Aula Hauptgebäude der Universität Wien, Wien 1, Dr. Karl Lueger-Ring 1. Eröffnung 10. Oktober 2008, 11.00 Uhr.

**Ringvorlesung: Jüdische Friedhöfe zwischen Kultstätte, Erinnerungsort und Denkmalpflege. Ringvorlesung an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien im Wintersemester 2008/09. Freitag 11.00 – 15.00 Uhr, Hörsaal 16, Hauptgebäude der Universität Wien, Wien 1, Dr. Karl Lueger-Ring 1.**

Termine: 10., 17., 31. Oktober, 28. November, 12. Dezember 2008, 9. und 23. Januar 2009.  
Aus dem Programm: Elana Shapira (Wien), „Jüdisches Mäzenatentum zwischen Identitätsstiftung und Assimilation in Wien 1800 – 1930“, Michael Halévy (Hamburg), „Grabdenkmäler und sefardische Juden. Spezifische Ausgestaltung und Geschichte“, Otto Lohr (München), „Vom Umgang mit jüdischen Denkmälern nach 1945“, Botschafter Dr. Ferdinand Trauttmansdorff (Völkerrechtsbüro, BMEIA), „Jüdische Friedhöfe zwischen kulturellem Erbe, historischer Verantwortung und rechtlichen Verpflichtungen“. Information: Univ.-Prof. Dr. Claudia Theune-Vogt, Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien, claudia.theune@univie.ac.at.



## Leserbrief

Wie sich die Bilder ähneln.....

Bauordnung für Synagogen: Die Gebäude mußten sich innerhalb einer Häuserflucht befinden, durften die angrenzenden Objekte nicht überragen, durften sich in ihrem Erscheinungsbild von den Nachbarhäusern nicht merkbar unterscheiden. Alleinstehende Gebäude und zentrale Portale waren verboten: dadurch sollten Menschenansammlungen vermieden werden. Nicht erlaubt waren Türme und ähnliche Gestaltungselemente. Sichtbare Symbole des Judentums an der Fassade waren verboten, allenfalls der Davidstern oder die Menorah verfremdende Ornamente wurden geduldet. Der Zugang erfolgte über Hinterhofeingänge oder über an die Synagoge angrenzende Wohnungen, wie etwa bei den Synagogen im Ghetto von Venedig.

Diese „Richtlinien“ wurden bis in das 20. Jahrhundert je nach Antisemitismuskonjunktur der „breiten Bevölkerung“ und der jeweiligen Machthaber in- und außer Kraft gesetzt, gelockert oder verschärft. In der «Reichskristallnacht» wurden vor allem frei stehende Synagogen in Brand gesteckt, die im Häuserverband befindlichen wurden, um die angrenzenden, oft von Nichtjuden bewohnten Häuser zu schützen, zumeist „nur“ verwüstet und ausgeraubt.

Die Diskussion „Moscheen & Minarette ja oder nein“ erinnert auf fatale Weise an die „Bauordnung“ für Synagogen. Gerade wenn man in Bezug auf den Islam nicht zuletzt wegen der Sprach- und Schriftbarriere auf Mutmaßungen angewiesen ist, wenn beklagt wird, dass der Islam für uns schwer fassbar, das Ineinanderfließen von Religion und Politik nicht durchschaubar ist und man islamischen Predigern und Funktionären vorwirft, in den Gottesdiensten auf türkisch oder arabisch andere Positionen zu vertreten als in offiziellen deutsch gesprochenen Stellungnahmen: diese Fakten verlangen, den Islam öffentlich und fassbar zu machen. Sakralbauten sind ein Symbol für Öffentlichkeit. Das verfassungskonforme Agieren der Imame ist in offiziellen Moscheen, die wie Kirchen und Synagogen „Häuser für alle Menschen & Völker“ sind, weitaus effizienter nachzuvollziehen als in verschwiegenen Keller- und Hinterhofbeträumen, deren Existenz den Behörden oft nicht bekannt ist. Das Begehren der islamischen Glaubensgemeinschaft nach minarettbestückten Moscheen, die deutlich als solche zu erkennen sind und sich harmonisch in eine von Kirchen-, Silo-, Rathaus- und Bürotürmen geprägte skyline einfügen abzulehnen, zeugt von Uninformiertheit, Punkthorizont und defizitärer Intelligenz. Der Wunsch nach erkennbaren, vollwertigen Moscheen sollte positiv gewertet und als ein Zeichen von Offenheit & Integrationswille aufgefasst werden.

Prof. Ernst Smole, Wien

## IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift  
www.davidkultur.at

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:  
A-2490 Ebenfurth, Rathausstraße 20,  
**Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45,**  
Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david\_kultur@gmx.at  
Werbeanfragen: Markus Seyser, Tel.: +43/681/106 25191

**Zweck:** Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

**Abonnementpreis:** 4 Ausgaben / EUR 36,-  
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK,  
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111,  
IBAN: AT05201131005151078,  
SWIFT-Code: GIBAAATWW,  
RLB NÖ-WIEN, Konto: 07.839111, BLZ: 32000,  
IBAN: AT5032000000078389111, BIC: RLNWATWW,  
Deutschland: HYPO Vereinsbank,  
Konto: 5349214, BLZ: 70020270,

**Chefredakteur:** Regierungsrat Ilan Beresin,

**Redaktion:** Evelyn Ebrahim Nahooray,  
Mag. Gustav C. Gressel, Mag. Tina Walzer.

**Lektorat:** Mag. Tina Walzer

**Freie Mitarbeiter:** Dr. Domagoj Akrap,  
Dr. Gabriele Anderl,  
a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Samuel Davidowicz,  
Mag. Susanne Swantje Falk, Michael Friedmann,  
Dr. Pierre Genée,

Dr. Alfred Gerstl, M.A., Mag. Dr. Gerald Gneist,  
Mag. Dana Claudia Grigorcea,  
Mag. Arnold H. Kammel, Mag. Lydia Ladurner,  
DI Isabella Marboe, Turgut Mermertas,  
Mag. Gerhard Milchram,

Dr. Thomas Pankratz, Mag. Silvia Perfler,  
Markus Seyser, Dr. Felix Schneider,  
Dr. Claus Stephani, Naomi Felice Wonnenberg,  
Halina Zajac, Gerhard Zirbs.

**EDV-Koordination, Design und grafische Gestaltung:**  
Turgut Mermertas

**Druck und Endherstellung:**

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH  
A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Stamper-Str 347,  
Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und  
Fotos wird keine Haftung übernommen.**

**Ausserdem sei grundsätzlich festgestellt, dass  
sich die Redaktion das Recht vorbehält, Manu-  
skripte zu kürzen bzw. geringfügig zu ändern.**

לשנה טובה תכתבו

DER KULTURVEREIN

DAVID DANKT ALLEN

GÖNNERN FÜR DIE

ZAHLREICHEN SPENDEN!



die Konservierung der bestehenden Wasserressourcen und eine effiziente und nachhaltige Verwendung von Wasser regelt. Finanziert wird die Mittelmeerunion mit Geldern aus den gleichen EU-Töpfen, die bislang in den Barcelona-Prozess flossen. Für den Zeitraum 2007 bis 2013 sind dafür 16 Milliarden Euro veranschlagt. Bis 2006 hatte die EU im Rahmen des Barcelona-Prozesses etwa 20 Milliarden Euro an Finanzhilfen bereitgestellt.

### Frankreichs neue Diplomatie

Trotz der Tatsache, dass Libyens Staatschef Gaddafi dem Gipfel aufgrund der in seinen Augen neokolonialistischen Ausrichtung fern blieb, gelang es Präsident Sarkozy, insbesondere Syrien und Israel an einen Tisch zu bringen. In einem Gespräch mit dem französischen Fernsehen betonte Syriens Präsident Assad, dass sein Land bereit sei für normalisierte Beziehungen mit Israel, immerhin befinden sich die beiden Länder seit 1948 formell im Kriegszustand. Direkte Gespräche würden aber erst nach den amerikanischen Präsidentschaftswahlen stattfinden. Darüber hinaus kam es am Rande des Gipfels zu einem Treffen zwischen Israels Premier Olmert und dem palästinensischen Präsidenten Abbas, dessen Atmosphäre ebenfalls zu einem positiven Gelingen des Pariser Gipfels beitrug. Beide Seiten bestätigten, dass sie ernsthaft an einer Lösung des Konflikts und einem dauerhaften Frieden interessiert seien. Weiters einigten sich Syrien und Libanon darauf, in ihren Hauptstädten Botschaften einrichten zu wollen, womit zumindest implizit eine Anerkennung der libanesischen Unabhängigkeit durch Syrien gegeben scheint. Im Unterschied zu seinem Vorgänger Chirac, der nach der Ermordung des libanesischen Premierministers Hariri im Jahr 2005 die diplomatischen Beziehungen mit Libanon abbrach, scheint Sarkozy der Devise zu folgen, dass in außenpolitischen Fragen mit jedem geredet werden müsse, auch mit Nichtverbündeten. Mit der Mittelmeerunion will Sarkozy sein Land international besser positionieren. Insbesondere durch die EU-Osterweiterung im Jahr 2004 fühlte sich Paris an den Unionsrand gedrängt und musste zusehen, wie Deutschland eine zunehmend zentralere Stellung einnahm. Neben geostrategischen spielen auch präzise wirtschaftliche Überlegungen mit: Schon bei seinen jüngsten Kontaktreisen in die Maghreb-Staaten 2007, bei denen er für die Schaffung seiner Mittelmeerunion eintrat, zeigte sich Sarkozy vor allem auch als Vertreter der französische Nuklear- und Rüstungsindustrie. Darüber hinaus will Frankreich seinen Einfluss in Nordafrika und im Nahen Osten stärker betonen und hier auch auf internationaler Ebene eine Mittlerrolle einnehmen. Hier liegt jedoch auch die Gefahr, dass diese Initiativen als neue Hegemoniebestrebungen insbesondere in den ehemaligen Kolonien angesehen werden.

### Ein neues „mare nostrum“?

Ob sich aus Präsident Sarkozys „Club Med“ eine echte und funktionierende Partnerschaft entwickelt, wird von der Realisierung der erwähnten Projekte, insbesondere in Hinblick auf die Infrastruktur und den Abbau von Handelsschranken abhängen. Auch die im Barcelona-Prozess vorgesehene Schaffung einer mediterranen

Freihandelszone bis 2010 wird von den Mittelmeer-Anrainerstaaten verstärkt eingefordert werden. Für das Gelingen der „Union für das Mittelmeer“ wird es erforderlich sein, private Mittel zu gewinnen, denn der Präsident der Europäischen Kommission, José Manuel Barroso, hat bereits angedeutet, dass man seitens des EU-Haushaltes nicht viel zu erwarten habe, da für die Europäische Nachbarschaftspolitik nur ca. 50 Millionen Euro zur Verfügung stünden – ein Tropfen auf den heißen Stein, wenn man berücksichtigt, dass Milliarden von Euro nötig sind, um die Projekte abzuschließen. Fraglich bleibt auch, inwiefern wirklich alle EU-Mitgliedstaaten diese – zumindest in der Entstehungsphase – französische Initiative unterstützen, und ob auf die französische Ratspräsidentschaft folgende Präsidentschaften mit dem gleichen Elan agieren werden wie Sarkozy, wenn ihre nationalen Interessen womöglich in anderen Regionen Europas liegen. Den symbolischen diplomatischen Gesten des Dialogs und der Annäherung, die von manchen als ein gutes Omen für die Geburt der neuen „Union für das Mittelmeer“ gesehen werden, steht jedoch der noch immer nicht gelöste Nahostkonflikt gegenüber. Auch wenn die Treffen in Paris und die Signale ermutigend sind, so fehlten doch Konzessionen. Europa und die EU müssen sich bewusst sein, dass das Hauptproblem, die Lösung des Nahostkonflikts, wohl auch durch die „Union für das Mittelmeer“ allein nur schwer zu erreichen sein wird. Dies hat zur Folge, dass, solange das Nahostproblem nicht wirklich gelöst ist, weder Israel noch die palästinensischen Gebiete in der Lage sein werden, eine Co-Präsidentschaft für die „Union für das Mittelmeer“ zu stellen. Aufgrund dieser Tatsache werden auch die arabischen Staaten nur zögerlich an der Initiative mitarbeiten.

Es bestehen keine Zweifel, dass Europa und die EU im Mittelmeerraum vitale Interessen haben. Entwicklungen in dieser Region haben einen viel größeren und auch sichtbareren Einfluss auf die EU als auf die USA. Gerade deshalb bleibt zu hoffen, dass der „Union für das Mittelmeer“ mehr Erfolg beschieden sein wird, als dem Barcelona-Prozess. Es muss im Interesse der EU liegen, dass konkrete Projekte mit den Mittelmeerpartnern erarbeitet werden, um zum einen für Frieden und Stabilität in der Region zu sorgen, und zum anderen, um als Akteur in der Region wahrgenommen zu werden. Auch wenn man Präsident Sarkozy vorwerfen könnte, dass er Frankreichs nationale Interessen insbesondere am Beginn der Debatten über neue Formate der EU-Mittelmeerpolitik in den Vordergrund gestellt hat, so ist ihm zu gute zu halten, dass einerseits diese Region wieder verstärkt in den Fokus Europas gerückt ist, und andererseits, dass er beim Gipfel von Paris Ergebnisse erzielen konnte. Es besteht daher Hoffnung, dass dieser Schwung auch die mit Sicherheit auf die „Union für das Mittelmeer“ zukommenden Probleme überstehen und zur Schaffung einer nachhaltigen und umfassenden EU-Mittelmeerpolitik beitragen wird. ■

Weiterführende Quellen:

Joint Declaration of the Paris Summit for the Mediterranean, Paris, 13. Juli 2008  
[http://ec.europa.eu/external\\_relations/euromed/index\\_en.htm](http://ec.europa.eu/external_relations/euromed/index_en.htm)



hen in Tibet geben, doch bewirkt wird dies alles kaum etwas.

Wie sieht vor diesem Hintergrund die Zukunft aus? Die Gefahr besteht, dass die schwärende Wunde Tibet auf alle Zeit hinaus weiter besteht. Peking hat verbale Breitseiten gegen den Dalai Lama abgefeuert, die an die Klassenkampf-Rhetorik zu Maos Zeiten erinnert. Glaubt man den offiziellen Verlautbarungen, so gibt es keine schlimmere, keine reaktionärere Figur auf Erden als den Dalai Lama. Ihm eignet die Bezeichnung „splittist“, Sezessionist. Nach Meinung Pekings steht er hinter aller tibetischen Opposition gegen China und ist deshalb auch mitschuldig an den jüngsten gewaltsamen Übergriffen gegen Han Chinesen.

Eine sachliche Lagebeurteilung müsste indessen zu einem ganz anderen Schluss kommen. Objektiv gesehen ist der Dalai Lama eine der letzten, wenn nicht die letzte Möglichkeit, in der Tibetfrage noch zu einem einigermaßen akzeptablen Kompromiss zu gelangen. Verschwindet der Dalai Lama von der Bildfläche, so wird es über Jahre, möglicherweise über ein Jahrzehnt hinweg keine eindeutige, das Vertrauen vieler Tibeter genießende Ansprechperson für Peking mehr geben. Es ist höchst wahrscheinlich, dass es nach dem Tod des heutigen Dalai Lama es widersprüchliche Ansprüche auf eine Reinkarnation des jetzigen Dalai Lama geben wird. Dies ist übrigens nichts Neues in der rund 600-jährigen Geschichte der Dalai Lama. Tibet wurde in der Vergangenheit wiederholt von Bürgerkriegen heimgesucht, die zuweilen auch chinesische Kaiser zum Eingreifen veranlassten.

Der Dalai Lama hat deutlich werden lassen, dass er nicht ein unabhängiges Tibet anstrebe. Damit hat er eigentlich vom staatspolitischen und staatsrechtlichen Gesichtspunkt her gesehen, schon das wichtigste Argument, das Peking gegen ihn vorbringt, nämlich ein Sezessionist zu sein, widerlegt. Nun kann man natürlich behaupten, dies alles sei nichts als Propaganda. Andererseits hat sich der Dalai Lama mit seiner Ablehnung eines vollständigen Bruchs mit China gegenüber seinen Landsleuten als Stimme der Mäßigung geoutet. Es ist kein Geheimnis, dass es auch namhafte Gruppen von Tibetern gibt, die sich von China ganz lossagen wollen. Es könnte sogar schon so weit sein, dass in dieser Frage der alternde Dalai Lama für junge, ungestüme Elemente unter den Tibetern nicht mehr uneingeschränkt der Sprecher für die Ambitionen des tibetischen Volkes ist.

Würde man aufrichtig und ohne ideologische Scheuklappen nach einer Lösung für das tibetische Volk suchen, so gäbe es eine Reihe von Modellen, auch wenn selbstverständlich föderalistische Lösungen in einem zentralistischen Staatsmodell, wie es der chinesischen Volksrepublik eignet, keinen Platz haben. Unbestritten ist, dass die heutige Form des Autonomiestatuts den Tibetern nicht ausreicht. Viele empfinden es als eine leere Formel ohne Inhalt, bleiben doch alle Machtprärogativen Peking, das heisst der KPC vorbehalten. Die chinesische

Führung müsste schon einen riesigen Sprung über ihre eigenen Schatten wagen, um eine tragfähige Lösung etwa nach dem Muster der Autonomien in Spanien zu wagen.

Einer raschen und nachhaltigen Lösung des Tibetproblems stehen nicht nur die Machtansprüche Pekings und der traditionelle chinesische Zentralismus entgegen. Wünsche nach mehr Autonomie stehen auch im Konflikt mit dem absoluten Herrschaftsanspruch der KPC. Allein vom Wunsch nach Unabhängigkeit betrachtet ist Tibet zusammen mit den Uiguren wohl das einzige Gebiet in der Volksrepublik, das für eine Sezession in Frage kommt. Man kann sich in den anderen Landesteilen, auch in der ansonsten selbstbewusstesten Provinz Guangdong kein vergleichbares Unabhängigkeitsstreben vorstellen. Insofern müsste eine verstärkte Autonomie für Tibet auch kein Präjudiz für andere chinesische Provinzen schaffen.

Doch geht es der Führung in Peking nicht allein um diesen Aspekt. Ein Einlenken gegenüber dem Dalai Lama wäre aus ihrer Sicht nicht nur ein Eingeständnis von Schwäche, sondern auch die Akzeptanz, dass es neben der KPC andere Machtpole geben kann und darf. Bekanntlich gibt es auch in der Volksrepublik die sogenannten „Blockflötenparteien“, wie sie in der verblichenen DDR bestanden hatten. Niemand ausserhalb der KPC hat jedoch bei seinen Anhängern und Gefolgsleuten die Statur, die der Dalai Lama für sich reklamieren kann. Mit Blick auf die Polarisierung zwischen Tibetern und Han Chinesen ist der Dalai Lama heute noch für die Mehrheit der Tibeter die unbestrittene Führungsfigur. Die KPC wird aus deren Sicht immer nur als das Herrschaftsinstrument der Han Chinesen betrachtet.

Bis in Peking an der obersten Führungsspitze jemand die Zivilcourage oder auch schlicht die Einsicht hat, dass nur eine Verhandlungslösung mit dem Dalai Lama politische und soziale Stabilität in Tibet gewährleisten kann, wird sich nichts ändern. Dass solch eine Gesinnungsänderung eintreten kann, muss heute als eher unwahrscheinlich betrachtet werden und die Zeit, da mit dem Dalai Lama auf tibetischer Seite noch eine Führungsperson von ausserordentlicher Vertrauenswürdigkeit und mit grossem Charisma zur Verfügung steht, wird immer kürzer. Im optimistischen Falle kann man Zuversicht aus der Tatsache schöpfen, dass auch der letzte britische Gouverneur von Hongkong, Chris Patten, wüste Anwürfe seitens Pekings hatte einstecken müssen, nur um heute ein gern gesehener Gast in China zu sein. Im pessimistischen Falle stehen die Aussichten, in Tibet zu einer friedlichen Beilegung eines klassischen Minderheitskonflikts zu kommen, heute schlechter denn je. ■

*Wurde mit freundlicher Genehmigung aus dem Informationsblatt: Liberale Impulse, April 08, Nr. 01/08 entnommen*



Hungerstreik fortführten. Höhepunkt war der 30. August, an dem alle Menschen aufgerufen wurden, 12 Stunden für den Frieden zu fasten und sich auf den gewaltlosen Aufstand zu besinnen. Auch in anderen Städten Österreichs folgten Tibeter und Österreicher dem Aufruf, besonders in Innsbruck, wo sich ca. 30 Personen bei der Anna-säule versammelten. Organisiert wurde die Veranstaltung von der lokalen



v.l. Tseten Zöchbauer, Jamyang Zongchega u. Elisabeth Zimmermann, Präsidentin von Save Tibet

Tibetergemeinde und von Atussa Sadri, die nicht nur in Tirol den Tibetern zur Seite steht, sondern auch in Deutschland. Nach 12 Stunden wurde eine interreligiöse Zeremonie abgehalten, unter Beteiligung von Vertretern aller größeren Religionsgruppen, Vertretern christlicher Kirchen (zwei römisch-katholische Vertreter, Herr Rektor Dr. Petrus Bsteh von der Kontaktstelle für Weltreligionen und Dechant D. Karl Engelmann von Hernals-Kalvarienberg, sowie Frau Vikarin Heidvogel von der Evangelischen Kirche Innere Stadt), einem buddhistischen Mönch aus Sri Lanka und einer Vertreterin der burmesischen

Buddhisten, sowie des jüdischen Kulturvereines DAVID, vertreten durch Ilan Beresin, der die Tibetergemeinschaft schon seit langer Zeit begleitet. Gemeinsam wurde gebetet. Auch Gefühle und Wünsche wurden ausgedrückt, die die Tibeter begleiten mögen.

Den Abschluss bildete die Pressekonferenz am Sonntag, dem 31. August, die unter Beteiligung der Presse, des ORF und Ulrike Lunacek, Außenpoli-

tiksprecherin der „Grünen“, von Tseten Zöchbauer und Jamyang, beide stark geschwächt vom aufzehrenden Hungerstreik, abgehalten wurde. Unter den Anwesenden und Rednern war auch Francesca Habsburg, die sich schon lange für die Anliegen der Tibeter im In- und Ausland einsetzt. Viele Veranstaltungen wären ohne sie nicht möglich gewesen. Die beiden Hungerstreikenden riefen abschließend nochmals dazu auf, die kulturelle Vielfalt in Asien und der ganzen Welt zu schätzen und zu respektieren, und im Dialog Lösungen für die Probleme zu suchen. ■ Save Tibet [www.tibet.at](http://www.tibet.at)

Bezirksvorsteherin  
**SUSANNE REICHARD**



wünscht im Namen der  
**Bezirksvertretung  
Wieden**

*ein gesegnetes,  
erfolgreiches und  
friedliches neues Jahr!*

**AbgzNR Herbert Scheibner  
Stellvertretender Klubobmann**

wünscht allen Leserinnen und Lesern  
des DAVID und  
der jüdischen Gemeinde in  
Österreich  
ein schönes und friedvolles  
neues Jahr 5769!

Der Bezirksvorsteher  
**Gerhard Zatlökal**  
und die Mitglieder  
der Bezirksvorstehung 15



wünschen allen  
jüdischen MitbürgerInnen  
zu Rosch Haschana alles Gute!

**Die Bezirksvorsteherin  
von PENZING**

**ANDREA  
KALCHBRENNER**

*wünscht allen jüdischen  
Bürgern ein friedliches  
Neujahrsfest!*



Umständen dabei was getan werden darf und unterlassen werden muss, blieb bis heute Gegenstand von Diskussionen.

In der *Mündlichen Torah* begegnet eine eher unsystematische Wiedergabe und Ausarbeitung der biblischen Kriegs- und Königsrechtstexte, eher beiläufig per Stichwortverbindung anderen Themen beigefügt. An die Stelle der priesterlichen Kompetenz rückte hier die rabbinische Autorität. Die Haltung der meisten Rabbiner zum Krieg als einem Mittel der Politik war angesichts der erfahrenen Übermacht Roms eher skeptisch,<sup>13</sup> und dann und wann begegnen auch Aussagen, die eine Gewaltanwendung weitgehend ablehnen.<sup>14</sup> Ungeachtet dessen blieb die Erwartung endzeitlicher Kriege mit einem endgültigen Sieg Israels bzw. der uneingeschränkten Gottesherrschaft als Topos unverändert.

Im Mittelalter entstanden zwar umfangreiche Kompendien des jüdischen Rechts. Aber nur der *Mišneh tôrah* (im Folgenden: MT) des Mose ben Maimon (Maimonides, gest. 1204 in Ägypten) umfasst das gesamte jüdische Recht, also auch jene Vorschriften, die nur in einem jüdischen Staat im eigenen Land zur Geltung gelangen. Der 14. Teil (*Sefâr šôfêṭim*, „Richterbuch“) gilt dem Rechtswesen und der staatlichen Organisation, und hier sind auch die königs- und kriegsrechtlichen Vorschriften zusammengefasst. Der letzte Teil des Königsrechts betrifft die Zeit der Herrschaft des „Gesalbten Königs“ (*ha-mäläk ha-mašp̄ch*) aus dem Hause Davids.<sup>15</sup> Die Vorschriften der Schriftlichen Torah hatte Maimonides schon zuvor in einer eigenen Abhandlung mit dem Titel *Sefer ha-miçwôt* („Buch der Gebote“, im Folgenden: SM) dargelegt. Aktuell wurden diese Gesetze freilich erst wieder mit der Gründung des Staates Israel und infolge der fortschreitenden Verfügung über das Land Israel.

Der Staat Israel wurde zwar als „jüdischer Staat“ definiert, aber nach säkularen und modern-demokratischen Gesichtspunkten gestaltet. So ergab sich ein Widerspruch zwischen traditionellem „jüdischen Recht“ und staatlichem Recht. Aus koalitionstaktischen Gründen war von Anfang an ein Kompromiss zwischen säkularer Mehrheit und religiös-zionistischer Minderheit erforderlich. Auch das traditionelle Kriegsrecht hat eine gewisse praktische Bedeutung erlangt, weil die offiziellen religiösen Institutionen und dementsprechend auch das Militärrabbinat nach orthodoxen Normen funktionieren. Die Militärrabbiner haben in erster Linie zu entscheiden, welche Verhaltensweisen und Aktivitäten der Halakah entsprechen oder nicht, also erlaubt oder verboten sind. Ihre Entscheidungen stützen sich, soweit möglich, auf die Tradition, in diesem Fall insbesondere auf den *Mišneh Tôrah* des Maimonides und dessen Interpretationen. Der Großteil der aufkommenden Fragen ist ritueller Natur, und vieles betrifft Probleme im Zusammenhang mit den Vorschriften für den Sabbat. Aber auch Grundsatzfragen werden immer wieder akut, vor allem im Sinne des Verhältnisses

von militärischen Handlungszwängen und dem Gebot, Menschenleben zu bewahren.<sup>16</sup>

### **Markante Eigentümlichkeiten des traditionellen Kriegsrechts**

Die Kriegsgesetze der Schriftlichen und Mündlichen Torah, wie sie durch Mose ben Maimon in seinem Kodex *Mišneh Tôrah* (MT) und im *Sefâr ha-Miçwôt* (SM), dargelegt worden sind, weisen einige Besonderheiten auf, die bis heute von Bedeutung geblieben sind.

Ein zentraler Gesichtspunkt ist der Krieg zum Schutz des Landes Israel. Das jüdische Kriegsrecht steht, wie schon erwähnt, weithin unter dem Vorzeichen der Konfrontation mit Fremdkult bzw. Götzendienst und dies insbesondere im heiligen Bereich des Landes Israel.

Bei Eintritt in das Land Israel werden nach MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* I, 1-3 drei Gebote aktuell: 1. Die Ernennung eines Königs durch den Sanhedrin, eventuell durch einen Propheten (Dt 17,15, vgl. SM Gebot 173); 2. Der Ausrottungskrieg gegen Amalek (Dt 25,19, vgl. Gebot 188); 3. Der Bau eines Tempels (Ex 24,8, vgl. Gebot 20). Im Land Israel als rituell „reinem“ Gebiet darf kein Götzendienst geduldet und bestehende Götzendiensteinrichtungen müssen beseitigt werden.<sup>17</sup> Götzendiener sollen nach Möglichkeit das Land überhaupt nicht erreichen und betreten können. Eine zum Fremdkult abgefallene israelitische Stadt muss militärisch angegriffen werden und verfällt dem Bann.<sup>18</sup>

Das jüdische Kriegsrecht unterscheidet zwischen Pflichtkrieg und Wahlkrieg. Der *Pflichtkrieg* (*milçamät çôbah*) besteht in der Abwehr jeder Gefahr für Land und Volk Israel. Er ist an sich ein Verteidigungskrieg, den der König und jeder wehrfähige Israelit zu führen verpflichtet ist (MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* V,1-2). Die Abwehr muss vorsorglich erfolgen, im Sinne präventiver Verteidigung, so dass kein Feind die Landesgrenzen überschreiten kann. Infolgedessen verschwimmen die Grenzen zwischen Verteidigungskrieg und Angriffskrieg.

MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* V,4 (Dt 20,17, vgl. SM Gebot 187) betrifft das Gebot zur Vertreibung bzw. Ausrottung der 7 Völker des Landes Kanaan und das Verbot, sie am Leben zu lassen (SM Verbot 49), was alles als historisch bereits erledigt gilt. Eine gütliche Regelung ist ausdrücklich untersagt (MT *Hilkôt <sup>e</sup>bôdah zarah* X,1f.). Die Unterworfenen sind gemäß ihrem Status deutlich zu kennzeichnen. Eine Sonderrolle kommt dem Krieg gegen „Amalek“ zu, denn als Amalekiter gelten die jeweils aktuellen Erzfeinde Israels. MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* V,4-5 (Ex 17,14 / Dt 25,19, vgl. SM Gebot 188) gebietet, Amalek und mit ihm jedes Gedächtnis an ihn auszurotten; SM Gebot 189.(Dt 25,17f.) fordert, an Amalek stets zu denken, und Verbot 59 (Dt 25,19) verbietet, Amalek jemals zu vergessen.<sup>19</sup>

Der *Wahlkrieg* ist ein Angriffskrieg, den der König zu führen berechtigt ist, in biblischer Zeit auf Grund eines



von weitreichender Bedeutung, ob man das Gebot der Lebensbewahrung auf Israeliten beschränkt, oder auf alle Menschen anwendet. Der Text des berühmten Satzes: „Wer ein Menschenleben (aus Israel) rettet/vernichtet, der rettet/vernichtet eine ganze Welt“, ist teils mit, teils ohne „aus Israel“ überliefert. Das Militärrabbinat wurde angesichts dessen z. B. konkret mit der Frage konfrontiert, ob man das Arbeitsruhegebot am Sabbat auch zugunsten eines nichtjüdischen Verwundeten brechen darf, und ob man Gefallene am Sabbat bergen soll.<sup>27</sup> Die Mehrheit der Militärrabbiner war lange eindeutig dafür. Extrem strenge Autoritäten verneinen das zwar, doch zieht man aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung die mildere Praxis vor.

Wenn es abzuwägen gilt, wie viele Menschenleben für die Verfügung über das Land riskiert werden dürfen hat die Orthodoxie mit dem Argument der Lebensbewahrung ein Instrument in der Hand, das eine realpolitische Entscheidung ermöglicht. Das funktioniert aber nicht, falls die Überzeugung vorherrscht, es handle sich um eine Endzeitsituation, die keine Alternative mehr zulässt, oder um eine alle Maßstäbe übersteigende kollektive Gefährdung Israels, etwa durch einen neuen Holocaust. Während die Behauptung der anbrechenden Endzeit für viele kein überzeugendes Argument darstellt, zwingt die Ankündigung eines neuen Holocaust zu fast bedingungsloser Solidarität, und der vorsorgliche bewaffnete Kampf erscheint als selbstverständliche jüdische Pflicht und als göttliches Gebot zugleich. Die Grenzen zwischen Selbstverteidigungsrecht, Angriffskrieg und Religionskrieg verschwimmen dabei.

Gemäß traditionellen Normen und Gesichtspunkten gehört es zu den selbstverständlichen Pflichten einer jüdischen Gemeinschaft, Gefangene auszulösen, sofern man sie nicht ohne Gefährdung von Leben befreien kann. Gefangene nicht auszutauschen und durch Befreiungsversuche das Leben der Gefangenen und dazu auch noch das Leben anderer zu gefährden, stößt daher auf profunde Kritik. Aber wo ist die Grenze für Zugeständnisse bei einem Austausch oder Freikauf? Die Meinungen dazu gehen derzeit aus gegebenem Anlass weit auseinander.

### Im Disput: Moderner Krieg und *Chillûl ha-ShEM*

In den letzten Jahren wurde wiederholt erörtert, inwieweit der monotheistische Anspruch auch eine stärkere Neigung zur Gewaltanwendung mit sich bringe.<sup>28</sup> Das Judentum als „monotheistische Mutterreligion“ steht in solchen Diskussionen natürlich besonders im Blickfeld.<sup>29</sup> Auch im Judentum motiviert aber nicht der monotheistische Anspruch selbst die Gewaltanwendung, ausschlaggebend ist hier der Anspruch auf das „Land Israel“.

Moderne Kriege sind angesichts der Diskrepanz zwischen den hohen Opferzahlen und materiellen Schäden und dem Erreichbaren als Mittel der Politik äußerst fragwürdig geworden.

Die Erörterung solcher Fragen wird dem Einzelnen dadurch erschwert, dass Politiker umstrittene Maßnahmen mit dem Anspruch verbinden, für ganz Israel (das Judentum insgesamt) zu handeln, und daher kollektive Solidarität fordern. Die unterschiedlichen Spielarten des Judentums können unter solchem Druck ihre Grundanschauungen nicht angemessen zum Ausdruck und zur Geltung bringen, weil die Überzeugung vorherrscht, damit das Leben von Mitjuden in Israel zu gefährden. Aber welche Politik gefährdet mehr und welche schützt mehr? Die Lage ist komplex und die Voraussetzungen der Urteilsbildung sind jeweils recht verschieden, aber ein Abwägen wird von den Radikaleren bereits als Verrat diskreditiert.

Nicht wenige religiöse Juden befürchten angesichts dieser Vorgänge und Möglichkeiten einen *chillûl ha-SheM b°-farhesjah*, eine öffentliche Entweihung des Namens Gottes. Es gibt jedoch Orthodoxe, die den Namen Gottes durch die Politik des säkularen Staates entweiht sehen und den Erfolg im Kriegsfall an das Vertrauen auf den Gott Israels und an die „richtige“ religiöse Praxis binden. So erschien in *IsraelNews Wire* am 1.04.2007 folgende Notiz:

*„Israel with secular leadership is the most stupid nation in the world. It will be a desecration of Hashem's name to have Israel, that chosen secular leadership for the last 50 years, will have peace and success. It just not going to happen. Hashem that has given us, the Jews, the land of Israel, has made it very clear in the Torah that if we go in his ways all will be good and if we, as a nation, will go against Hashem, we will have no security, no peace and eventually we will loose the land of Israel, like we already did twice. I for one can see this very clearly and if you want proves, just check out Israel history, every time Israel won a war with Hashem's miracles. The Israeli leadership always made sure not to nation anything about Hashems great miracle and sell to the public how great our leaders are and how great our army is - today after the Yom Kippur war and the last war in Lebanon we all know that our leaders are mostly Idiots and our army is a joke.“*

Andere sehen in einer Fortsetzung der Politik der letzten Jahre, etwa mit einem Angriff auf den Iran, keineswegs eine Gewähr für die Bewahrung jüdischen Lebens, sondern eine Gefährdung der Existenz des Staates Israel, bestenfalls eine Prolongierung des opferreichen Konflikts. Gideon Levi, ein exponierter Kritiker der israelischen Regierungspolitik, schrieb unlängst dazu: “

*Beyond the problematic assumption that we are allowed to do what others are not allowed, and what is secure in our hands is dangerous in the hands of others, this kind of conduct will lead to disaster. We tried twice, in Iraq and in Syria, and it worked; it is doubtful it was essential. ... Now it seems we are going to try a third time against Iran. It may even be successful, but nothing lasts forever. It will end in catastrophe. From bombardment to bombardment, that is not the way for Israel to establish itself in the Middle East in the long term. But no one discusses the long term beyond*



Gebrauch tabu. Es handelt sich um mehr als nur um Genozid, nämlich um Ausrottung aller Lebenden, auch der Haustiere und um Verbrennung sämtlicher Sachwerte.

21 Stefani P. – Menestrina G. (ed.), Pace e guerra nella Bibbia e nel Corano, Brescia (Biblia 7) 2002; Vanoli A., „L'idea ebraica di „guerra giusta“ e l'incontro con la cultura islamica, Materia giudaica 8,2003, 329-341.

22 Text nach: Schirmann J., Ha-šrah ha-ibrît bi-S<sup>e</sup>farad û-ba-Provence, I Jerusalem 1971/2<sup>3</sup>, 578.

23 Zur orthodoxen Auffassung s.: Josef Arjeh b Salomo Zalman, Mišnat piqqûaš năfăš, Bnei Brak 2003.

24 Maimonides, SM Gebot 247, begründet aus Dt 25,12.

25 Lv 19,16. Maimonides, SM Verbot 297. Kirschenbaum Aaron, The bystander's duty to rescue in Jewish law, Journal of Religious Ethics 8,1980, 204-226.

26 Näheres dazu in: Maier J., Berechtigung und Grenzen der Notwehr und Selbstverteidigung im jüdischen Recht, in: Perani M. (ed.), „The Word of the Wise Man's Mouth are Gracious“ (Qoh 10,12). Festschrift für Günter Stemberger on the Occasion of his 65th Birthday, Berlin (StJ 32) 2005, 331-384.

27 Halperin M., Pinnûj ch<sup>a</sup>lalim be-šabbat, Techûmim 23,2001/2, 104-115.

28 Viaud P. (ed.), Les religions et la guerre, Paris 1991; Schwartz R. M., The Curse of Cain. The Violent Legacy of Monotheism, Chicago-London 1997; Siefert R. P. - Breuninger Helga (Hg.), Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte, Frankfurt a.M. 1998; Baudier G., Gewalt in den Weltreligionen, Darmstadt 2005; Coffee J. I. (ed.), Religion, Law and the Role of Force, Ardsley, NY 2002; Ellens J. H. (ed.), The Destructive Power of Religion, Westport, Conn. 2004; Walter Peter (Hg.), Das Gewaltpotential des Monotheismus und der dreieinige Gott, Freiburg i. Br. (QD 216.) 2005; Perani M. (ed.), Guerra santa. Guerra e pace dal Vicino Oriente antico alle tradizioni ebraica, cristiana e islamica, Firenze 2005; von Greyertz K. – Siebenhüner K. (Hg.), Religion und Gewalt, Göttingen 2006.

29 Unabhängig vom monotheistischen Anspruch zum Verhältnis von Religion und Gewalt im Judentum: Medding P. Y. (ed.), Jews and Violence, Oxford – New York (Studies in Contemporary Jewry 8) 2003.

30 Living forever by bombardment, Ha-Aretz (engl. Online-edition) 5. Juli 2008.

31 Arian A., Security Threatened. Surveying Israeli Opinion on Peace and War, Cambridge 1996; Alexander E., The Jewish Wars, Carbondale 1996; Roznik A., Milhamah w<sup>e</sup>-šalôm b<sup>a</sup>-hagût j<sup>a</sup>hûdît môdernît nôkaš „ha-‘aher“, Da'at 62, 2007/8, 99-125.



Stadtrat Norbert Walter, MAS  
1. g. Obmann der ÖVP Leopoldstadt

Im Namen der ÖVP Leopoldstadt  
wünsche ich der jüdischen Gemeinde  
alles Gute zum Jahreswechsel!



[www.leopoldstadt.oevp.at](http://www.leopoldstadt.oevp.at)



### MMag. Dr. jur. Clemens O. Graninger

Wirtschaftstreuhänder - Beeideter  
Buchprüfer und Steuerberater  
Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter Sachverständiger

A-1030 Wien, Jacquingasse 31  
Tel: 01/798 53 35, Fax: 01/ 799 21 90  
e-mail: [treujaq@nexta.at](mailto:treujaq@nexta.at)

wünscht allen Leserinnen und Lesern  
des DAVID ein schönes neues Jahr!

Der Bezirksvorsteher  
der Brigittenau

## HANNES DERFLER

wünscht allen  
jüdischen Mitbürgern  
zu Rosch Haschana  
alles Gute!



Ich wünsche den jüdischen  
BürgerInnen und allen  
LeserInnen des DAVID ein  
schönes neues Jahr.

**Renate Kaufmann**  
Mariahilfer  
Bezirksvorsteherin

Der  
Bezirksvorsteher - Stellvertreter  
von Hietzing

## REINHARD FEISTRITZER

wünscht allen LeserInnen  
ein schönes und friedliches  
Neujahrsfest!



darauf hin, dass er seinen jüdischen Hintergrund nie verleugnet habe, um seiner Karriere nicht zu schaden. Im Gegenteil: „Mein ganzes Leben war ich Jude, und „Jude“ stand auch in meinem Pass!“ – gemeint ist die berühmte fünfte Zeile des Ausweises, in der die ethnische Identität einzutragen war.

Es ist wie Eduard Gurvitz sagt, er ist ein Bürgermeister wie jeder andere auch. Er wurde als Person gewählt, nicht, weil er Jude ist. Gurvitz ist kein besonders religiöser Mensch und legt auch keinen Wert darauf, eine aktive Rolle im jüdischen Gemeindeleben seiner Stadt zu spielen. Dennoch ist es allein auf seinen Einsatz und seine Unterstützung zurückzuführen, dass ein jüdisches Waisenhaus in Odessa errichtet werden konnte. Auch Avraham Wolff, Chefrabbiner von Odessa, würdigt sein Engagement: „Er ist keine religiöse Person, aber er tut was er kann, um der Gemeinde zu helfen“

Wenn man die judenfeindliche Stimmung innerhalb der ukrainischen Bevölkerung bedenkt, die in Wahlkämpfen noch geschürt wird, ist es nicht selbstverständlich, dass sich ein jüdischer Kandidat durchsetzen kann. Vor allem durch nationalistische Parteien flossen bei den Wahlen der letzten Jahre wiederholt judenfeindliche Parolen und Weltverschwörungstheorien ein. So wurden vor den Bürgermeisterwahlen 1994 Flugblätter verteilt, in denen die Bürger in Odessa aufgerufen wurden, gegen die „zionistische Übermacht“ zu kämpfen. Bei den Regionalwahlen 2004 wurden Plakate eines Kandidaten, der Eduard Gurvitz nahe steht, mit Hakenkreuzen und Davidsternen veranstaltet. Der Hinweis auf die „Herkunft“ eines Kandidaten – Jude oder Ukrainer – ist ein weiteres oft gebrauchtes Mittel. Nationalistische Parteien wie die Ukrainisch Konservative Partei (UKRP) und die Ukrainisch Nationale Versammlung – Ukrainisch Nationale Selbstverteidigung (UNA-UNSO) stellen „Russen“ und „Zionisten“ als Gefahr für den Staat dar. Mitunter wird vor einer zionistischen Weltherrschaft gewarnt, in der die Ukraine ein wichtiges Element sei. (Jüdische Oligarchen würden systematisch die Wirtschaft und das ganze Land zerstören.) Um dieser Gefahr entgegen zu treten sei es unerlässlich, „Ukrainer“ in allen politischen Strukturen vorzuziehen und Aktivitäten jüdischer Organisationen im Land zu verbieten. Der Ausgang der Wahlen in Odessa und anderen Städten zeigt, dass der Großteil der Bevölkerung nicht bereit ist, offenen Antisemitismus und extremen Nationalismus zu unterstützen. Politischer Antise-

mitismus ist in der Ukraine eher eine Randerscheinung, dennoch können sich einzelne Politiker, die judenfeindliche Ansichten vertreten durchsetzen und einen Parlamentssitz gewinnen. Grund dafür ist unter anderem, dass rechte Parteien Teil von Wahlblöcken sind – auch von Julia Timoschenko und Viktor Juschtschenko. Im anhaltenden Wahlkampfdruck werden rechte bzw. nationalistische Kräfte integriert und zur Mobilisierung genutzt.

Nationalistische Gruppierungen bauen auf der seit der Unabhängigkeit des Landes immer stärker werdenden fremdenfeindlichen Einstellung auf. Die Wurzeln dieser Entwicklung liegen in einem Zusammenwirken von Transformationsproblemen und der totalitären Vergangenheit des Landes. Die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen seit dem Ende der Sowjetzeit verstärkten die Kluft zwischen Gewinnern und Verlierern und führten zu Verunsicherung und generellem Misstrauen gegenüber dem Staat. Für rechte und nationalistische Parteien ist es ein Leichtes, auf diesen Ängsten aufzubauen und sie zu schüren.

Die jeweilige ukrainische Regierung versuchte diesen Tendenzen entgegenzuwirken und betonte, dass die Ukraine das Heimatland aller Völker sei, ungeachtet ethnischer Wurzeln, Rasse oder Religion. Doch die offizielle Linie eines toleranten multiethnischen Staates trägt dazu bei, vor der Tragweite des Problems die Augen zu verschließen. Die führenden Politiker des Landes sprachen sich wiederholt gegen Judenfeindschaft aus. Weiters wurden Gesetze erlassen, die Minderheiten einen gewissen Schutz bieten sollen, wie auch gegen Rassismus und Formen der Diskriminierung. Die Gesetze allein sind aber nicht ausreichend. Ein wesentliches Problem ist, dass nur wenige rassistisch motivierte Straftaten überhaupt als solche angezeigt bzw. als solche verfolgt



Babij Jar: Kinderdenkmal, © Wikipedia

werden.

### **MAUP: Die private Hochschule warnt vor den Juden**

Im großen und ganzen waren Ende der 90er Jahre antisemitische Artikel keine überdurchschnittlich häufige Erscheinung in ukrainischen Massenmedien. Es tauchten vereinzelt Artikel mit Vorurteilen und antijüdischen Inhalten in kleineren, auflageschwächeren Zeitungen auf. Ab dem Jahr 2002 war allerdings ein merklicher Anstieg judenfeindlicher Berichte zu verzeichnen. In den Jahren 2005 und 2006 wurden laut jährlichem Antisemitismusbericht des Stephan



Im Prozess der kollektiven Identitätsfindung spielt die ethnische Herkunft für einen Großteil der Ukrainer eine wesentliche Rolle. Das Land leidet unter bisher ungelösten sprachlichen, religiösen und ethnischen Konflikten, die im Moment noch nicht als akut zu bezeichnen sind. Die Kombination dieser Faktoren bildet aber eine gefährliche Grundlage für Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Antisemitismus.

In jedem Fall sind Minderheiten, die teilweise abweichende historische Blickwinkel haben, ein störender gesellschaftlicher Faktor. Vor allem verhindern ein verklärter Blick in die Vergangenheit und die Überhöhung der eigenen Nation eine kritische Auseinandersetzung mit vergangenen Ereignissen. In der Ukraine findet Vergangenheitsbewältigung nur zaghaft statt. Verbrechen des Zweiten Weltkriegs – die Kooperation mit deutschen und rumänischen Faschisten – sowie die stalinistischen Verbrechen sind kaum aufgearbeitet. Letztlich wurde die Beschäftigung mit dem Holocaust im Lehrplan von Schulen und Universitäten vom Bildungsministerium verpflichtend festgelegt.

Symbolisch für die Schrecken des Holocaust in der Ukraine steht „Babij Jar“. Die „Großmütterchenschlucht“, wie der Name übersetzt heißt, wurde im September 1941 zum Schauplatz eines der Verbrechen der Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg: Die jüdische Bevölkerung von Kiew war teilweise vor dem Einmarsch der Wehrmacht geflohen, etwa 50.000 waren zurückgeblieben, vorwiegend ältere Männer, Frauen und Kinder. Unter der Vorspiegelung, dass sie registriert bzw. zum Arbeitsdienst in andere Gebiete gebracht werden sollten, wurden an die 30.000 jüdischen Personen am 29. September 1941 in den Straßen Kiews versammelt. In Lastwägen wurden sie in die Schlucht nahe Kiew, nach Babij Jar, gebracht und dort sofort ermordet. Der Massenmord dauerte insgesamt fünf Tage und forderte nicht nur jüdische Opfer.

In der Sowjetzeit bemühte sich das kommunistische Regime, die Erinnerung an die Tragödie von Babij Jar loszuwerden. Zuerst sollte die Schlucht mit Sand zugeschüttet werden, 1959 gab es Pläne für eine Sportstätte. 1961 verfasste Jewgeni Jewtuschenko sein Gedicht „Babij Jar“, das genau aus diesem Grund mit dem Vers: „Es steht kein Denkmal in Babij Jar“ beginnt. Das Gedicht hinterließ einen tiefen Eindruck: Dimitri Schostakowitsch verwendete die Verse in den Chorsätzen seiner 13. Symphonie. Das Sowjetregime und Chruschtschow waren vom Gedicht verständlicherweise weniger angetan. Mittlerweile erinnern drei Denkmäler in Babij Jar an die Ereignisse im September 1941. Eines davon ist das Kinderdenkmal: Drei Bronzefiguren sitzen auf einem Marmorsockel, symbolische Nachbildungen der Spielsachen, die von den Kindern eingesammelt wurden. Der herausgeschnittene Teil im Marmor steht dafür, dass durch den Tod der Kinder etwas verloren ging, was niemals ersetzt werden kann.

Ein filmisches Denkmal setzte Artur Brauner den Ereignissen in Babij Jar durch seinen gleichnamigen Film. Erzählt wird die Geschichte der ukrainischen Familie Onufrienko und der jüdischen Familie Lerner, die seit über 20 Jahren befreundet sind und Tür an Tür am Stadtrand von Kiew wohnen. Der Film zeigt in schonungsloser und gleichzeitig sensibler Weise das Schicksal der betroffenen Menschen nach dem Einmarsch der deutschen Armee.

## Jüdische Gemeinden im Aufbau

Golda Meir, 1969-74 Ministerpräsidentin des Staates Israel, Simon Wiesenthal, der Schriftsteller Joseph Roth wie auch der Nobelpreisträger und hebräische Schriftsteller Samuel Josef Agnon, diese bekannten Persönlichkeiten wurden in der Ukraine geboren und sind für die jüdische Geschichte des Landes unvergesslich.

Die heute in der Ukraine lebende jüdische Bevölkerung bildet den Rest einer einst sehr großen Gemeinde. Das jüdische Leben blühte und viele Städte beherbergten bedeutende religiöse Zentren. Unter dem kommunistischen Regime wurden - wie in allen Teilen der Sowjetunion - das jüdische Leben und seine Kultur unterdrückt. Die zahlenmäßig stark verkleinerte Gemeinde kämpft heute vor allem mit zwei Problemen: einerseits mit dem hohen Alter der Mitglieder und andererseits mit der Abwanderung von durchschnittlich 40.000 Personen jährlich. Grund für die Emigration ist in erster Linie die schlechte ökonomische und soziale Situation im Land.

Trotzdem, oder gerade deshalb, wurden seit der Unabhängigkeit in der Ukraine mit viel Engagement neue Strukturen aufgebaut. In den letzten Jahren etablierten sich viele jüdische Organisationen, die seitdem eine Reihe von Aktivitäten organisieren und durch soziale Leistungen wie beispielsweise die Einrichtung von Suppenküchen den Ärmsten helfen. In 45 Städten der Ukraine gibt es jüdische Schulen und an der Internationalen Solomon Universität in Kiew existiert wieder eine Abteilung für jüdische Kultur und Geschichte. Das jüdische Leben wird außerdem durch verschiedene jüdische Zeitschriften und Magazine, das jiddische Fernsehprogramm „Yahad“ und zahlreiche kulturelle - und Bildungsangebote bereichert.

Nach der realsozialistischen Zeit musste zunächst eine neue Infrastruktur geschaffen werden. Das ukrainische Parlament beschloss 1992 ein Gesetz, wonach das unter dem sowjetischen Regime konfiszierte Eigentum an religiöse Gemeinschaften zurückgegeben werden musste. In den folgenden Jahren wurden aufgrund dieses Gesetzes größere und kleinere Synagogen restituiert. Außerdem erhielten die jüdischen Gemeinden der Ukraine einige Gebäude als Ersatz für zerstörte Synagogen. Dennoch gestalteten sich die Verhandlungen um das ehemalige jüdische Eigentum in vielen Fällen als schwierig und langwierig, wie man am Beispiel der Großen Synagoge in Kiew sieht. Die Brodsky



**SCHREIBER****Steinmetzbetrieb**

und Familien wünschen allen Gemeindemitgliedern  
ein glückliches Neues Jahr 5769!

Tel.: 76 71 009, Fax: DW 4, e-Mail: schreiber@i-one.at

לשנה טובה תכתבו

לשנה טובה תכתבו

**Evelyn Ebrahim  
Nahooray**

wünscht allen Freunden  
und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!

**Firma Polycommerz  
1010 Wien, Johannesgasse 12**

**Familie Rosenberg**  
wünscht allen Verwandten,  
Kunden und Bekannten  
alles Gute zum neuen Jahr!

לשנה טובה תכתבו

לשנה טובה תכתבו

**Familie  
Alfred Stühler**

wünscht allen Verwandten,  
Freunden und Bekannten  
ein glückliches  
neues Jahr!

**Familie**

**MAREK LIBERMAN**

wünscht allen  
Verwandten, Freunden  
und Bekannten  
ein glückliches  
neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**Dr. RAPHAEL GLASBERG**

**Internist**  
1100 Wien,  
Davidgasse 76-80, Stiege 8  
T.: 604 32 05

wünscht allen Patienten,  
Freunden, Verwandten und  
Bekanntem ein schönes  
neues Jahr!

**FRAU MMAG. DDR.  
ELISABETH WIES - CAMPAGNER**

wünscht allen Freunden und  
Bekanntem ein friedliches  
neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

JÜDISCHES  
MUSEUM  
HOHENEMS **עמם**

Wir wünschen den Lesern des  
DAVID und allen Freunden des  
jüdischen Museums Hohenems  
ein gutes neues Jahr.

Schweizer Str. 5, 6845 Hohenems  
www.jm-hohenems.at

לשנה טובה תכתבו

Komm.-Rat

**JAKOB TENNER**  
und Familie

wünschen allen Verwandten,  
Freunden und Bekannten  
alles Gute  
zum Jahreswechsel.

**Dr. PETER TAUSSIG**

Facharzt für Gynäkologie  
und Geburtshilfe

1160 Wien,  
Maroltingergasse 90.  
T: 493 32 95

wünscht allen Freunden  
und Bekannten ein schönes  
neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**FAMILIE  
ROBERT HERZLINGER**

wünscht allen  
Freunden und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Allen Bekannten,  
Freunden  
und Patienten wünscht

**Dr. Liora BUNZL**

frohe Festtage!

**DR. ELYAHU TAMIR**

WÜNSCHT  
ALLEN FREUNDEN,  
BEKANNTEN UND VERWANDTEN  
EIN SCHÖNES  
NEUJAHRSFEST!

לשנה טובה תכתבו

**3.LtagsPräs  
Bürgermeister  
Alfredo Rosenmaier**

wünscht allen  
jüdischen Mitbürgern  
und ihren Angehörigen  
ein hoffnungsvolles  
Neujahrtsfest!



**Familie  
K. D. Brühl**

übermittelt allen Kunden,  
Freunden und Bekannten  
zum Jahreswechsel  
die besten Glückwünsche!

לשנה טובה תכתבו

**Mag. Tina Walzer**  
und Familie  
wünschen allen Freunden  
und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו  
**AUFSPERRDIENST**  
Schlüssel-Service

**W. Kandov**  
A-1060 Wien,  
Otto-Bauer-Gasse 3  
Tel.: 01/596 41 48  
Mobil: 06991/20 910 96  
wünscht allen Kunden,  
Freunden und Bekannten  
ein schönes neues Jahr

**Bezirksrat  
MICHAEL KOLING**

Klubvorsitzender der  
SPÖ -Alsergrund  
wünscht allen Verwandten,  
Freunden und Bekannten  
anlässlich der Feiertage  
Gesundheit, viel Glück,  
Erfolg und Frieden.

**Dr. Thomas FRIED**  
Rechtsanwalt

1010 Wien,  
Gonzagagasse 11  
T.: 533 04 33  
wünscht allen seinen  
Freunden und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!

**TIBOR KARTIK**  
und Familie

wünschen allen Verwandten  
und Freunden ein schönes  
neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**Familie  
MR DR. HEINRICH SAMUELI**

1020 Wien, Wehlstraße 303/10/6  
T.: 728 06 02  
wünscht allen Bekannten,  
Freunden und Patienten  
Glück und vor allem Gesundheit  
im neuen Jahr!  
לשנה טובה תכתבו

**FLORIAN URBANSKI**

לשנה טובה תכתבו  
wünscht  
allen Freunden, Bekannten  
und Verwandten  
ein schönes neues Jahr!

**THERAPIEZENTRUM**

**Dr. Rose PROSZOWSKI**  
1140 Wien,  
Linzer Straße 192/2/4  
01/967-13-29; 0676/3514698  
wünscht allen Bekannten, Pati-  
enten und FreundInnen  
ein friedliches neue Jahr.

Zum Neujahrsfest übermittle ich  
den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern  
Österreichs meine besten Grüße  
aus der Traunseestadt  
GMUNDEN

**HEINZ KÖPPL**

Bürgermeister der Stadt Gmunden

לשנה טובה תכתבו



**HOPMEIER & WAGNER**  
Rechtsanwälte

DDr. Paul G. Hopmeier  
akad. Europarechtsexperte, Gerichtsdolmetscher  
Dr. Raoul G. Wagner, LL.M.  
New York University

WIEN - BUDAPEST  
[www.hopmeier.at](http://www.hopmeier.at)  
wünschen allen Klienten,  
Freunden und Verwandten  
ein glückliches neues  
Jahr

**CHRISTINE RUTH  
LEWERENZ-WEGHUBER  
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen  
Freunden und Bekannten  
ein friedliches Neujahrsfest!

Liebe Leserinnen und Leser!

Wir wünschen Ihnen schöne,  
friedliche und erholsame  
Feiertage.

**Bezirksparteiobmann  
Andreas Ottenschläger und  
das Team der ÖVP Josefstadt**





Ernst SMOLE

Der Begriff Ethik hat mit Religion nichts zu tun und umgekehrt. Seit Plato ist Ethik die Lehre vom „sittlichen Denken & Handeln“. Das Schulgesetz fordert die Vermittlung von „sittlichen, religiösen und sozialen Werten“: es wird zwischen „religiös“ und ethisch differenziert. Daher ist jeder Unterricht auch Ethikunterricht, wie etwa die schulische Erziehung zu Grundwerten wie Pünktlichkeit und Verlässlichkeit. Der „religiöse“ Unterricht wird im Schulgesetz gefordert. Daß damit „Glaubensunterricht“ gemeint ist, steht nirgends. Faktum ist, dass heute ein Teil der Menschheit sich von der Religion abwendet, während gelebter Glaube für andere immer lebensbestimmender wird – Stichwort religiöser Fundamentalismus. Die Konflikte, die durch dieses Spannungsverhältnis entstehen, machen das „Kundigsein“ in religiösen Fragen zu einem Muß, um die Welt einigermaßen zu verstehen.

Gefragt ist ein konfessionell ungebundener Unterricht in allgemeiner Religionskunde. Und zwar ganz besonders auch für Schüler, die schulischen „Glaubensunterricht“ erhalten. Misstrauen ist angesagt, wenn Angehörige von Konfessionen über andere Religionen informieren: gläubig zu sein bedeutet zu werten. Man wertet die eigene Konfession höher – sonst würde man ihr nicht angehören. Objektivität ist nicht möglich. Sinn dieses Unterrichtes wäre es, durch nicht wertende Vermittlung von Information Verständnis für andere zu erzeugen. Ich habe in 12 Jahren katholischen Religionsunterrichts nie gehört, dass das „Schema Israel“, das Glaubensbekenntnis der Juden, nichts beinhaltet, woran nicht auch Christen glauben!

Wer soll nun den konfessionell ungebundenen Unterricht in Religionskunde abhalten? Religionslehrer, die zum Glaubensunterricht ausgebildet sind, sind dazu wohl kaum prädestiniert. Es drängt sich eine Reformsynergie mit dem Geschichteunterricht auf, der sich ebenfalls in Diskussion befindet – Stichwort: ist es sinnvoll, jahrelang in der grauen Vergangenheit „herumzuwühlen“? Der Ansatz sollte sein, das Fach „Geschichte“ auf den Kopf zu stellen und als „Gegenwartskunde“ anzulegen, die sich mit dem Heute beschäftigt und in die Geschichte zurückblickt, um Phänomene der heutigen Zeit anhand historischer Analogien verstehen zu lernen.

Da religiöse Phänomene die heutige Zeit prägen, wird die Ausbildung der Lehrer des obligaten Faches „Gegenwartskunde“ religionsbezogenen Fragen breiten Raum widmen, der Unterricht, den diese LehrerInnen dann halten werden ebenso.

Und der Ethikunterricht? Halten wir es mit Pestalozzi: „Erziehung ist Liebe und Vorbild“. Liebe kann man nicht erzwingen, Vorbild in ethischer Hinsicht dagegen kann jeder sein. ■

## **PROF. DR. THOMAS TREU und Familie**

**FACHARZT FÜR UROLOGIE**

1010 Wien, Judenplatz 2/4

Ordination: Mo, Di u. Do 15-18 Uhr

PRIVAT u. alle Kassen Tel.: 533 79 43

*wünschen allen  
Bekannten und Freunden  
ein schönes neues Jahr!*

## **Der Verein der Freunde von Nordzypem**

**wünscht allen  
LeserInnen des DAVID  
und der jüdischen  
Gemeinde in Österreich  
ein schönes und friedvolles  
neues Jahr!**

## **Dr. Friedhelm Frischenschlager**

*Präsident der Union Europäischer  
Föderalisten Brüssel/Wien*

**wünscht allen jüdischen  
Bürgerinnen und Bürgern ein  
schönes und friedvolles  
neues Jahr!**



en wie der Nationalgalerie Berlin sowie in namhaften Privatsammlungen. Seit dem Jahr 2000 hüten die Museen der fränkischen Stadt Aschaffenburg einen ganz besonderen Schatz – den Nachlass des Künstlers, den die Witwe Bettina Schad als Stiftung in die Obhut der Stadt überführt hat. Er umfasst Gemälde, Handzeichnungen und Entwürfe, Druckgraphiken, „Schadographien“ und Collagen, insgesamt rund 800 Arbeiten. Hinzu kommen zahlreiche, zum Teil frühe Arbeiten, die sich schon länger im Bestand der Aschaffener Museen befunden haben. In den kommenden Jahren soll ein eigenes Museum für den Künstler errichtet werden, außerdem fördert man die Herausgabe eines vierbändigen Werkverzeichnisses. Museumsleiter Dr. Thomas Richter weiß, warum es den Künstler nach Nordbayern verschlagen hat: „1942 erhielt Schad hier einen Porträtauftrag. Im März 1943 wurde sein Berliner Atelier durch einen Bombenangriff zerstört. Darauf-



zu ziehen. Hier hatte er nämlich einen größeren Auftrag in Aussicht. Der Künstler, der die altmeisterliche Maltechnik perfekt beherrschte, sollte eine Kopie der „Stuppacher Madonna“ von Matthias Grünewald anfertigen.“ Diese hat heute im Originalrahmen aus dem 16. Jahrhundert in der Stiftskirche Sankt Peter und Alexander ihren endgültigen Platz gefunden. In den späten 1940er Jahren verdiente der Künstler seinen Lebensunterhalt mit Restaurierungsarbeiten. Nach der realistischen Kunst in der Folge der nationalsozialistischen „Blut- und Boden-Malerei“ und dem Siegeszug des Abstrakten erfolgte nur zögerlich seine Wiederentdeckung, Schads Werke wurden auf deutschen und internationalen Ausstellungen gezeigt. Auch die Deutsche Post ehrte den Wahl-Aschaffener mit einer Sonderbriefmarke, die ein für ihn charakteristisches Frauenbildnis ziert.

Die Ausstellung in Wien wird nicht nur die Hauptwerke der Zwanziger Jahre präsentieren, sondern auch einige der frühen, vom Kubismus beeinflussten Bilder aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Sie verdeutlichen Christian Schads frühe Auseinandersetzung mit progressiven Ansichten der Avantgarde. Etwa das Portrait der jungen Russin Katja von 1918, als sie nach ihrer Flucht aus dem revolutionären Russland isoliert und traumatisiert war. Eine große Rolle in der Geschichte der modernen Fotografie nehmen Schads Fotogramme ein, Objekte, die ohne Verwendung einer Kamera auf lichtempfindlichem Papier abgelichtet wurden. Sie entstanden ab 1919 in Genf und waren geprägt von seiner Auseinandersetzung mit dem Geist des Dadaismus. Das Original des ersten Fotogramms gilt als verschollen, ist aber in der Zeitschrift DADAphone 1920 in Paris veröffentlicht worden. 1960, vierzig Jahre nach der Erfindung wandte sich der Künstler erneut dieser Technik zu. Da es die damals verwendeten Tageslicht-Auskopierpapiere nicht mehr gab, entstanden die neuen

www.bruehl.at



**Brühl & Söhne**  
Exklusive Modehäuser  
Schmiedgasse 12, 8010 Graz

**House of Gentlemen**  
Kohlmarkt 11, 1010 Wien

**Trachten Schlögl**  
Hauptplatz 3, 8010 Graz

**Brühl**  
Exklusive  
Damen- u. Herrenmode  
Wallnerstraße 3, 1010 Wien

Univ. Prof.  
**Dr. ALEXANDER ROSEN**

Facharzt für  
Geburtshilfe und Frauenheilkunde,  
T.: 330 44 92, -Alle Kassen-  
Univ. Prof.

**Dr. HARALD ROSEN**

Facharzt für Chirurgie  
3430 Tulln, Rudolf-Buchingerstr. 5,  
T.: 02272/82122, -Alle Kassen-  
wünschen allen Patienten, Freunden,  
Verwandten und Bekannten  
ein schönes Neujahrsfest!

**Spula**  
T E X T I L  
H A N D E L S G . M B . H .

Spula Textil HandelsGmbH  
Dr. Reinhard Kamitz Strasse 1  
A-2203 Grossebersdorf  
Tel.: +43 (0) 22 45 25 91,  
Fax: +43 (0) 22 45 52 91 85

wünscht allen LeserInnen  
des DAVID



Die Czernowitzer jiddische Sprachkonferenz.  
Im Zentrum des Interesses, zwischen den Priestern  
der jiddischen Literatur – J.-L. Perez; durch den fest-  
täglich dekorierten Saal schwebt eine farbige Wörter-  
fülle, und es klingt feierlich und erhaben:  
„Jiddisch ist die Sprache des jüdischen Volkes!“  
Czernowitz [...]“<sup>6</sup>

## „Czernowitz“ und die Gegenwart

Das Sprechen vom „Geist“, der „Seele“, dem „My-  
thos“ oder der „Symbolik“ von „Czernowitz“ wird vom  
bekannten Linguist und Jiddischforscher Joshua  
Fishman (geb. 1926) zurecht prinzipiell kritisiert:

„Man spricht und schreibt bei uns schon Jahre lang fast  
ohne Unterlass über die ‚Symbolik‘ der Czernowitzer  
Konferenz. Es scheint, als habe schon jeder Große im  
Jiddischland über diese ‚Symbolik‘ wenigstens einmal  
geschrieben – und wahrscheinlich schon mehr als  
ein Mal. [...] Doch das Resultat davon, dass man sich  
so unproportional mit der Symbolik der Czernowitzer  
Konferenz beschäftigt, ist, dass wir bis heute relativ  
wenig über die Konferenz selbst wissen.“

Oder:

„Von einem so modernen Denker wie Zhitlovski sollten  
wir auf konkretere Begriffe wie bloß die romantische  
‚Seele‘ hoffen dürfen (die Sprache ist die Seele des  
Volkes‘ und andere solche verbreiteten mystischen  
Formulierungen.“)

Will man versuchen, die Begriffe „Seele“ oder „Geist“  
jenseits von Mystizismen wie „Volksseele“ u.ä. im  
Zusammenhang mit „Czernowitz“ zu erklären, dann  
kann das jedoch sehr gut in Verbindung mit Zhit-  
lovskis Jiddischismus-Begriff geschehen:

„Der Jiddischismus ist [...] nichts anderes und nichts  
Geringeres als das Streben nach voller und ganzer  
nationaler Einheitlichkeit und voller, ganzer geistiger  
Freiheit und Unabhängigkeit. [...] Jiddisch – unsere  
nationale Sprache, unsere einzige Einheit in Frei-  
heit.“<sup>7</sup>

Der „Geist von Czernowitz“ meint somit, dass dort  
das Jiddische erstmals offiziell und in einem „würdi-  
gen“ Rahmen seine Wertschätzung als „sprachliche  
Verkörperung“ von der gesamten jüdischen Tradition  
(der religiös-klassischen, osteuropäisch-jüdischen  
etc.) und auch gleichzeitig der europäischen, der  
nichtjüdischen und eines modernen jüdischen dia-

sporischen Selbstverständnisses erfährt:

„Jiddisch war nie eine Ideologie. [...] Anfängen vom  
Rheinfluss bis zur Weichsel sprachen Juden Jiddisch  
– nicht wegen einer Philosophie, sondern die Spra-  
che kam natürlich, als eine europäische Sprache für  
eine europäische Kultur. [...] Nathan Birnbaum sah  
wohl, [...] dass mit Jiddisch ein neues jüdisches Volk  
entsteht, dass, wenngleich zersät und zerstreut, doch  
durch die jiddische Sprache und die jiddische Kultur  
geeignet wird.“<sup>8</sup>

Eigentlich hat sich schon Zhitlovski den Jiddischis-  
mus ohne bestimmte religiöse, philosophische,  
politische Identität gedacht: jeder solle, vereinfacht  
gesagt, tun was er will.

„Zhitlovskis ganze Erscheinung ist eine Portion  
jüdischer Optimismus und Lebensfreude. [...] Denn  
er forderte das ganze Leben – leben und leben  
lassen.“

Was aber sagt uns das heute?

Stellt man den Status Quo fest, wo sich als „natio-  
nale“ Sprache des Judentums eindeutig Hebräisch  
durchgesetzt hat und Jiddisch – scheinbar – margi-  
nalisiert ist, könnte man sagen, dass das Jiddische  
gegenwärtig, wo es von seiner „Aufgabe“, nationale

Sprache (ob man das jetzt im Sinne von diaspora-  
national, kulturautonom, arbeiterzionistisch oder  
wie auch immer versteht) sein zu sollen oder zu  
müssen, befreit ist, erst in seiner seit jeher ihm am  
meisten entsprechenden Eigenheit als a-nationale,  
inter- bzw. transnationale Sprache aufgefasst wer-  
den kann! Die Idee von der „Vielheit in der Einheit“  
bekäme einen neuen Sinn.

Auf jeden Fall wird „Czernowitz“ mit den vielen The-  
matiken, die es beinhaltet, sozusagen als Chiffre für  
die jiddische Kultur (und ihrer Gegner) und verschie-  
dener jiddischistischer Haltungen, auch immer Gegen-  
stand der jiddischen Studien und der jiddischen,  
jüdischen und generellen Kulturgeschichte bleiben.  
Wir sollen also in unserem Lehren und Lernen immer  
wieder nach „Czernowitz 1908“ zurückkehren. ■

1 Borochof

2 Borochof

3 A. Coralnik: Die Sprachgesetzgeber von Czernowitz. In: Ost  
und West, Nr. 10, Berlin 1908.

4 Das Zelt Nr. 1, Wien, Januar 1924. Der anonyme Artikel  
stammt vielleicht vom „Schriftleiter“ Eugen Hoeflich (1891-  
1965), der später unter dem Pseudonym Moshe Ben-Gavriël  
schrieb.

5 Palästina, Nr. 11, Wien-Leipzig 1928.

6 Neuburger, Karin: Einleitung. In: Uri Zvi Grinberg: Mephisto.  
München 2007.

7 Itzik Manger: Mein Weg in der jiddischen Literatur. In: Ders.:  
Ich, der Troubadour. Lieder, Balladen und Prosa. Hg. von Andrej  
Jendrusch. Berlin 1999.

8 Burg, Josef: Jiddisch. In: Ders.: Sterne altern nicht. Ausge-  
wählte Erzählungen. Aus dem Jiddischen von Armin Eidherr.  
Winsen 2004.

9 Mordekhay Tsanin

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

**Ing. Rudolf Mayer**

Beh. Konz. Elektrotechniker

1160 Wien, Wattgasse 9-11

e-mail: rudolf.mayer1@chello.at

Tel.: 485 57 22, Fax: 485 97 70

- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -

- Alarmanlagen -

**wünscht allen Kunden, Verwandten,**

**Freunden und Bekannten**



Wohnungseinrichtungen. An der Architektur interessierte ihn mehr das Konstruktive.

Das Jahr 1932 begann für Ponzen mit dem Wettbewerb „Das wachsende Haus“ hoffnungsvoll. Auslober des Wettbewerbs zu dem international hochaktuellen Thema waren das Österreichische Kuratorium für Wirtschaftlichkeit (ÖKW), die Handelskammer, die Wiener Messe und die „Arbeitsgemeinschaft von Handel, Gewerbe und Industrie zur Förderung der privaten Wohnbautätigkeit“. Wie Max Eisler in seiner Besprechung des Wettbewerbs in der deutschen Architekturzeitschrift „Moderne Bauformen“ betonte, lag daher – und auch in der Besetzung der Jury hauptsächlich mit Wirtschaftsfachleuten – der Hauptakzent mehr auf ökonomischen als auf architektonischen Aspekten. Der Kern der zu entwerfenden Häuser mit vorgefertigten Elementen sollte nicht unter 30, die Endausbaustufe nicht über 80 m<sup>2</sup> groß sein, das Haus aber in jeder Ausbaustufe ein vollwertiges Wohnhaus darstellen. Die Kosten für das Kernhaus sollten ohne Fundamentierung und Unterkellerung 5000 Schilling nicht übersteigen. Der Wettbewerb bot nicht zuletzt den Anreiz, mit kostensparenden rationalen Konstruktionsweisen zu experimentieren, was in Wien, das für die städtischen Wohnbauten traditionelles Massiv-Ziegelmauerwerk vorschrieb, selten möglich war.

Unter den 147 eingegangenen Entwürfen österreichischer Architekten wurde ein erster Preis von der Jury, in der auch Ponzens Freund Max Fellerer saß, nicht vergeben. Eine Auswahl der Häuser wurde im Frühjahr 1932 im Rahmen der Baumesse auf dem Wiener Messegelände in 1:1-Modellen der Kernhäuser temporär realisiert, darunter auch Ponzens preisgekrönter und viel publizierter Entwurf einer Zweigelenrahmen-Konstruktion, bei der die vorgefertigten Eisenbetonrahmen auf dem Bauplatz armiert wurden.<sup>6</sup> Der erdgeschossige Kernbau mit zentralem Vordereingang sollte in der ersten Ausbaustufe an der Front erweitert und gleichzeitig teilweise aufgestockt werden, so dass Schlafräume und Bad in das Obergeschoss verlegt werden konnten. In der zweiten Ausbaustufe wurde der Rest des Erdgeschosses überbaut und dem Obergeschoss gartenseitig ein Balkon vorgelegt, mit einem zwei-

ten Wohnraum im Obergeschoss. Die Konstruktion aus parallelen U-förmigen Rahmen mit einer lichten Spannweite von 6,20 m in einem Abstand von 1 m lässt an Lösungen des in den zwanziger Jahren nach Kalifornien ausgewanderten Loos-Schülers Rudolf M. Schindler wie das Lovell Beach House denken.

Obwohl die Hausentwürfe patentrechtlich geschützt waren und Modelle für die Serienproduktion sein sollten, ist nur eine einzige dauerhafte Ausführung (des Entwurfs von Franz Klimscha und Gustav Pawek) bekannt. Ponzens Haus, das der Formensprache der klassischen Wiener Moderne folgte, wurde im selben Jahr auch in das von Hans Adolf Vetter und Josef Frank zusammengestellte Buch „Kleine Einfamilienhäuser“ aufgenommen, ebenso wie sein Entwurf eines würfelförmigen „Hauses für einen Blumenfreund“, das sich deutlich an der „Wiener Schule“ Josef Franks orientiert. Der Grundriss des Erdgeschosses ähnelt dem Kernhaus des „wachsenden

Hauses“; die Südseite des Wohnraums ist in ein großes Blumenfenster aufgelöst.

Im Sommer 1932 wurde auch die Wiener Werkbund-siedlung eröffnet, in der angeblich Ponzen Führungen leitete.<sup>7</sup> Im folgenden Jahr veröffentlichte er in der von der ZV herausgegebenen Fachzeitschrift „profil“ den Entwurf für „Haus und Garten eines Herrn“<sup>8</sup>, einen querrrechteckigen erdgeschossigen Walmdachbau mit zentralem Eingang. Der gartenseitig

querliegende Wohnraum, der sich mit vier Fenstertüren zum Garten öffnet, nimmt fast die ganze Grundfläche des Junggesellen-Hauses ein. Zum Garten schwingt es konkav ein, die seitlichen Wände sind, dem Schwung der Wand und des vorgelagerten Wasserbeckens folgend, leicht abgewinkelt. Ein Vorbild war wohl Clemens Holzmeisters Haus Eichmann, an dem auch Fellerer als Holzmeisters damaliger Büroleiter beteiligt war. Realisieren konnte Ponzen in dieser Zeit nur die nicht erhaltene Portalgestaltung des Wein- und Bierlokals Johann Kührer in Wien 9, Hahngasse 24-26, unweit seines Büros.<sup>9</sup>

Nicht nur wegen des „wachsenden Hauses“ war das Jahr 1932 für Ponzen zunächst vielversprechend. Die Stadt Wien hatte die aufsehenerregende Entscheidung getroffen, „die Kahlenbergfrage“ zu



Kriegerdenkmal, Wien, Zentralfriedhof, 1926-28  
(Foto Iris Meder)



tenstern jede Aussöhnung ab. Boltensterns 1926 geborener ältester Sohn Erich erinnert sich seinerseits nicht, dass sein Vater Ponzen jemals erwähnt hätte. Über die ZV und die Ingenieurkammer hatte Ponzen Verfahren angestrengt, die klären sollten, ob die Zurücksetzung aufgrund seiner Religionszugehörigkeit zulässig sei. Nach einer Besprechung mit drei Mitgliedern des Ehrenrates der ZV (unter denen mit Fritz Reichl auch ein Architekt jüdischer Herkunft war) wurde ihm schließlich durch den ZV-Präsidenten Clemens Holzmeister mitgeteilt, seine Benachteiligung sei auf jeden Fall unzulässig, die Angelegenheit aber eher Sache der Kultusgemeinde als der Architektenverbände. Boltenstern treffe jedenfalls keine Schuld an seiner Zurücksetzung. Auch der Ehrenrat der Ingenieurkammer wies Ponzens Beschwerde zurück.<sup>13</sup>

1934 projektierte Ponzen für die jüdische Familie Boros/Weiner den Umbau eines alten Hauses am Hauptplatz (Hlavná ulica 11) im ostslowakischen Kaschau (Košice). Das Projekt wurde mit einem erläuternden Text Ponzens in "profil"<sup>14</sup> veröffentlicht. Das Erdgeschoss mit Graveurwerkstatt blieb erhalten, das Obergeschoss wurde als Wohnung des Hausbesitzers, seiner Frau, seiner Mutter und der beiden erwachsenen Söhne komplett umgebaut. Dabei entstand ein atriumartiger exedraförmiger Dachgarten, um den sich an einem wintergartenartigen Flur die Räume gruppierten. Die Dachterrasse und die Fassade mit französischen Fenstern im ersten und für die Wiener Schule typischen Rundfenstern im zweiten Obergeschoss sind an dem heute veränderten Haus noch erhalten.<sup>15</sup>

1935 nahm Ponzen am Fest zu Josef Franks 50. Geburtstag teil, den Frank in Wien feierte, obwohl er mit seiner Frau bereits Ende 1933 nach Stockholm emigriert war. Ponzen war zu dieser Zeit als Baugutachter bei der Gebäudeverwaltung der Israelitischen Kultusgemeinde tätig.<sup>16</sup> Architektonische Planungen aus der Zeit nach dem Dachgarten-Projekt sind nicht bekannt. Nach dem "Anschluss" 1938 emigrierte Ponzen über Japan nach Shanghai, wo rund 18 000 Menschen Zuflucht vor dem nationalsozialistischen Regime fanden. Mit Viktor Lurje floh mindestens ein weiterer Wiener Architekt nach Shanghai. 1883 in Wien geboren, hatte Lurje wie Ponzen bei Carl König an der Technischen Hochschule studiert. Er arbeitete jedoch kaum als Architekt und entwarf, teilweise in Zusammenarbeit mit Frank und Strnad, Ausstellungsgestaltungen, Gebrauchsgegenstände und Möbel, die er oft mit Intarsien nach eigenen Entwürfen versah.<sup>17</sup> Vom Anfang der vierziger Jahre stammen Reiseskizzen Lurjes aus Indien<sup>18</sup>; er starb wenig später. Ob Kontakte zu Ponzen bestanden, ist nicht bekannt.

Strnad war bereits 1935 gestorben, Felix Augenfeld floh nach New York. Max Fellerer kündigte seinen Posten als Rektor der Kunstgewerbeschule und blieb im "inneren Exil" in Österreich. Er beteiligte sich am

passiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus und versteckte jüdische Freunde in seiner Wohnung im Hochhaus in der Herrengasse. Der als politisch unzuverlässig und "rot" geltende Boltenstern verlor alle Lehraufträge und hielt seine sechsköpfige Familie mit privaten Bauaufträgen über Wasser.

Über die Lebensumstände und architektonischen Planungen Ponzens in seiner Zeit in Shanghai ist nichts bekannt. Angeblich arbeitete er dort als Theaterarchitekt.<sup>19</sup> Das einzige dauerhaft nach seinen Entwürfen realisierte Projekt dürfte, abgesehen vom verändert ausgeführten und im Jahr seines 70jährigen Bestehens großteils demolierten Kahlenberg-Restaurant, das jüdische Kriegerdenkmal am Zentralfriedhof sein, das letztlich Ponzens einziges erhaltenes und glücklicherweise auch gut instand gehaltenes Werk darstellt. Es ergibt sich das heterogene, bruchstückhafte Bild eines Architekten, der in seiner Tätigkeit immer wieder gehemmt und behindert wurde und kaum Möglichkeiten hatte, seine Projekte ausgeführt zu sehen. Trotz seiner entmutigenden Erfahrungen plante Ponzen bald nach Kriegsende, nach Wien zurückzukehren. Dazu kam es nicht mehr. Ponzen starb am 10. 10. 1946 in Shanghai an Leukämie.<sup>20</sup> ■

1 s. Briefwechsel im Teilnachlass Augenfelds im Jüdischen Museum Wien. Augenfeld, der neben seinem TH-Studium auch die Bauschule von Adolf Loos besuchte, gründete nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft mit Oskar Strnads Assistenten Karl Hofmann das Büro Hofmann/Augenfeld, das zahlreiche Aufträge in Wiener Psychoanalytiker-Kreisen ausführte; unter anderem entwarf Augenfeld den Schreibtischstuhl Sigmund Freuds. Später war er Assistent Strnads. 1938 emigrierte Augenfeld in die USA, Karl Hofmann nach Australien. Zu Augenfeld s. auch: Ruth Hanisch, Felix Augenfeld, Diplomarbeit Universität Wien 1995.

2 s. Werkverzeichnis Oskar Strnad, in: Iris Meder, Evi Fuks (Hg.), Oskar Strnad 1879-1935, Salzburg: Pustet/Jüdisches Museum Wien, 2007.

3 Max Fellerer an Milan Dubrovic, 9. 9. 1949 (Nachlass Dubrovic, Wien Bibliothek).

4 s. Patricia Steines, Hunderttausend Steine. Wien: Falter Verlag, 1993. Die Unterlagen zum Wettbewerb befinden sich in den Central Archives for the History of the Jewish People (CAHJP) in Jerusalem (Archiv der IKG Wien, Bestand Jerusalem, A/W 1176).

5 s. Dresslers Kunsthandbuch, Berlin: Curtius, 9. Jg. 1930.

6 s. z. B. Architektur und Bautechnik 1932, H. 3, S. I; Österreichische Bauzeitung 1932, S. 245f.; Moderne Bauformen 1932, S. 289ff.; Zeitschrift des ÖIAV 1932, S. 53f.; Leopold W. Rochowanski, 60 wachsende Häuser, Wien 1932, S. 48ff.; Das Wüstenrot-Eigenheim 1933, S. 16.

7 s. Helmut Weihsmann, In Wien gebaut. Lexikon der Wiener Architekten des 20. Jahrhunderts. Wien: promedia, 2005.

8 s. profil 1933, S. 80f.

9 s. Alois Ortner, Geschäftsportale, Wien 1935, S. 58.

10 Der Wiener Tag, 1. 3. 1933, S. 3.

11 s. profil 1933, S. 241. Zur Kahlenberg-Bebauung s. auch: Iris Meder, Semmering und Akropolis – Die Bebauung des Kahlenbergs, in: Judith Eiblmayr/Iris Meder (Hg.),



# house of hifi

Familie Beresin

...wünscht Ihnen ein segensreiches,  
friedliches und gesundes Jahr...

[www.houseofhifi.com](http://www.houseofhifi.com)

*Wir bringen  
Schwung in Ihre Garderobe*

**MASS-UND ÄNDERUNGSSCHNEIDEREI**

*Inge Bogner*

1020 Wien,  
Untere Augartensraße 13  
T.: 332 89 88

*wünscht allen Kunden und Freunden  
ein glückliches neues Jahr.*

## Das Sanatorium Maimonides-Zentrum



Elternheim, Pflegewohnheim, Krankenanstalt und Tagesstätte der Israelitischen Kultusgemeinde und dessen Mitarbeiter wünschen allen Gemeindemitgliedern ein schönes Rosch Haschana und nehmen die Gelegenheit wahr, den Förderern des Maimonides-Zentrums ihren besonderen Dank auszudrücken

Für weitere Spenden zu Gunsten der Entwicklung des Maimonides-Zentrums danken wir im voraus.  
Bankverbindung:  
BAWAG, BLZ 14000, Kto.Nr. 02010-733-807



Foto: Kohnrath

Die Wiener SozialdemokratInnen wünschen allen  
Leserinnen und Lesern ein **GUTES NEUES JAHR!**

Ihr Bürgermeister

*Michael Häupl*

Dr. Michael Häupl

**SPÖ**



der Präsentation. So werden beispielsweise ganz vage Assoziationen benutzt, wie Figuren weiblicher Gottheiten aus dem zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung mit solchen, die nur halb so alt und kunstgeschichtlich in ganz andere Kontexte einzuordnen sind. Auch die Beschriftungen wie 2 H. d. 2.Jts. v. Chr. erschweren den Besucher sein Bestreben, sich einen Überblick zu verschaffen. Räumlich bedrängt und verwirrt fühlt man sich zudem durch das Ausstellungsdesign, das die - ja eigentlich großzügigen Hallen des Pergamon-Museums - in ein Labyrinth aus Gipswänden verwandelt, die zum großen Teil auch noch rot gestrichen sind und so schon rein optisch die Besucherströme einzwängen. In der Abteilung „Mythos“ geht dann jeder akademische Geist verloren: hier werden nach Schlagwörtern wie zum Beispiel „die Hure Babylon“ (ein Topos, der im Souvenirshop dann noch einmal marktechnisch groß ausgeschlachtet wird) wirt Beispiele von Albrecht Dürer bis George Grosz kombiniert.

Ein Besucher, der das wirklich beeindruckende Ishtar-Tor, das den Höhepunkt der Ausstellung bildet, noch nie gesehen hat, wird die Ausstellung vielleicht schätzen. Ein Rezipient jedoch, dem das Standardinventar der Berliner Museen geläufig ist, mag den Eindruck gewinnen, dass ihm hier die Werbeagentur des Museums einen Berliner Bären aufgebunden hat. ■

לשנה טובה תכתבו

# Julianna Roth

1180 Wien,

Türkenschanzstrasse 19/5

wünscht allen Freunden und

Bekannten ein glückliches

Neues Jahr!



**LINNERTH**  
EXKLUSIVE HERRENMODE

**HERBST-  
KOLLEKTION  
EINGETROFFEN!**

Größen 44-70,  
25-31, 98-114  
**Topmarken!**

Am Lugeck 1-2 1010 Wien  
[www.linnerth.com](http://www.linnerth.com)



verwandt sei, eine Theorie die Vambery im übrigen abstritt, oder den Beziehungen des Ungarischen zu den verschiedenen Turksprachen.

In der Folgezeit brachte er 32 Bücher zu historischen, geographischen, religiösen und politischen Themen heraus und verfasste unzählige Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, in denen er seine Reiseabenteuer beschrieb. Viele europäische Politiker suchten den Rat des Weltenbürgers, 1888 bekam er sogar Besuch vom Prinz von Wales. Außerdem hielt er sein Leben lang Kontakte zu islamischen Religionsgelehrten im Osmanischen Reich. 2005 wurden britische Geheimdienst dossiers öffentlich zugänglich gemacht, in denen seine Spionagetätigkeit für das British Foreign Service nachgewiesen wurde.

Arminius Vambery pflegte auch eine Bekanntschaft zu dem berühmten deutschen Geographieprofessor und Ostasienforscher Ferdinand Freiherr von Richthofen (1833 - 1905), der durch seine Forschungen und Reisen in den fernen Osten Bekanntheit erlangte. Vambery galt als Zionist und war mit Theodor Herzl (1860 - 1904) befreundet, dem er Kontakte zum Osmanischen Reich vermittelte. Samu Stern (1874 - 1947), ein reicher Bankier, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde in Budapest bis zur deutschen Okkupation und Anti-Zionist, war ein Verwandter Vamberys. In der Budapester Synagoge und dem Museum wird an Vambery und Stern erinnert.

Vambery starb 1913 in Budapest. Sein Sohn Rusztem (1872 bis 1948) wurde Richter und Professor für Kriminalistik in Budapest und London, war politisch gegen Bela Kun und später gegen Miklos Horthy aktiv und emigrierte 1939 nach New York.

### Vamberys Literatur und Einfluss auf andere Zeitgenossen und Reisende

*Nichts ist befremdender und fügen wir gleich dazu auch betrübender, als das traurige Los der Juden in den verschiedenen Ländern des moslemischen Asiens, ein Los, das sich vielleicht zeitweiliger Linderungen erfreute, im Ganzen aber stets bedrückender, als das der Christen war (Arminius Vambery, „Sittenbilder aus dem Morgenlande“, 1876)*

In Vamberys Werk "Sittenbilder aus dem Morgenlande", gibt es das aufschlussreiche Kapitel „Christen und Juden“, in dem er über die Vielfalt der Religionen im Osmanischen Reich und die Besonderheiten von orientalischen Christen und Sepharden schreibt. Der Orient wird also hier aus der Sicht eines Europäers des 19. Jahrhunderts dargestellt. Hier befasst er sich sowohl mit den Armeniern, den Griechen und den jeweiligen Bräuchen als auch mit Herkunft und gesellschaftlichem Umgang miteinander. Faszinierend ist, dass viele Nachkommen der Spaniolen oder Sepharden über Jahrhunderte bis heute neben der jeweiligen Landessprache auch Spanisch als Muttersprache behielten. Ein lieber persönlicher Freund, ein in Wien geborener und hier lebender Sepharde hat z.B. noch seinen spanischen Vor- und

Nachnamen und kann zwischen Wienerisch und Spanisch schnell umschalten.

Vambery beschreibt auch, dass Juden von Türken als „Kekeres“ bezeichnet wurden, was vom spanischen „Que quieres“ kommt. Wurden jüdische Buben geschlagen oder alte Männer am Barte gezogen, antworteten diese „que quieres“ („was willst Du eigentlich von mir, wieso bist du so zu mir“..). Die Auseinandersetzung mit dem Werk Vamberys könnte gerade in Bezug auf aktuelle Religions- und Kulturkonflikte eine weitere, erklärende Komponente liefern.

### Vom Orient zum Dracula-Mythos

Die beiden Professoren Radu Florescu und Raymond T. McNally, beides renommierte Rumänien und Dracula-Forscher, aber auch Ralf Peter Martin schreiben, dass es Vambery war, der an einem Abend im Jahr 1890 dem britischen Schriftsteller Bram Stoker (1847 bis 1912) die Idee zur Erschaffung seines „Dracula“ lieferte.

Ein interessantes Thema ist die Beschäftigung mit dem Mythos Dracula (in Literatur und Film) und dessen geschichtlichem Vorbild Vlad III., jenem grausamen Wallachenfürsten, der „Draculea“ (das rumänische Wort für „Sohn des Teufels“), oder „Radu, der Schöne“ genannt wird. Dieser Vlad Tepes ließ ja seine Feinde bei lebendigem Leib aufspießen (Tepes, übersetzt „der Pfähler“). Vambery informierte Stoker über das Leben, die Hintergründe und die Legenden um Vlad Tepes, den rumänischen Aber- und Vampirglauben und die geographischen Gegebenheiten in Transsylvanien. Stoker erwähnte Vambery in seinem „Dracula“ und setzte ihm dadurch ein literarisches Denkmal.

Weiters traf Vambery auch den exzentrischen Abenteurer und Gelehrten Sir Richard Burton (1821 - 1890), der Indien, den Orient, Ostafrika und Nordamerika bereiste und in letzter Zeit durch die literarischen Werke Ilja Trojanows bekannter wurde. Bei einem gemeinsamen Abendessen in London wurden, es war übrigens auch die Queen-Mother anwesend, Anekdoten aus dem Orient vorgetragen. Auch der Asien-Forscher Sven Hedin (1865 - 1952), berühmt geworden durch seine abenteuerlichen Himalaja-Expeditionen und später umstritten wegen seiner Nähe zum nationalsozialistischen Deutschland, reiste 1887 als junger Mann nach Budapest, um Vambery zu treffen und sich von ihm inspirieren zu lassen. Vambery verfasste dann auch das Vorwort zu dessen erster Reiseerzählung.

Sir Fitzroy Maclean (1911 - 1996), geistiger Nachfahre der Vamberys und Burtons, war schottischer Diplomat, Schriftsteller, Abenteurer und Geheimagent im Zweiten Weltkrieg sowohl in Nordafrika als auch in Jugoslawien. Er wurde eines der realen Vorbilder für Ian Flemings „James Bond“. Flemings befasste sich ebenfalls intensiv mit den Abenteurerreisen Vamberys, reiste viele Jahre auf dessen Spuren und beschrieb Abenteurer und Leben in „Durchs wilde Turkestan“. ■



NICHT FLIEGEN.  
ABER WEIT MEHR  
ALS NUR FAHREN.



## BENTLEY CONTINENTAL FLYING SPUR SPEED

Der schnellste Continental Flying Spur Speed aller Zeiten. Elegante Linien. Stilvolles Design. Kraftvolle Präsenz. Ein Interieur, das Sie mit feinstem, handgearbeitetem Furnier und Leder umgibt. Phänomenale Power, die nur darauf wartet, von Ihnen freigesetzt zu werden.

449 kW (610 PS), Kraftstoffverbrauch innerorts 25.3 l/100 km, Kraftstoffverbrauch überland 11.6 l/100 km, Kraftstoffverbrauch kombiniert 16.6 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emission 396 g/km (gemäß 1999/94/EG)

BENTLEY WIEN, Exclusive Cars Vertriebs GmbH, Liesinger Flurgasse 14 – 18, A-1230 Wien  
Telefon: +43 (0)1 86688-0, Fax: +43 (0)1 86688-359, E-Mail: [office@bentley.at](mailto:office@bentley.at),  
[www.bentley.at](http://www.bentley.at)

Die Namen Bentley, Flying Spur Speed und das 'B' Logo mit den Flügeln sind eingetragene Warenzeichen. © 2008, Bentley Motors Limited.



**BENTLEY**  
**BENTLEY WIEN**



senschaftssiedlungen der Kibbuzim und Moschavim, sowie die ersten jüdischen Gartenvororte der 1920er Jahre ihren Ausdruck fanden, mit.<sup>7</sup>

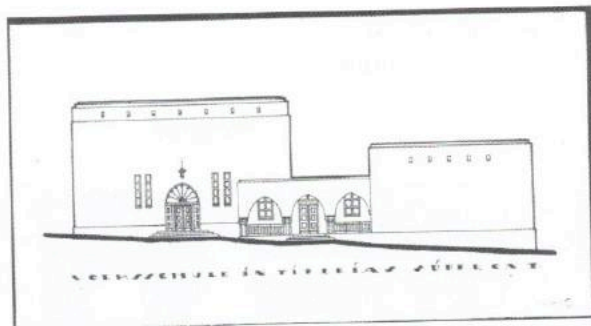
In Zusammenarbeit mit dem aus Wien gebürtigen Bauingenieur Josef Mahrer (1901-1983) schuf sie für die deutsch-jüdischen Immigranten der Fünften *Alijah* nach Hitlers Machtergreifung die sogenannten Mittelstandssiedlungen der 1930er Jahre. Gemeinsam mit dem aus Berlin gebürtigen Jehuda Lavie (1910-1998) plante sie die sozialen Wohnsiedlungen (hebr. Schikunim) im Zuge der Masseneinwanderung nach der Staatsgründung Israels nötig wurden.

Des Weiteren wirkte Lotte Cohn an zahlreichen lokalen und internationalen Wettbewerben in Palästina/Israel mit, darunter für das Gebäude der Nationalen Institutionen (1928) in Jerusalem, erhielt Bauaufträge von den am Aufbau des *Jischuv*<sup>8</sup> beteiligten jüdischen und zionistischen Organisationen, und plante Typenhäuser und Wohnungsgrundrisse im Kleinsiedlungsbau, Wohn- und öffentliche Bauten für Privatpersonen, Institutionen und Baugesellschaften. Auch auf dem Gebiet der Stadtbereichsplanung, Inneneinrichtung, Möbeldesign und Grabentwürfe war Lotte Cohn tätig.

Ihre architektonischen Einzelprojekte weisen dabei auf eine Bandbreite, die zugleich eine stilistische Vielfalt und Entwicklung beschreibt: So mit ihrem Entwurf für eine Volksschule in Tiberias, aber auch mit dem Wohnhaus inklusive Privatklinik für den Arzt und Mitglied des Tel Aviver Stadtrates Dr. Theodor Zlocisti (1874-1943) in der Idelson Straße 30 in Tel Aviv (beide 1922), die sich beide mit dem so genannten „erez-israelischen“ Stil des Pionierarchitekten Alex Baerwald (1877-1930) auseinandersetzen und in denen sich die Suche nach einem jüdischen National- beziehungsweise „Heimatstil“ widerspiegelt. Später folgten die moderaten und funktionsgerechten Wohnbauten der landwirtschaftlichen Mädchenschule im Moschav Nahalal (1923/24) und das erste Kinderhaus in dem von deutschen und tschechischen Pionieren gegründeten Kibbuz Chefzi-bah (1926) mit ihren Ziegeldächern nach europäischem Vorbild. Seit Beginn der 1930er Jahre und als Mitglied des 1934 gegründeten Tel Aviver Architektenringes „Chug“<sup>9</sup> zählte sie schließlich zu den „bedingungslos Modernen“, die für ein rationales und funktionelles Bauen und eine „palästinagerechte“ Architektur eintraten, wie ihr Kollege Gideon Kaminka (1904-1985) in einer Würdigung schrieb.<sup>10</sup> Hiervon zeugen ihr Entwurf für das Gewerkschaftshaus „Beit Hapoalim“ in Jerusalem (1927), das in der Gliederung des Baukörpers Einflüsse der „De Stijl“-Gruppe aufweist; ebenso die funktionalistischen Siedlerhäuser in Pardess Hanna (1934), die der „weißen Moderne“ huldigten; die modernistische Villa für besagten Dr. Zlocisti auf dem Berg Karmel bei Haifa (1936) mit ihren horizon-

tal gestreckten Fenstern; oder das Geschäftshaus „Shimon Binyan“ (1935) in der Allenby Straße 56 in Tel Aviv, das in Darstellungen zur Architektur des Internationalen Stils und des Bauhauses der „Weißen Stadt“ Eingang fand. Interessant bleibt zu erwähnen, dass zu ihren Auftraggebern auch Araber gehörten, wie zwei Entwürfe aus dem Jahr 1932 für ein Wohnhaus in Quatamon, einem im Süden Jerusalems gelegenen Stadtteil, belegen. Ob diese realisiert wurden beziehungsweise aus welchem Umfeld die Auftraggeber kamen, ist unbekannt. Bis heute konnten an die einhundert Bauten und Projekte Lotte Cohns zusammengetragen werden. Ihre Katalogisierung und architekturhistorische Analyse stehen noch vor der Auswertung.

Im nächsten Frühjahr erscheint von der Autorin eine Biographie Lotte Cohns im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp. Ebenfalls 2009, im 100. Gründungsjahr der Stadt Tel Aviv, wird im Bauhaus Center Tel Aviv die Ausstellung „Lotte Cohn – Pioneer Woman Architect in Eretz Israel“ zu sehen sein. ■



Entwurf für eine Volksschule in Tiberias (1922)

(Schatzmeister) begründet.

2 Schütte-Lihotzky, Margarete: *Warum ich Architektin wurde*, Salzburg 2004.

3 Warhaftig, Myra: *Sie legten den Grundstein. Leben und Wirken deutschsprachiger jüdischer Architekten in Palästina, 1918 – 1948*, Tübingen 1996. Erstmals wurde Lotte Cohn im Rahmen der Ausstellung und im Katalog *Schüler des Bauhauses, der Technischen Hochschule, der Akademie der Künste und ihre Einflüsse auf die Architektur und Stadtplanung in Israel*, Berlin-Charlottenburg 1980 erwähnt.

4 Dörhöfer, Kerstin: *Pionierinnen in der Architektur. Eine Baugeschichte der Moderne*. Tübingen/Berlin 2004; Maasberg, Ute/Prinz, Regina: *Die Neuen kommen. Weibliche Avantgarde in der Architektur der zwanziger Jahre*, Hamburg 2004 (leider sehr fehlerhaft in Bezug auf Lotte Cohn).

5 Erst im April 1909 hatte Preußen als letztes deutsches Land die Technischen Hochschulen für die reguläre Immatrikulation von Frauen geöffnet (Bayern 1905 als erstes deutsches Land). Bis 1896 musste jede „studierwillige Dame“ die spezielle Genehmigung des zuständigen Ministers erwirken, erhielt nach „Prüfung der Vorbildung“ jedoch lediglich den Status einer Gasthörerin und durfte auch kein Diplom erwerben.

6 *Alija*, Pl. *Alijot* (hebr. Aufstieg): Jüdische Einwanderungswelle nach Palästina/Israel; bis zur Staatsgründung werden fünf *Alijot* unterschieden: Erste *Alijah* (1882-1904), Zweite *Alijah* (1904-1919), Dritte *Alijah* (1919-1923), Vierte *Alijah* (1924-1931), Fünfte *Alijah* (1932-1939).

7 Zu den jüdischen Gartenvororten, vgl. Sonder, Ines: *Gartenstädte für Erez Israel. Zionistische Stadtplanungsvisionen von Theodor Herzl bis Richard Kauffmann*, Hildesheim/Zürich/New York 2005.

8 *Jischuv* (hebr. bewohntes Land): Bezeichnung für die Gesamtheit der jüdischen Einwohner und Siedlungen in Palästina bis zur Gründung des Staates Israel 1948.

9 Der „Chug“ (hebr. Kreis) war in der Tradition des Berliner „Rings“ von 1926 gegründet worden. Zu seinen Begründern gehörten der Bauhaus-Absolvent Arieh Sharon, Joseph Neufeld, Zeev Rechter und wiederum als einzige Frau Lotte Cohn.

10 Kaminka, Gideon: Architekten der Fünften *Alijah* verändern das Gesicht des Landes, in: *Mitteilungsblatt* 34/35 (7. September 1983), S. 11f.



sondern eben auch die andere Seite zeigen, zeigen, dass man gemeinsame Filme machen kann: das ist uns sehr wichtig. Last, not least, zeigen wir in Kooperation mit dem *Filmarchiv Austria* eine Werkschau *Sidney M. Goldin* und *Joseph Seiden*. Hier werden einige Filme in jiddischer Sprache zu sehen sein.

**DAVID:** *Wie gestaltet sich die Kooperation mit den Spielstätten des Jüdischen Filmfestivals?*

**M. Kaczek:** Wir arbeiten ausgezeichnet mit dem *Filmarchiv Austria* zusammen, das uns auch das *Metro Kino* als Spielstätte zur Verfügung stellt und uns ganz maßgeblich unterstützt. Ich kann ohne Übertreibung sagen: ohne das *Filmarchiv Austria* würden wir es nicht machen. Von 14. bis 20. November bespielen wir zusätzlich das *Votivkino*, und vom 21. bis 27. November das *De France Kino*. Mit allen drei Kinos arbeiten wir wunderbar zusammen, sie haben tolle Teams und ein großes Interesse an jüdischen Filmen.

**DAVID:** *Das Jüdische Filmfestival ist seit Jahren sehr erfolgreich. Von welchen Seiten erhält das Jüdische Filmfestival Unterstützung, und hat sich diese Unterstützung im Laufe der Jahre gewandelt? Fühlen Sie sich heute ausreichend unterstützt?*

**M. Kaczek:** Wir werden vor allem Kulturredirektor der Stadt Wien und vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur gefördert. Aber schon bei der Einreichung des Budgets für 2008 war klar, dass wir zu wenig Subventionen erhalten werden, um unser Programm durchführen zu können. Deshalb mussten wir das Programm drastisch reduzieren. Es geht uns hier nicht anders als anderen Kulturinitiativen: Zuerst wird man zu Tode gelobt, und bei konkreten Budgetverhandlungen gibt es dann nur Ausweichen, Ausweichen, Ausweichen. Mit Privatsponsoren haben wir das Problem, dass, wenn immer wir eine Kooperation vorschlagen, man auf die *Vienne* verweist, die man ohnehin unterstütze. Leider haben sich noch keine Partner aus der jüdischen Gemeinde zu einer Kooperation bereit erklärt. Mit *A1* haben wir seit vielen Jahren einen treuen Sponsor, dem wir wirklich sehr dankbar sind für sein großzügiges Engagement. Auch die Botschaften der Staaten Israel, Deutschland und der Niederlande sowie das Polnische Kulturinstitut unterstützen

uns vorbildhaft, übernehmen Transportkosten und bezahlen teilweise die Kosten für Gäste, zum Beispiel aus Israel. 2008 hoffen wir, die Botschaft des Königreiches Marokko als Sponsor zu gewinnen. Es ist das erste Mal, dass in Marokko ein Spielfilm über die Auswanderung der marokkanischen Juden gedreht worden ist, und mit der Unterstützung der marokkanischen Botschaft möchten wir Regisseur und Drehbuch-Autorin von *Wedaan Umahat/Good Bye Mothers* zum Gespräch mit dem Wiener Publikum einladen.

**DAVID:** *Wie würden Sie die Reichweite des Jüdischen Filmfestivals einschätzen? Wer ist Ihr Publikum, wo erzielen Sie die größten Erfolge?*

**M. Kaczek:** Unsere Spielstätten, das *Metro Kino*, das *Votivkino* und das *De France* haben ihr spezifisches Publikum, das für uns sehr interessant ist. Es ist eine gute Mischung, vor allem haben sowohl das *Votivkino*, als auch das *Filmarchiv Austria* unterschiedliches Stammespublikum, das unser Angebot gerne annimmt. Prinzipiell versuchen wir, für jeden einen

Film anzubieten. Wir haben vor allem ein nicht-jüdisches Publikum, viele ältere Leute, aber auch Jugendliche und Studenten, generell einen sehr breit gestreuten Kreis von Interessenten. Wie in den Jahren zuvor werden wir auch heuer Schulprogramme für Jugendliche ab 14 anbieten. Neben der Vermittlung von historischem und sozialem Wissen, soll den



„Der Weg nach Mekka“, Ein Film über das Leben von Leopold Weiß (1900-1992) einen Juden aus Lemberg, der zum Islam konvertierte und die bekannteste englische Koranübersetzung anfertigte; mit freundlicher Genehmigung Jüdisches Filmfestival. (Copyright: Mischief Film)

Schülerinnen und Schülern auch die Rezeption von Filmbildern im Kino näher gebracht werden. Es ist ein schönes Erlebnis, wenn Leute auf uns zukommen und sich bedanken: Da haben wir so viel dazu gelernt, sagen sie. Das ist wunderbar. Es erstaunt mich immer wieder, wie hoch die Akzeptanz ist, obwohl wir die Filme ja in Originalsprache mit englischen Untertiteln zeigen. Trotzdem herrscht reges Interesse. Die Leute haben Lust auf die Originalfassung! Das zeugt von hohem Qualitätsbewusstsein.

**DAVID:** *Hat das Jüdische Filmfestival schon Zukunftspläne für die kommenden Jahre?*

**M. Kaczek:** Für uns ist eines klar: Die Erwartungen des Publikums an das *Jüdische Filmfestival* sollen weiterhin erfüllt werden. ■

Das Interview führte Tina Walzer.



## Ferdinand Schmutzer: Freud und seine Zeit im Porträt

26.9.2008 - 20.1.2009

Sigmund Freud Museum  
Berggasse 19, 1090 Wien  
Tägl. 9 - 17 Uhr

### Sigmund Freud Privatstiftung – Kurzprofil

Die Sigmund Freud Privatstiftung mit Sitz in Wien wurde 2003 als unabhängige wissenschaftliche und kulturelle Einrichtung gegründet. Die Stiftung bildet die finanzielle und organisatorische Grundlage für das gleichnamige Museum sowie das Wissenschaftsinstitut. Neben einer Fachbibliothek zur Psychoanalyse sowie einem Archiv zu Leben, Werk und Umfeld Sigmund Freuds verfügt die Stiftung über eine Sammlung zeitgenössischer Kunst. Die Stiftung zeigt Ausstellungen, bietet ein interdisziplinäres Veranstaltungsprogramm und fördert junge Wissenschaftler im Rahmen des Freud-Fulbright Forschungsstipendiums. Die Sigmund Freud Privatstiftung versteht sich als Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Geschichte, Kultur und Kunst und bietet Wissenschaftlern, Künstlern sowie Kulturschaffenden zum Thema Psychoanalyse ein offenes Diskussionsforum. Ziel ist es, das Erbe Sigmund Freuds und seiner Zeit als zentrales Zeugnis europäischer Kultur zu pflegen, wissenschaftlich zu erforschen und die wissenschaftliche Diskussion aktiv voranzutreiben.

Peter Nömaier  
Tel.: +43-1-319 15 96-21  
Fax: +43-1-317 02 79  
E-Mail: presse@freud-museum.at

Sigmund Freud Privatstiftung  
Berggasse 19  
1090 Wien

## „Das Dreieck meiner Kindheit“ Eine jüdische Vorstadtgemeinde in Wien XV

Die Ausstellung mit begleitenden Veranstaltungen stellt den ersten Höhepunkt des Projekts „Herklotzgasse 21 und die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel“ dar. Sie findet in den Räumen des ehemaligen Gemeindehauses in der Herklotzgasse 21 statt, wo bis 1938 Fürsorge- und zionistische Vereine untergebracht waren. Das Haus bildete neben dem Turnertempel und der Storchenschul einen der drei zentralen Orte einer jüdischen Vorstadtgemeinde.

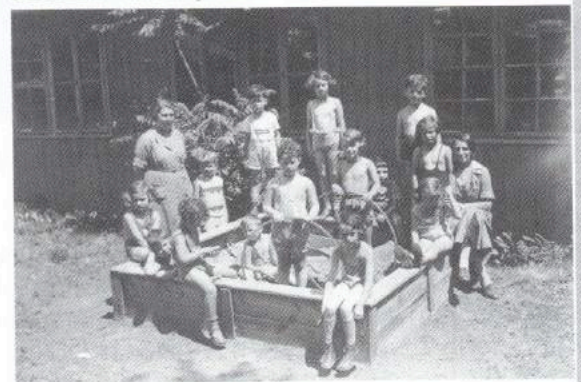
Die Ausstellung bringt den historischen Schauplatz zum Sprechen, und sie verbindet archivalische Recherche mit der lebendigen Erinnerung von Menschen, die hier aufwuchsen und von hier fliehen konnten. 12 der 15 Überlebenden, die überwiegend in Israel interviewt wurden, gingen in der Herklotzgasse 21 in den Kindergarten oder in den Turnverein.

In den verschiedenen Räumen und Geschoßen wird die Geschichte der jüdischen Vorstadtgemeinde aufgerollt: von ihren Anfängen in den 1830er Jahren bis zu ihrer Zerstörung 1938/39 – und über die vereinzelt Momente jüdischen Gemeindelebens in der Nachkriegszeit bis zur gegenwärtigen Aufarbeitung der Geschichte. Anhand von Interviewsequenzen und des umfangreichen Bildmaterials, das aus dem Privatbesitz von ZeitzeugInnen sowie aus verschiedenen Archiven stammt, wird das Leben der jüdischen Bevölkerung in einem Wiener Arbeiterbezirk dargestellt.

**Frau Mag.a Barbara Prammer, Präsidentin des Nationalrates, wird am 29. Oktober 2008 um 19 Uhr die Ausstellung eröffnen.**



**HERKLOTZGASSE 21**  
und die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel







Fotograf: Dietmar Walser, Hohenems

lassen und ihren Friedhof errichtet hatten – an die Fragen der Gegenwart. Ja, es sei leicht, sich an die Toten von damals zu erinnern, an ihren „großartigen Beitrag“ zur Geschichte, aber zu lernen, mit den „Fremden“ von heute eine Beziehung aufzubauen, die von Respekt und Anerkennung getragen ist, und nicht von Ausgrenzung, dass sei eine ungleich schwerere Aufgabe. Und darauf käme es an. Nicht nur auf den verklärten Blick zurück. ■

## Günther BARNET, LAbg. a.D und Familie

wünschen allen Leserinnen  
und Lesern des DAVID und  
der jüdischen Gemeinde  
in Österreich ein schönes  
neues Jahr!



## BENTLEY WIEN

Bentley Wien  
wünscht allen ein  
schönes und erfolgreiches  
Jahr 5769!

לשנה טובה תכתבו



## Mag. Daniela Stepp

Bezirksvorsteherin-Stvr.  
Wien-Innere Stadt

wünscht allen Leserinnen und  
Lesern des DAVID und der  
jüdischen Gemeinde ein schönes  
neues Jahr!

**will** essen.at

**JETZT NEU!**

Schnell & einfach  
Essen online  
bestellen!



<http://www.willessen.at>





**Maria Vassilakou und die Grünen Wien**

wünschen allen Leserinnen und Lesern sowie der jüdischen Gemeinde in Österreich ein friedvolles neues Jahr!



wien.gruene.at

**Der Landtags- und Gemeinderatsklub  
der SPÖ Wien**



wünscht den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern  
alles Gute im Neuen Jahr, vor allem Gesundheit!

Christian Oxonitsch  
Klubvorsitzender

Dr. Andreas Höferl  
Klubdirektor



wünscht allen Lesern, Kunden und  
Freunden alles Gute im Neuen Jahr!

**Tel: 01/9907603**

smart:it OG  
Ungargasse 30  
1030 Wien

**EISENSTADT**  
LANDESHAUPTSTADT

Ein schönes Neujahrsfest wünscht  
namens der

**Landeshauptstadt  
Freistadt Eisenstadt**

allen jüdischen  
Bürgerinnen und Bürgern

**Andrea Fraunschiel**  
Bürgermeisterin der Landeshauptstadt  
Freistadt Eisenstadt

**Maß- und Änderungsschneiderei**

**Ferco Ercin**

Tel. + Fax: 01/5952842,  
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

wünscht allen  
Kunden, Freunden und Bekannten  
ein friedliches Neujahrsfest!



STIFT  
KLOSTER  
NEUBURG

DAS STIFT KLOSTERNEUBURG WÜNSCHT  
ALLEN LESERINNEN UND LESERN  
DER ZEITSCHRIFT DAVID  
EIN FRIEDLICHES NEUES JAHR!





schluss besagter Chanukkafeier bildete ein reichliches Abendessen. Die Erhaltung dieses Heimes war jedoch eine finanzielle Herausforderung. So flossen beispielsweise 1925 2.059,30 Schilling an Mitgliedsbeiträgen, 25.285,82 S an Spenden, 300,- S an Beiträgen vom Bund, 21.700,- S von Gemeinde Wien, IKG und JDC, 990,- S von Vereinen und 12.508,86 S an Einkünften der arbeitenden Mädchen selbst an die Heimkassa. Die Gesamtsumme der Einnahmen betrug 72.074,18 Schilling (Jüdische Fürsorge 1925, 25).

Um 1930 wurden streng koschere Kochkurse, Diätkurse, englische und französische Sprachkurse, moderne Turnkurse und kunstgewerbliche Kurse angeboten (Die Stimme 1930, 18. September, S. 7).

Insgesamt ist zu sagen, dass es sich in bezug auf das Elisabethheim um eine äußerst wichtige und notwendige Einrichtung handelte, welche die Erfordernisse der damaligen Zeit erkannte. Der Einblick in das Angebot dieses Waisenhauses zeigt das Bemühen um eine vielfältige Hilfestellung und Unterstützung für seine Zöglinge.

„In Kindern liegt die Zukunft, die Zukunft des Judentums“ (Israelitische Kultusgemeinde 1930, S. 3). ■

#### Primärliteratur

Clostermann, L., Heller, T. (Hrsg.) (1930): Enzyklopädisches Handbuch des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge. Akademische Verlagsgesellschaft Leipzig  
Zentralstelle für jüdisch soziale Fürsorge (Hrsg.) (1925): Jüdische Jugendfürsorge. Ein Jahrbuch der Fürsorge für das jüdische Kind in Wien. Selbstverlag: Wien

#### Quellen

Die Stimme (1930, 13. März): 25 Proz. der Spendeingänge des Keren Kajemeth dieses Jahres haben 86 Selbstkontingentler aufgebracht. – Sind Sie bereits darunter? In: Die Stimme, Jahrgang 3, Nr. 117, S. 14  
Die Wahrheit (1922, 12. Jänner): Elisabethheim für Kriegswaisen, Lehnmädchen- und Arbeiterinnen. In: Die Wahrheit, Jahrgang 38, Nr. 2, S. 12f  
israelitische Kultusgemeinde Wien (Hrsg.) (1930, September): Mitteilungen der israelitischen Kultusgemeinde. Unser Fürsorgewerk Nr.1. Selbstverlag: Wien

# DAVID

JÜDISCHE KULTURZEITSCHRIFT

**DER KULTURVEREIN DAVID  
DANKT ALLEN GÖNNERN FÜR  
DIE ZAHLREICHEN  
SPENDEN!**

**TIBET stirbt!**  
Die Welt schaut zu!



## Was kann ich für TIBET tun?

Bitte registrieren Sie sich für den Tibet Newsletter.

Wir versorgen Sie **aus erster Hand** mit den neuesten Informationen zu den Entwicklungen.

Sie erfahren auch, wie sie mit **wenigen Minuten Zeitaufwand** den Tibetern eine **große Hilfe** sein können.

Jetzt registrieren auf

[www.TIBET.at](http://www.TIBET.at)

**SAVE TIBET**  
Lobenhauergasse 5/1  
1170 Wien

**Tibeter Gemeinschaft Österreich**  
Währinger Gürtel 102  
1090 Wien

### AUFSPERRDIENST 0-24 UHR

#### Soforthilfe nach EINBRUCH

Schließanlagen  
Sicherheitsbeschläge  
Zusatzschlösser  
Schlüsseldienst  
Sicherheitsschlösser

**Aufsperrdienst: 0676 / 911 - 14 - 12**

[www.magickey.at](http://www.magickey.at)

**Familie Natanov Igal**

wünscht allen Kunden, Freunden und Bekannten ein schönes und friedvolles neues Jahr!

**IKG**

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

**Die ISRAELITISCHE  
KULTUSGEMEINDE GRAZ**

zuständig für Steiermark, Kärnten  
und die politischen Bezirke  
des Burgenlandes Oberwart, Güssing  
und Jennersdorf wünscht allen  
jüdischen BürgerInnen ein schönes  
neues Jahr!



tionstalent zuzuschreiben. Dorotheas vorrangiger Lebensinhalt und Ziel war, ihren beiden innigst geliebten Kindern mit den bescheidenen, ihr zur Verfügung stehenden Mitteln und Möglichkeiten die beste Erziehung und Ausbildung zu bieten. Ab und zu erklärte sie den Kindern, dass ihr dies und jenes leider aus diesem und jenen Grund zu machen oder zu kaufen nicht möglich sei. Die Kinder verstanden sie immer.

Entstanden Bekanntschaften zwischen Heimbewohner, so war es selbstverständlich, einander bei Engpässen mit Lebensmitteln auszuhelfen. Handelte es sich um Zucker, Mehl, Milch und ähnliches, so wurde tassenweise ausgeholfen. Die gleiche Menge erwartete man dann zurück. Ließ sich jemand mit der Rückerstattung zu lange Zeit oder vergaß - absichtlich oder unabsichtlich, scheute sich niemand, darauf hinzuweisen. Aus welchen Gründen auch immer, die meisten Heimbewohner gingen einander aus dem Wege und waren, wenn sie überhaupt miteinander sprachen, kurz angebunden. Manche mochten einander auch einfach nicht leiden. Besonders wenn jeder dem anderen vorhielt, ihm etwas aus „Bestemm“ (mit Absicht) zu Leide zu tun. Man stachelte einander so lange auf, bis es zu handgreiflichen Auseinandersetzungen kam. Sah sich die Heimleitung außerstande, den Streit zu schlichten oder war sie nicht anwesend, so wurde jemand ins nahe gelegene Wachzimmer in der Ferdinandgasse geschickt, um dort über den Vorfall zu berichten. Dann machten sich ein oder zwei Polizisten sehr gemächlich auf, bereits ahnend, was sie erwarten werde. Waren sie bei Heim angekommen, amtshandelten sie, wobei es, schon des besonderen Status des Heimes wegen, immer bei Abmahnungen blieb.

## Onkel Paul

Erika war ein sehr herziges und einnehmendes Kind, und über sie wurde Dorothea mit einem kürzlich im Heim eingezogenen Mann bekannt. Er war Wiener, Musiker von Beruf, stammte aus der Brigittenau, und hieß Paul Braun. Eben erst war er aus der Sowjetunion, wo er zehn Jahre in der Emigration verbracht hatte, nach Wien zurückgekehrt. Sein um zehn Jahre älterer Bruder Otto hingegen, ein praktischer Arzt, war noch vor 1938 mit seiner ersten Frau Anni in die USA ausgewandert. Paul schlug sich über die Tschechoslowakei und Polen bis nach Russland durch. Dort wurde er aufgegriffen und nach Sibirien deportiert. Die ganzen Jahre hindurch verdankte er sein Überleben dem Umstand, dass er sowohl Klavier als auch Akkordeon spielen konnte - und viel, viel Glück. Als Paul zurückkehrte, sein ehemaliges Wohnhaus und das Textilgeschäft seiner Eltern zerbombt vorfand und von seinem Bruder Otto nur wusste, dass er irgendwo in den USA lebte, wandte er sich an die Kultusgemeinde. Diese verwies ihn ans Obdachlosenheim. Pauls gesamter Besitz bestand aus einem

kleinen, mit Lederriemen zusammengehaltenen Pappkofferchen, in das einige wenige zerlumpte Kleidungsstücke, außerdem Notenblätter, und eine Handvoll Familienfotos hineingestopft waren. Darüber hinaus besaß Paul eine Klarinette mit Etui. Frau Citron wies ihm eine Bettstatt im Männerzimmer im dritten Stock zu. Um sich die langweilige Zeit zu verkürzen, begann Paul, als einziger täglich den bis dahin unbenutzten Gemeinschaftsraum aufzusuchen und dort Klarinette zu üben. Das Instrument schien er noch nicht lange zu besitzen, denn seine Übungen bestanden allein aus Tonleitern. Manchmal, wenn Hans und Erika das Instrument ertönen hörten, schlichen sie zum Gemeinschaftsraum, öffneten leise einen Spaltbreit die Türe und sahen Paul zu. Allzu gerne hätte Hans einmal in dieses Instrument geblasen, hätte es wohl auch selbst versuchen können, getraute sich aber nicht. Was also lag näher, als seine kleine Schwester zu diesem Unterfangen anzustiften? Als Paul wieder einmal den Raum verlassen hatte, schickte Hans sie hinein. Erika ging zu dem am Tisch abgelegte Instrument hin - ihr Kopf reichte gerade über die Tischkante -, und blies hinein. Ein leiser Ton war vernehmbar. Laut hingegen war das Donnerwetter, das es von Paul daraufhin setzte, sodass die Kinder schleunig in ihr Zimmer liefen. Paul muss Erikas Erschrockenheit mehr als die des Knaben beeindruckt und erbarmt haben. Bei der nächsten Begegnung mit ihr lud er sie ein, mit ihm einen nahe gelegenen Eissalon auf der Praterstrasse aufzusuchen. Dort angekommen fragte er sie, ob sie gerne Eislutscher haben möge? Sie nickte heftig. Tatsächlich kaufte er ihr gleich einige dieser beliebten Wassereislutscher und half ihr beim Tragen. So schlenderten sie langsam wieder dem Heim entgegen, wo sie nach einer Weile, bekleckert und mit verklebten Händen, anlangten. Dorothea, die mittlerweile nach Erika Ausschau hielt, sie mit dem ihr fremden Mann daherkommen sah, begann umgehend mit beiden zu schimpfen. Jene wiederum versuchten sich zu verteidigen, wobei Paul von Erika kräftig unterstützt wurde. Nach einigem Hin- und Her, bei dem einer den anderen kaum verstand oder zu Wort kommen ließ, begannen mit einem Mal alle zu lachen. Paul und Dorothea heirateten 1952. Die Ehe hielt bis zu Pauls viel zu früh eingetretenen Tod an einem Nierenkrebsleiden. So musste er mit nur dreiundfünfzig Jahren und nach so viel Durchgestandenem von dieser Welt gehen.

Paul Braun und sein Bruder Otto stammten aus einer gutbürgerlichen, assimilierten jüdischen Kaufmannsfamilie. In der Wallensteinstrasse hatten sie eine große Patrizierwohnung bewohnt. Nicht unweit davon hatte sich das Textilgeschäft ihres Vaters Moritz Braun befunden, auf die Anfertigung von Herren-Maßhemden spezialisiert. Von den Erträgen hatte die Familie ausgezeichnet leben können. Es war so gut gelaufen, dass Vater Braun seinen Söhnen eine ausgezeichnete Ausbildung



Spitzbart, wie ihn viele Männer seiner Generation gerne trugen. Ab und zu zeigte er sich im Klassenzimmer, um ein paar Worte mit der Lehrperson, nie aber mit den Schülern zu wechseln. In den einzelnen Klassenzimmern waren jeweils über dreissig Schüler untergebracht. Die meisten waren katholisch, der Rest evangelisch. Einzig beim Namen Gamliel stand im Klassenbuchverzeichnis unter Religionszugehörigkeit das Wort „mosaisch“ eingetragen, mit dem aber keiner der Schüler etwas anzufangen wusste. Jeder Beginn des Schultages fing mit dem monotonen Herunterleiern des Vaterunser an. Dabei hatten die Schüler ihre Blicke auf das an der Frontwand des Zimmers angebrachte Holzkreuz zu richten, welches an das Bild des damaligen Bundespräsidenten Dr. Karl Renner anschloss. Sein Bild zierte ein ähnlicher Spitzbart wie jener des Schuldirektors. Da Hans anfänglich nichts Gegenteiliges aufgetragen wurde, betete er beim täglichen christlichen Morgengebet mit, und wie es scheint hat er keinerlei Schaden davon getragen. Beheizt wurden die Klassenräume durch schwarze, gusseiserne Öfen, die allmorgendlich, lange vor Unterrichtbeginn, angeheizt wurden. Zwischendurch kam der Schulwart in die Klassen, um nach den Öfen zu sehen. Während der Heizperiode durften Schüler, welche von daheim Äpfel für das Pausenmahl mitbekommen hatten, diese, so sie mochten, auf der heiss gewordenen Ofenplatte braten lassen. Dann begann sich langsam ein süß-schwerer, immer intensiverer Duft im Raume breit zu machen. Hans bekam niemals einen Apfel mit, dafür reichte das Geld nicht. Seinen Mitschülern war er den Apfel nicht neidig, da er Neid nicht kannte. Aus einer Parallelklasse tat sich nach Unterrichtschluss oft ein Schüler dadurch hervor, dass er andere, schwächer aussehende, anpöbelte und Raufhändel anzettelte. Dabei war er darauf bedacht, hinter sich einen Grossteil seiner Klassenkameraden zu wissen. Jene wiederum feuerten sein Tun lauthals an. Sein beliebtestes Angriffsziel war Hans, der damals ein sehr dünnes Bürschen war. Die meisten Mitschüler riefen einander mit ihrem Familiennamen. Hans wurde statt Gamliel anfangs „Gami“, bald aber, seiner Düntheit wegen „Gandhi“ gerufen. Vielen Anpöbelungen konnte sich Hans durch rasches Davonlaufen entziehen, war er doch bei Wettkämpfen im Turnunterricht einer der schnellsten Knaben. Begegneten einander Hans und der Stärkerer alleine, ließ jener Hans ungeschoren. Fast hatte es den Anschein, als kenne er ihn nicht. Um so aggressiver tat er sich im Kollegenkreis hervor. Vis à vis der Schule befand sich ein Platz, an dessen linker Seite die Leopoldskirche stand. An der linken vorderen Kirchenseite war eine Nische, in welcher eine Heiligenfigur stand. Gelang Hans die Flucht nicht so rasch wie beabsichtigt und wurde er von seinen Verfolgern eingeholt, suchte er sein Heil im Erreichen dieser Nische. Er stellte sich so hinein, dass sein Rücken gedeckt war und konnte sich so erfolgreich vor den

mit Holzlinealen abgegebenen Hieben schützen und auch selbst mit seinem Lineal zurückschlagen. Jahre später vermutete Hans, dass ihn der Heilige jedes Mal vor der Übermacht der Angreifer beschützt habe. Ob dieser aber wusste, welchem Glauben Hans angehörte? Vielleicht stand Hans gerade deshalb unter dessen besonderem Schutz? Jedenfalls konnten ihm die Angreifer nie etwas anhaben. Nach halbstündigem Hin- und Her zog es einer nach dem anderen vor, den Heimweg anzutreten. Zuletzt konnte auch Hans nach Hause eilen. Einmal ergab es sich, dass Hans die rettende Nische nicht rechtzeitig erreichen konnte. Im Nu war er von der ihm wohlbekannten Meute umzingelt. Mit im Kreis befand sich ihr laut maulender Anführer, der Hans mit allen möglichen Mitteln zu provozieren versuchte. Hans wiederum, innerlich angstvoll, äußerlich aber sehr gelassen, stand nur da und wartete darauf, wie es wohl weiter gehe. Er hoffte einen Fluchtweg zu orten, denn sein Gegenüber sah nicht nur so aus, sondern war auch wesentlich kräftiger und korpulenter als er. Die Spannung der jeden Augenblick losgehenden Balgerei schien nicht mehr zu steigern, als Hans urplötzlich, angesichts der umherstehenden Übermacht, mit der Kraft und dem Mut der Verzweiflung, seinem Kontrahenten einen geschwungenen, weit hergeholt, klassisch ausgeführten Haken in die Magengegend schlug. Es war ein „Lucky Punch“, der tatsächlich den Punkt getroffen zu haben schien. Im selben Augenblick begann sich der Getroffene, mit schmerzverzehrtem Gesicht, Wehlaute ausstossend, zu krümmen und auf den Boden zu setzen. Mit einem Male öffnete sich der umzingelnde Kreis. Weit aufgerissene Augen und noch weit offenere Mäuler waren auf ihn gerichtet, der jetzt den Kreis langsam verließ. Einen solchen Ausgang der von den anderen Knaben so sehnlich erwarteten Schlacht, hatte keiner, auch Hans nicht erwartet. Tags darauf wurde Hans zu allererst von seiner Klassenlehrerin zur Rede gestellt, die ihn von vornherein als Schuldigen ansah. Vergeblich stellte er den Sachverhalt wahrheitsgemäß dar. Ausgerechnet seine Lehrerin glaubte ihm nicht. Wie heißt es doch: „Schuld ist immer der Jud“. Die Lehrerin bestrafte Hans zu einer langen Schreibarbeit, einer Mitteilung an seine Mutter und zu einem nachmittäglichen Nachsitzen. Zu alledem wurde seine Betragensnote, die bisher immer sehr gut gewesen war, verschlechtert. Diese eigenartige Rechtsprechung begriff Hans nicht und war darüber sehr enttäuscht. Alleine seine Mutter schenkte seiner Darstellung des Vorfalles Glauben, konnte aber nichts gegen die Lehrperson ausrichten. Ein Gutes immerhin hatte die Episode bewirkt: Seither wurde Hans nie mehr angepöbelt. Er meinte sogar zu erkennen, dass manch einer seiner ehemaligen Gegner mit verstohlener Achtung einen Bogen um ihn machte. Hans liebte es, nach Unterrichtschluss nicht direkt, sondern auf weitläufigen Umwegen durch die engen, alten Gassen der Leopoldstadt



chern. Jeder Schabbat und die jüdischen Feste wurden in der Synagoge gefeiert und daheim, mit entsprechendem Zeremoniell, fortgesetzt. Nach Synagogenbesuchen erhielten die Kinder bunte Zuckerstangen, so genannte „Mässbroggen“, eine Basler Spezialität, bevor man nach Hause ging. Im Gegensatz zu Erika gefiel es Hans bei seiner Patenfamilie ausgezeichnet, zudem er sich mit Marlyse sehr gut verstand. Ausserdem hatte er im Nachbarhaus einen nichtjüdischen, gleichaltrigen Spielgefährten, mit dem er fast täglich auf der damals kaum befahrenen Strasse mit herrlich bunten Glasmurmeln spielte und Dreirad fuhr. Im Gegensatz zu Wien, wo alle Strassen und Gassen gepflastert waren, waren in Basel, soviel Hans damals erkennen konnte, alle Fahrbahnen geteert. Gradwohls schienen an Hans ebenfalls Gefallen gefunden zu haben. Sein ursprünglich für ein, zwei Monate gedachte Aufenthalt wurde nach Rücksprache mit Dorothea auf ein ganzes Jahr verlängert. Ehe seine Pflegeeltern dies arrangiert hatten, mussten sie sich von einem Schock erholen. Es war kurz nachdem Hans bei ihnen in Basel angekommen war. Frau Gradwohl wollte ihn in der Badewanne gründlich waschen. Hans legte seine Kleider ab, stieg in die Wanne. Sie wollte mit dem Waschen beginnen, wich aber, einen kurzen Schrei ausstossend, einen Schritt von der Wanne zurück. Während sie ihren Blick erschrocken am Körper von Hans hinab gleiten ließ, sah er sie mit großen Augen verständnislos an. Endlich schien sie sich gefangen zu haben. Sie fragte Hans in schroff gehaltenem Ton, ob er denn Christ und nicht Jude sei? Hans sah Frau Gradwohl verdutzt an, denn er verstand nicht, was sie eigentlich von ihm wollte. Sie wiederum rief nach ihrem Gatten. Nachdem beide ein paar Worte gewechselt hatten, trat Herr Gradwohl ebenfalls an die Wanne heran und sah an Hans hinab. Dann fragte er ihn geradewegs, warum er nicht beschnitten sei? Auch jetzt verstand Hans überhaupt nichts, beteuerte aber, sehr wohl Jude zu sein. Gradwohls sahen ein, mit der Befragung des Knaben keine befriedigende Antwort zu bekommen und sandten umgehend ein Telegramm an seine Mutter nach Wien. In diesem fragten sie, ob Hans Jude und warum dann nicht beschnitten sei? Sowie Dorothea das Schreiben überflogen hatte, antwortete sie postwendend. Ihr Schreiben bestand aus wenigen Fragesätzen, deren Hauptsatz die Frage war, bei welcher Gestapostelle, auf ihrer Flucht gerade vor jenen, sie den Antrag zur Beschneidung ihres Sohnes, nach jüdischer Tradition ausgeführt, hätte stellen sollen? Diese Antwort befriedigte Gradwohls. Nach nochmaligem Briefwechsel einigten sie sich darauf, Hans umgehend im jüdischen Spital zu Basel der versäumten Prozedur zu unterziehen, die der erwähnten Umständen wegen bislang nicht hatte vollzogen werden können.

Nachdem Hans in Wien den Schulalltag bereits kennen gelernt hatte musste er auch in Basel eine

Schule besuchen. Die Volksschule wurde in der Schweiz Primarschule genannt, und in solch eine wurde er eingewiesen. Mit dem Schweizerdeutsch, das seine Klassenkameraden sprachen hatte Hans keinerlei Mühe, er verstand es sofort. Manchmal tat er beim Spielen so, als verstünde er es nicht, worüber seine Gefährten, aber auch er, sich dann köstlich amüsierten. Das hier in der Grundschule praktizierte Schreiben auf Schiefertafel mit Griffel bereitete ihm keine Schwierigkeit. Es wunderte ihn bloß ein wenig, denn in Wien wurde mit Bleistift und Tintenfeder in Hefte geschrieben. Gerade dies sollte Hans zum Nachteil geraten, als er später, wieder in Wien zurück, die nächste Klasse besuchen wollte. Hans musste die Klasse, die er in der Schweiz positiv beendet hatte, in Wien wiederholen. Die Begründung des Stadtschulrates dafür war, weil man in der Schweiz mit Griffel auf Schiefertafel und nicht mit Bleistift und Feder in Hefte schrieb.

An Schabbatabenden bestand das Abendessen bei Gradwohls häufig aus einem sicherlich ausgezeichnet zubereiteten, kalten Karpfen in Aspik, den Hans des Aspik wegen überhaupt nicht mochte. Er musste sich ungemein überwinden, die ihm aufgetragene Portion, unter den Blicken aller bei Tisch Anwesenden, hinunter zu würgen. Zu jüdischen Feiertagen wurde Frau Gradwohl von zwei nicht jüdischen Fräulein unterstützt. Diese erledigten alle Arbeiten, welche frommen Juden dann verboten waren. Selbstverständlich war alles Geschirr im Hause Gradwohl doppelt vorhanden. Es wurde dabei peinlichst genau darauf geachtet, dass es in für fleischige und für milchige Ware zu verwendendes Geschirr getrennt aufbewahrt wurde.

Die Taxis in Basel übten eine besondere Faszination auf Hans aus. Es waren ausschließlich amerikanische, in dunklen Farben gehaltene Automarken. Zudem trug jeder Taxichauffeur eine Uniform mit Schirmkappe in derselben Farbe wie das von ihm gelenkte Fahrzeug. Das sah prachtvoll und vornehm aus. Frau Gradwohl kümmerte sich ausschließlich um den Haushalt und die Kinder. Herr Gradwohl war wochentags für eine Textilfirma mit seinem beigefarbenen Ford im Außendienst unterwegs. Hans, der sehr viel Freizeit hatte begleitete ihn häufig auf seinen Tagestouren, die das ganze Baselland mit einbezogen. Er durfte immer neben Herrn Gradwohl am Beifahrersitz Platz nehmen. Einmal, sie waren wie oft zuvor in ländlicher Gegend unterwegs, bemerkte Hans, wie während der Fahrt Herrn Gradwohls Kopf immer wieder langsam auf dessen Brust zu sinken begann, um dann wieder ruckartig hochzuschließen. Herr Gradwohl war wohl sehr müde oder krank. Abermals neigte sich sein Kopf gegen die Brust, wobei seine Augen, ehe sie sich für kurze Zeit schlossen, einen verklärten Ausdruck annahmen. Er war nicht mehr fähig, sich zu konzentrieren, geschweige denn, sich länger wach zu halten, und dieser kurze Augenblick genügte, dass das schwere Automobil plötzlich die



nächsten Einkauf noch früher zu erscheinen. Nicht selten hatte Hans versucht, die Anzahl der vor ihm in der Schlange Stehenden auszumachen. Diese Zahl verglich er mit den in der Verkaufsstelle sichtbaren Brotlaiben. War die Anzahl der Brote geringer, betete Hans insgeheim darum, dass nicht alle vor ihm Brot kaufen wollten. Bis er dann an die Reihe kam, hatte er ein Wechselbad an Gefühlen zu durchleiden.

Der wenigen dort vorhandenen Läden wegen ging man kaum in die Ferdinandgasse einkaufen, aber Ecke Ferdinandgasse - Tempelgasse gab es eine Bäckerei. Als Heimbewohner mit Familie tat man gut daran, diese Bäckerei hin und wieder aufzusuchen. Viele der im Heim hausenden Frauen mit Familie waren es aus Vorkriegszeiten gewohnt, selbst zu backen. Im Heim gab es dafür keine Möglichkeit. Sowie das Angebot an Zutaten wie Vanillinzucker und Backpulver größer wurde, steigerte sich, besonders bei den aus Osteuropa stammenden Heimbewohnerinnen, der Drang zum selbst Backen enorm. Deshalb war es von großem Vorteil, vom Bäcker oder seiner Frau als Kunde identifiziert zu werden. Eine Heimkundin fragte den Bäcker eines Tages, ob er ihr so gefällig wäre, einen von ihr gefertigten Teig, den man auf einem Blech zu ihm bringen würde, in seinem Ofen mitzubacken? Obschon er für diese Gefälligkeit einen Obolus verlangte, willigte er mürrisch ein. Brachte man das Blech zu ihm, nannte er eine Zeit, zu welcher man das Backwerk abholen konnte. Dass hernach eine Seite ziemlich angebrannt war, musste man, wollte man wieder kommen, geflissentlich übersehen. Das Backwerk war immer angebrannt. Dorothea, die mittlerweile ebenfalls dazu übergegangen war, Kuchen selbst zu fertigen und den rohen Teig auf einem Blech von Hans zum Bäcker bringen ließ, ärgerte sich regelmäßig, aber mehr noch darüber, nicht reklamieren zu dürfen. Es hatte nämlich den Anschein, als ließe der Bäcker, aus Ärger darüber, dass man Kuchen nicht bei ihm bestellte, die mitgebrachte Ware absichtlich anbrennen.

Schräg gegenüber der Bäckerei befand sich ein Kolonialwarenladen. Am Eingang waren ziemlich große emaillierte Reklametafeln angebracht, auf denen Namen der Waren aufgelistet standen, die man einst hier bekommen, heute aber der misslichen Lage wegen gar nicht oder vorläufig nicht mehr kaufen konnte. Trat man in den Laden, dessen Inneres auch bei Tageslicht dunkel und düster war, umhüllte einen sofort ein süßlicher, gewürzschwerer Geruch. Reis, Grieß und verschiedene getrocknete Hülsenfrüchte wurden aus Jutesäcken und anderen Behältnissen dargeboten. Diese Waren wurden von der Ladenbetreiberin mit einer Tasse herausgeschöpft und abgewogen. Dann wurde die Ware in selbst gerollte, aus Zeitungspapier zusammengeschnittene Papiertüten gefüllt. Je nachdem, in welchem Teil des Ladens man sich gerade befand, roch es auch nach Petroleum, Schmierseife und anderem.

Julius Meinel, die bekannteste, alteingesessene Delikatessenfirma, war ebenfalls in der Praterstrasse präsent. Bis Ende der Vierzigerjahre war das Einkaufen in diesem Laden aber Vermögenden vorbehalten. Selten kam es vor, dass auch Dorothea dort einkaufen ging. Bei Meinel war alles frischer, exklusiver, schöner aber auch wesentlich teurer als in anderen Läden. So klein dieser Laden auch war, schien er vom Warenangebot und der Auswahl, wie sonderbarerweise auch von Kaufwilligen überfüllt. Stets war bestens geschultes, freundliches Personal zugegen, das in firmeneigene, hellbraune Uniformmäntel gekleidet jeden zuvorkommend bediente. Bei Meinel als Verkäufer oder Lehrling engagiert zu werden waren viele bestrebt. Man hatte nur mit erstklassigem Schulabschluss Chancen, und nach bestandener betriebsinterner Prüfung. Hatte jemand die Anstellung bekommen, konnte er oder sie sich fast „von“ nennen, denn das Personal von Meinel stand im beruflichen Ansehen weit über anderem Verkaufspersonal, was sich auch im Verdienst bemerkbar machte. ■

**Hans Gamliel wurde am 25. Dezember 1940 in Subotica, nahe der serbisch-ungarischen Grenze in der Vojvodina geboren. Seine Mutter Dorothea (1918 - 1983) stammte väterlicherseits aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie. 1938 war sie vor den Nationalsozialisten mit Eltern, Geschwistern und weiteren Verwandten aus Wien nach Serbien geflüchtet. Dort lebten sie auseinander gerissen bei verschiedenen serbischen Familien versteckt im Untergrund. Ein Grossteil der Familienangehörigen wurde jedoch aufgestöbert, deportiert und in Vernichtungslagern des Dritten Reiches ermordet. 1945 kehrte Dorothea Gamliel mit Sohn Hans und der um zwei Jahre jüngeren Tochter Erika, dabei vielerlei Hindernisse überwindend, über Umwege nach Wien zurück. Im Obdachlosenheim der Israelitischen Kultusgemeinde im 2. Bezirk fanden sie für die nächsten Jahre ein Zimmer. Ab Anfang der 1960er Jahre, arbeitete Hans aufgrund besserer Berufs-Chancen im Gastgewerbe häufig in der Schweiz, wohin er 1984 nach Grub im Kanton Appenzell Ausserrhoden zu seiner Frau übersiedelt ist und noch heute dort lebt. Im Gedenken an seine leidgeprüfte Mutter und seinen ermordeten Vorfahren schrieb Hans Gamliel in den letzten zehn Jahren seine Familiengeschichte und Kindheitserinnerungen auf. Dabei erzählt er die Geschichte in der dritten Person. Ein Jahr seiner Kindheit 1948/49 verbrachte er auf Vermittlung der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde bei einer jüdischen Familie in der Stadt Basel.**

Teil 3 der Lebensgeschichte Hans Gamliels folgt in der nächsten Ausgabe des DAVID.



ments gegenüber offen antisemitischen Regimes, vor allem in den arabischen Ländern und im Iran. Trotz der existentiellen Bedrohung des jüdischen Staats durch das iranische Atomprogramm hat Berlin es bisher nicht vermocht, seine Beziehungen zu den Mullahs abzubauen, geschweige denn umfassende wirtschaftliche Sanktionen gegen den Gottesstaat zu verhängen, wozu auch eine konsequente Beendigung der staatlichen Bürgschaften für den deutschen Export in den Iran gehören würde. Merkels entschiedene Statements zum Antisemitismus und insbesondere zur vom Iran ausgehenden Gefahr, zwei der größten Bedrohungen nicht nur für die Juden und Israel, sondern zwangsläufig auch für Freiheit und Demokratie an sich, heben die Bundeskanzlerin zwar gerade in der heutigen Zeit innerhalb der politischen Klasse als Hoffnungsträgerin hervor. Allerdings bleibt abzuwarten, inwiefern sich angesichts derartiger Herausforderungen Worte mit politischem Handeln unter ihrer Ägide miteinander decken werden. Schließlich steht ihr mit Außenminister Frank-Walter Steinmeier ein starker Koalitionspartner gegenüber, der gerade in der Iran-Frage, wie schon sein ehemaliger Chef Gerhard Schröder, die anti-amerikanische Karte geschickt auszuspielen weiß. Zudem existieren mit Figuren wie Ruprecht Polenz, dem Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses des Bundestags, auch innerhalb der Union bedeutende Stimmen, die einer Beschwichtigungspolitik gegenüber dem Iran de facto das Wort reden.

So ist allen zweifelnden Voraussagen zum Trotz das deutsch-israelische Verhältnis zwar bis heute formal ein besonderes geblieben. Jedoch sollte man sich über seine bereits fortgeschrittene Aushöhlung und schleichende Untergrabung durch falsche Freunde nicht hinwegtäuschen. Und so ist es angesichts der weiter anhaltenden Spannungen im Nahen Osten auch nicht überraschend, dass in der Bundesrepublik zunehmend Stimmen laut werden, die von einer besonderen deutschen Verantwortung gegenüber den Palästinensern als den „Opfern der Opfer“ sprechen, die in den Beziehungen zum jüdischen Staat stets mitzudenken sei.

Angesichts des wachsenden externen und internen Drucks sowie des Generationswechsels, der auch vor der politischen Klasse keinen Halt macht, wird die deutsch-israelische „special relationship“ nur überleben können, wenn verantwortungsvolle Entscheidungsträger neue Wege finden, politisches Interesse mit einer ethischen Perspektive und mit historischer Weitsicht sowie Verständnis für ihre Notwendigkeit zu verbinden. Vor allem die Entwicklungen in der Bundesrepublik werden hier entscheidend sein. Der gegenwärtigen deutschen Regierung unter Angela Merkel könnte vor diesem Hintergrund eine wegweisende Bedeutung zukommen. ■

Der Autor ist Direktor des Foreign Affairs Network der B'nai B'rith Europe. Von Yves Pallade erschien kürzlich *„Germany and Israel in the 1990s – still a special relationship?“*, Peter Lang, 2005, Frankfurt am Main, ISSN 0721-3654, ISBN 3-631-54203-8, US-ISBN 0-8204-7751-6

Evelyn Adunka, Dieter Hecht, Sabine Mayr: *Brücken, Beziehungen, Blockaden. Initiativen und Organisationen in Österreich und Israel seit 1945*  
 Wien: Edition INW 2007  
 301 Seiten, Euro 24, 90.-  
 ISBN: 3-9500356-5-6

Seit 1945 bestehen Kontakte zwischen Österreich und dem damaligen britischen Mandat Palästina bzw. seit 1948 mit dem Staat Israel. Trotz dieser Tradition und Kontinuität waren und sind diese Beziehungen starken Schwankungen ausgesetzt. Dies ist eine Folge des eigenen Selbstverständnisses und des Umganges mit der eigenen Vergangenheit. Die Beziehungen zwischen den beiden Staaten sind nicht einfach, sondern eher schwierig. Maßgeblichen Einfluss auf die vorherrschende Einstellung dem anderen Staat und seiner Bevölkerung gegenüber haben die jeweilige Regierungspolitik und die Medienberichterstattung. Eine differenzierte Meinungsbildung findet sich zumeist nur bei wenigen Personen bzw. Personengruppen, die selbst aktiv in die bilateralen Kontakte involviert sind, statt.

Eben diese Beziehungen sind der Ausgangspunkt der von Evelyn Adunka, Dieter Hecht und Sabine Mayr verfassten, in der Edition Neue Welt erschienenen Dokumentation und Analyse. Mit einer sehr umfassenden Darstellung wird ein Einblick in die bisher eher vernachlässigte zwischenstaatliche Organisations- und Vereinsgeschichte der bilateralen Beziehungen zwischen Österreich und Israel für den Zeitraum 1945 bis 2003 gegeben. Ausgehend von einem Überblick über Brüche und Kontinuitäten der österreichisch-israelischen Beziehungen werden Entwicklung, Tätigkeiten und die Wirkung von Initiativen, Vereinen und Freundschaftsgesellschaften in der österreichischen Öffentlichkeit dokumentiert, die sich Pflege und Ausbau der Beziehungen zwischen den beiden Staaten zum Ziel gesetzt haben. In Österreich gibt es, in der breiten Öffentlichkeit nahezu unbekannt, eine erstaunlich große Anzahl einzelner, lokal begrenzter oder auch größerer Initiativen und Organisationen, die in diesem Bereich tätig sind. Die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, sozialen und akademischen Beziehungen werden anhand von 70 Beispielen beschrieben und analysiert, wodurch ein interessanter Einblick in die verschiedenen Kooperationen in beiden Ländern gegeben wird. Als Quellen wurden Bestände öffentlicher Archive sowie zumeist bislang noch nicht veröffentlichte Dokumente privater und halböffentlicher Organisationen herangezogen, die durch Interviews mit verantwortlichen Akteuren ergänzt wurden. Hierdurch können auch die Unterschiede zwischen staatlicher und persönlicher Interessenssphäre aufgezeigt, und außerdem kann belegt werden, wie nachhaltig engagierte und kreative Beziehungsarbeit sein kann. Zur gleichen Zeit muss aber auch betont werden, dass diese Initiativen fast immer von jüdischer Seite angeregt und ausgeführt wurden und werden, wenn auch in vielen Fällen mit nichtjüdischem persönlichem Engagement und finanzieller Unterstützung.

Eine bemerkenswerte Dokumentation, die dem von den Autoren gesteckten Anspruch, einen Beitrag zur Erforschung der bilateralen Beziehungen zwischen Österreich und Israel zu leisten, gerecht wird.



Erst jetzt wird Meir erfahren, was damals wirklich geschehen ist. Wenn es ihm auch nicht gelingen wird, die Persönlichkeit seines Vaters ganz zu ergründen, so wird er doch zumindest verstehen, was ihn selbst zu dem Menschen gemacht hat, der er ist.

Savyon Liebrecht gilt heute als eine der wichtigsten Autorinnen Israels; sie hat nach Meinung vieler mit diesem eben so traurigen wie wunderbaren Roman, der dazu noch überaus spannend ist, ihr bisher bestes Werk geschaffen.

Evelyn Ebrahim Nahooray

### Saly Mayer 1882-1950

Hanna Zweig-Strauss: Saly Mayer 1882-1950. Ein Retter jüdischen Lebens während des Holocaust. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2007. 392 Seiten. Euro 39,90.- ISBN 978-3-412-20053-4

Die Schweizer Ärztin und Historikerin Hanna Zweig-Strauss, die 2002 eine Biographie über den prominenten Schweizer Zionisten und Sozialdemokraten David Farbstein publizierte, hat ihr neues Buch einem besonders schwierigen und heiklen Kapitel der Schweizer jüdischen Zeitgeschichte gewidmet. Der Fabrikant Saly Mayer nahm als Sekretär und Präsident des Dachverbandes der jüdischen Gemeinden in der Schweiz und ab 1940 als Vertreter des American Jewish Joint Distribution Committee während der NS-Zeit eine Schlüsselstellung ein. Die neutrale Schweiz wurde anfangs ein Zufluchtsort für die verfolgten Juden, sperrte aber im August 1938 die Grenzen und wies tausende Flüchtlinge zurück.

Mayer wird sich, in der Formulierung von Zweig-Strauss, „im ausgewogenen Kampf zwischen partikularer jüdischer Gruppensolidarität und exklusiv-nationaler Loyalität zum schweizerischen Staat (oder seinen Behörden) verstricken.“ Mayer „vertrat eine winzige, ungeliebte Minderheit ohne politische oder wirtschaftliche Verbündete“. So wurden die Schweizer Juden 1938 auch zur Übernahme aller Kosten, die die Flüchtlinge verursachten, gezwungen. Er bezweifelte nicht die Normen und Gesetze der Mehrheitsgesellschaft, arbeitete mit der Fremdenpolizei und mit ihrem umstrittenen Leiter Heinrich Rothmund zusammen und verweigerte die Unterstützung illegaler Flüchtlinge. Mayer war in seinem Amt überfordert und brach 1938 zusammen. Seine Verschwiegenheit und Diskretion führten zu Gesprächsverweigerung und zunehmender Isolation. Er bewahrte aber seine Menschlichkeit und half persönlich dem St. Gallener Polizeikommandanten Paul Grüninger. Grüninger rettete Juden, indem er gegen die Vorschriften verstieß, nach dessen Entlassung.

Mayers Verhandlungen mit der SS 1944 waren mit großem persönlichen Mut und Risiko verbunden; seine einzige mögliche und realistische Strategie war, Zeit zu gewinnen. Auch seine finanziellen Transaktionen in den letzten Kriegsjahren, seine Zusammenarbeit mit Nathan Schwalb, dem Vertreter des Hechalutz in Genf, und seine Hilfe für die Juden der Slowakei waren bewundernswert.

Die Autorin hat mit viel Einfühlungsvermögen und historischer Kenntnis die tragischen Handlungsweisen Mayers rekonstruiert. Sie hat damit auch viele falschen Behauptungen und Anschuldigungen richtiggestellt und Mayer letztlich rehabilitiert.

Evelyn Adunka

### Deutschsprachige jüdische Literatur im 20. Jahrhundert.

Armin A. Wallas: Deutschsprachige jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Österreichische Literatur-, Kultur- und Theaterzeitschriften im Umfeld von Expressionismus, Aktivismus und Zionismus. Hg. v. Andrea Lauritsch (4 Bände).

Wuppertal: Arco Verlag 2008.

288, 315, 351, 277 Seiten. Zusammen Euro 157,00.- ISBN: 978-3-938375-23-5

Der tragische, frühe Tod von Armin A. Wallas im Mai 2003 hat eine tiefe Lücke hinterlassen, die bis heute nicht ausgefüllt ist. Die von ihm initiierte und geleitete Forschungsstelle Jüdische Literatur in Mitteleuropa an der Universität Klagenfurt wurde aufgelöst.

Wallas' Partnerin und Mitarbeiterin Andrea M. Lauritsch hat nun in vier eindrucksvollen Bänden Wallas' gesammelte Abhandlungen zu seinem Forschungsgebiet, mit dem er sich in Klagenfurt habilitiert hatte, herausgegeben. Der erste Band beinhaltet die Aufsätze über „jüdische Themen in der deutschen Literatur“ (Simon Kronberg, Joseph Roth, Nelly Sachs und Paul Celan), über die literarische Bibelrezeption, über „Österreich-Konzeptionen jüdischer Schriftsteller zwischen Monarchie und Exil“ und über deutsch-jüdische Schriftsteller in Israel.

Der zweite und dritte Band beinhalten Einzelstudien über Soma Morgenstern, Albert Ehrenstein, Eugen Hoeflich, Franz Werfel, Uriel Birnbaum, Leo Baeck, Max Zweig, Simon Kronberg, Alfred Wolfenstein und Wilhelm Herzog, sowie über ein Gastspiel der Wilnaer Truppe in Wien. Der vierte Band versammelt Wallas' Aufsätze über österreichische Zeitschriften des Expressionismus, Aktivismus und Zionismus.

Hans Otto Horch schrieb zurecht am Ende seines Geleitworts: „Alle an seinen Forschungen Interessierten haben nun die Chance, beim Studium seiner Schriften zugleich seiner Persönlichkeit als eines Forschers und beeindruckenden Menschen zu gedenken.“

Wallas hat mit einzigartiger Sensibilität, wie insbesondere der Abschnitt über die Bibelrezeption zeigt, über die jüdische Religion und Literatur geschrieben. Mit zahlreichen deutschsprachigen Autoren und Autorinnen war Wallas freundschaftlich verbunden, wie insbesondere in dem ihm posthum 2006 gewidmeten Band der 1987 von ihm und Lauritsch gegründeten Zeitschrift „Mnemosyne“ nachzulesen ist.

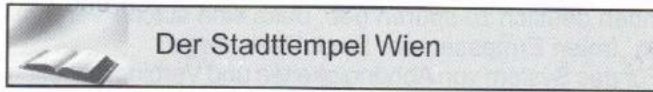
Als Literaturhistoriker war Wallas ein Spezialist für den Expressionismus. Er hat 1995 mit der zweibändigen analytischen Bibliographie „Zeitschriften und Anthologien des Expressionismus in Österreich“ ein unverzichtbares Standardwerk zum österreichischen Expressionismus veröffentlicht. 1993 edierte er in einer vorbildlichen Werkausgabe die Gedichte, Dramen und Prosatexte von Simon Kronberg, und 1999 folgte der erste Band der Tagebücher von Eugen Hoeflich (Moshe Ya'akov Ben-Gavriel), einem faszinierenden und leider wenig beachteten Quellenwerk zur Wiener jüdischen Geschichte. Andrea M. Lauritsch plant in den folgenden Jahren die Herausgabe von drei weiteren Tagebuchbänden von Eugen Hoeflich.

Evelyn Adunka



und auch der Opfer zu gedenken, denen wir Achtung und die Verpflichtung zur Wahrheit schulden. Eine Anerkennung der Menschlichkeit, die manche Polen zeigten, als sie das Leben jüdischer Mitbürger retteten haben, wäre der nächste Schritt in der Entwicklung des Bewusstseins unserer zunehmend pluralistischen Gesellschaften, deren Gedeihen nur möglich ist, wenn gegenseitiger Respekt, Demokratie und Frieden gefördert werden.

Krystyna TAUSCH



Evelyn Adunka: Der Stadttempel Wien. Geschichte – Rabbiner – Kantoren.

Reihe Jüdische Miniaturen. Spektrum jüdischen Lebens, Band 62.

Berlin: Hentrich & Hentrich 2008.

64 Seiten, Euro 6,10.-

ISBN 978-3-938485-55-2

„Die Geschichte der Wiener Juden ist untrennbar mit der Geschichte der Stadt Wien verbunden. Heute – nachdem die einst blühende Gemeinde durch die Shoah nahezu ausgelöscht worden ist – gibt es wieder eine selbstbewusste jüdische Gemeinde“, schreibt treffend der im Vorjahr verstorbene Leon Zelman.

Die Wiener Juden können zwar auf eine lange Geschichte zurückblicken, der Tempel in der Seitenstettengasse aber ist vergleichsweise jung – die Einweihung fand am 9. April 1826 statt. Selbstverständlich existierten im Mittelalter und in der Neuzeit in Wien Synagogen, doch diese wurden entweder völlig zerstört oder wie z.B. die frühere Hauptsynagoge in der Grossen Pfarrgasse, in Kirchen umgewandelt.

Als erster Rabbiner im neuen Stadttempel fungierte der in Dänemark geborene Isak Noa Mannheimer. Mannheimer war der erste Reformrabbiner, nahm dabei jedoch eine mittlere Position ein, die weder Orthodoxe noch Liberale vergraulte. Er arbeitete eng mit dem berühmten Oberkantor Salomon Sulzer zusammen, der dieses Amt von 1825 bis 1881 ausübte. Der derzeitige Oberkantor, Shmuel Barzilai, betrachtet Sulzer als eines seiner großen Vorbilder.

Auf die Mannheimer nachfolgenden Rabbiner geht Evelyn Adunka ebenso ein wie auf die späteren Oberkantoren. Dabei tritt deutlich zutage, dass Wien sowohl vor der Katastrophe des Holocaust wie nach 1945 das Zentrum des österreichischen Judentums bildete.

In der „Kristallnacht“ 1938 wurde der Stadttempel als einziges von 95 jüdischen Gotteshäusern nicht vollständig zerstört, aber das Innere wurde ein Raub der Flammen. Zu groß war in Wien die Angst, das Feuer könnte auf die benachbarten Häuser übergreifen. 1946 wurde mit der Wiederinstandsetzung begonnen, zwei große Renovierungen fanden 1963 und 1988 statt.

Es ist ein kleines Buch, das Evelyn Adunka hier vorgelegt hat, schön angereichert mit historischem Bildmaterial, unter anderem mit Illustrationen des Architekten Josef Kornhäusel. Zwangsläufig kann es die ruhmreiche, aber auch tragische Geschichte des Wiener Stadttempels – und damit des Wiener Judentums – nur anreißen und nur die wesentlichsten Fakten vermitteln. Um einen ersten Eindruck von dieser Geschichte zu gewinnen oder um sich an Details zu erinnern, eignet es sich aber vorzüglich.

Alfred Gerstl

Zum bevorstehenden Neujahrsfest 5769 übermittelt die Politische Akademie der ÖVP allen jüdischen Mitbürgern vor allem aber den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID die besten Grüße und Wünsche!

politische **akademie**  
kaderschmiede + denkfabrik



Brigitte Jank

Obfrau des Wiener  
Wirtschaftsbundes

Präsidentin der  
Wirtschaftskammer Wien

Namens des Wirtschaftsbundes Wien wünsche ich der jüdischen Gemeinde der Bundeshauptstadt ein friedvolles und schönes Rosh-Ha-Shanah-Fest und alles Gute für das Jahr 5769.

  
**WIRTSCHAFTSBUND**  
WIEN

Wirtschaftsbund Wien  
1030 Wien, Lothringerstrasse 16/5 - Tel. (01) 512 76 31 - Fax-DW 34  
[office@wirtschaftsbund-wien.at](mailto:office@wirtschaftsbund-wien.at)  
[www.wirtschaftsbund-wien.at](http://www.wirtschaftsbund-wien.at)  
[www.b2bnetwork.at](http://www.b2bnetwork.at)



tan war. Auch der in den Sechziger Jahren einsetzende Israeltourismus ersparte die schwierige Beschäftigung mit den Antijudaismen Luthers und der Judenmission (die in der westfälischen Evangelischen Kirche selbst nach dem Holocaust noch handlungsleitend war nicht also die eigenen Glaubensgrundlagen, deren judenfeindliche Konzeptionen Ursachen für Jahrhunderte lange Verfolgung, und Wegbereiter des Holocaust. Neue Herausforderungen an das sogenannte christlich-jüdische Verhältnis stellten der Golfkrieg 1991 und die gegen Israel gerichtete Gewalt seit dem Jahr 2000 sowie die Positionierung der christlichen Kirchen zum Islam, aber auch die Integration jüdischer MigrantInnen aus der ehemaligen Sowjetunion. Hier zeigt sich, ob sich Friedensrhetorik und Kulturrelativismus oder die Sicherung der Existenz und Entfaltung jüdischer Gemeinden und des jüdischen Staates durchsetz(t)en konnten.

Was versteht nun Ulrike Zander unter Philosemitismus? Sie leitet das Schlusskapitel folgendermaßen ein: „Der Philosemitismus gibt es nicht. Es mögen viele Erscheinungsformen existieren, die alle auf ein zusammenhängendes Phänomen zurückzuführen sind, aber selbst diese können stark widersprechen. Gemeinsam ist den heterogenen philosemitischen Personengruppen eine anti-antisemitische Einstellung, eine besondere Exponierung des Judentums und der Juden sowie die Überzeugung, sich im wohlwollenden Sinne dafür einzusetzen, was sie selbst als Anliegen der Juden betrachten.“ (S. 369). Damit korrespondiert auch Zanders Beobachtung, dass es beim Philosemitismus in der Evangelischen Kirche Deutschlands und der Suche nach den jüdischen Wurzeln des Christentums primär um Fragen der christlichen Identität in der postnazistischen TäterInnen- und MitläuferInnenengesellschaft geht. Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die sich als Konsequenz amerikanischer Entnazifizierungspolitik und Re-Education bildeten, stellten indes für viele christliche Aktive „eine Schablone dar[...], innerhalb derer man sich gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Vorteile versprach“ (S. 244), was nichts anderes als eine Prolongierung des antisemitischen Klischees von der angeblichen jüdischen Weltmacht bedeutete.

Ein Element von Zanders globalem Philosemitismusbegriff überrascht hingegen. Als „humanistische Philosemiten“ bezeichnet sie jene Menschen die in Abgrenzung vom Christentum „Gleichberechtigung von Juden und Nicht-Juden“ fordern und erstere aus „menschrechtlichen Gründen“ unterstützen (S. 60). Eine Einstellung, die kein negatives oder pseudo-positives singling-out gegenüber Jüdinnen und Juden betreibt und diesen vielmehr freie Entfaltungsmöglichkeiten in einer pluralistischen Gesellschaft zugesteht, unter der Sammelbezeichnung Philosemitismus zu subsumieren, nimmt dem Begriff letztlich viel von seiner analytischen Schärfe. Zander unterteilt zudem in unreflektierte und reflektiert-kritische Ausprägungen des Philosemitismus, wobei hinzuzufügen ist, dass Wissen über das Judentum nicht vor stereotypen Bildern, Identifikation oder Projektion schützt.

Das bemerkenswerteste Statement findet sich im Untertitel dieser Publikation: „Begriffliche Dilemmata und auszuhaltende Diskurse“. Damit bringt Ulrike Zander ein Hauptproblem christlicher Judentumsliebe auf den Punkt. ChristInnen müssen damit umgehen lernen und es aushalten, dass sich das Judentum theologisch nicht mit dem – um eine christliche Metapher zu gebrauchen – *jüngeren Bruder* beschäftigt. Während im amtskirchlichen Bereich immerhin seit Jahrzehnten Reflexionsarbeit gelei-

stet wurde, ist im evangelikalen Spektrum die Auffassung verbreitet, dass durch die Aneignung jüdischer Rituale und durch verkitschte Israelbegeisterung die Nachfahren der Nazigeneration *am jüdischen Volk Buße tun* könnten. Diskutierenswert ist jedoch allemal, ob Kontexte (christlich-) religiöser Zwangsvorstellungen überhaupt der geeignete Rahmen sind, um über die psychischen und gesellschaftlichen Ursachen und Reproduktionsmechanismen von Antisemitismus nachzudenken.

Elisabeth Kübler

1 Demnächst erscheint ein Sammelband, der sich aus mehreren Blickwinkeln mit Philosemitismus beschäftigt und in dem unter anderem Beiträge von Ulrike Zander und der Verfasserin dieser Rezension enthalten sind. Siehe: Diekmann, Irene A. / Kotowski, Elke-Vera 2008: *Geliebter Feind – gehasster Freund: Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart*. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg.



### 10 Jahre Engagement für Tibet

Maria Blumencron: *Auf Wiedersehen, Tibet. Auf der Flucht durch Eis und Schnee*. Köln: DuMont 2008. 280 Seiten, 32 Abbildungen, Euro 20,50. ISBN 978-3-8321-8058-4

„Auf Wiedersehen, Tibet“ bietet einen Rückblick auf das beeindruckende Engagement von Maria Blumencron in Tibet zwischen 1998 und 2008. Die Autorin erzählt die Schicksale von Tibetern, die über den Himalaya die Flucht nach Indien wagen. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen die Flüchtlinge sowie die Lebensgeschichte des Guides Kelsang Jigme, der die Flüchtlinge, oftmals Kinder, sicher über die Berge bringt. Die verschiedenen Erzählperspektiven und zahlreichen Zitate lassen den Leser eine Beziehung zu den Flüchtlingen aufbauen und an deren tragischen Schicksalen teilhaben. Auf diese Weise beabsichtigt Blumencron, die Menschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz für die Unterdrückung der Tibeter zu sensibilisieren, da Tibet aufgrund seiner geographischen Lage und der chinesischen Isolierungspolitik in Vergessenheit zu geraten droht.

Da es sich um eine Zusammenfassung handelt, überschneidet sich die Erzählung teilweise mit dem 2003 erschienen Buch „Flucht über den Himalaya“, ist jedoch auch Lesern von Blumencrons erstem Tibet-Buch zu empfehlen, da durch den anderen Aufbau und neue Details die Spannung erhalten bleibt. Neben der Schilderung des ersten erfolglosen Versuches, einen Dokumentarfilm über die Flucht aus Tibet zu drehen, bei der die Autorin Bekanntschaft mit der chinesischen Geheimpolizei machte, wird auch auf das brutale Vorgehen Chinas in der jüngsten Vergangenheit aufmerksam gemacht. Ende 2006 wurden dreißig tibetische Flüchtlinge bei ihrem Versuch, China zu verlassen beschossen und festgenommen, worauf Kelsang Jigme beschloß zur Grenze aufzusteigen und tibetische Gebetsfahnen als Zeichen zu setzen. Maria Blumencron begleitete ihren alten Freund bei diesem Unternehmen, welches sich zu einer ungeplanten und dramatischen Rettungsaktion für eine Flüchtlingsgruppe entwickelte.

Hanns Matiassek



# Weinbau Karner



Obere Hauptstrasse 56, 7100 Neusiedl am See, Tel.: +43(0)664/3550796

## Chardonnay trocken 12,5 % vol. 0,75l

**Charakteristik:** kräftiges Strohgelb, hohe Viskosität, im Duft reife Honigmelonen. Am Gaumen cremige Textur mit vitalem Säurekern und langem Abgang.

**Speisenempfehlung:** Kürbisgerichte, sahnige Saucen, helles Fleisch.

**Ideale Trinktemperatur:** zwischen 9° und 12 °C

## Seefeld-Riesling trocken 12 % vol. 0,75l

**Charakteristik:** Helles grüngelb frisch fruchtig nach grünen Äpfel und Zitrus in der Nase, lebendig und trocken am Gaumen, üppige Stuktur, feine und angenehme Säure, anhaltender Abgang.

**Speisenempfehlung:** Fischgerichte, Begleiter zu einer Vielzahl von Entrees, hellem Geflügel, Zubereitung von hellem Fleisch, ja sogar cremigen Suppen und Salaten geeignet.

**Ideale Trinktemperatur:** zwischen 6° und 8 °C

## Kallisto – Welschriesling lieblich 12,5 % vol. 0,75l

**Charakteristik:** Frisch und duftig. Der Welschriesling ist der Sommerwein schlechthin. Dieser Welschriesling zeichnet sich durch seine frische und fruchtige Art aus, begleitet von harmonischer Säure und einem leichten Restzucker. Eignet sich auch hervorragend für einen "Edel-Gspritzten".

**Speisenempfehlung:** süßliche Nachspeisen, Obstkuchen, ..

**Ideale Trinktemperatur:** zwischen 7° und 11°C

## St. Laurent trocken 13,5 % vol. 0,75l

**Charakteristik:** Dunkles Rubingranat, in der Nase nach Waldbeeren und frischer Erde, blumig untermalt. Am Gaumen feinherbe Burgundernoten, ein wenig Extraktssüße, zarte Röstaromen festes rundes Tannin.

**Speisenempfehlung:** Pasta, Wild, Braten

**Ideale Trinktemperatur:** zwischen 16° und 17° C

## Blauer Zweigelt trocken 13,5 % vol. 0,75l

**Charakteristik:** Tiefdunkle Farbe mit Purpurrubinfond, satte dichte Frucht . Fruchtkonzentriert auch am Gaumen, vom Tannin gekonnt eingefangen, ohne aufdringlich zu wirken. Schönes Finish mit langer, samtiger Noblesse.

**Speisenempfehlung:** Pasta, Wild, Braten

**Ideale Trinktemperatur:** zwischen 17° und 18 C°

## Kararo Cuveé trocken 13,5 % vol. 0,75l

**Charakteristik:** Cuvée aus Blaufränkisch, St. Laurent und Blauer Zweigelt. Kräftiges Rubingranat, violette Reflexe, in der Nase süße Kirschfrucht, eingebundene Tannine, Nougat blättrige Würze im Nachhall. Ein Klassiker!

**Speisenempfehlung:** Hartkäse, Braten, Steak

**Ideale Trinktemperatur:** zwischen 16° und 17° C

*Verkostung nach telefonischer Vereinbarung möglich!  
Wir würden uns freuen auch Sie bald begrüßen zu dürfen.  
weitere Infos unter: [www.weinbau-karner.at](http://www.weinbau-karner.at)*



**willessen.at**

**JETZT NEU!**

Schnell & einfach  
Essen online  
bestellen!



<http://www.willessen.at>

**ÖVP**

Die Österreichische Volkspartei  
wünscht ein friedvolles neues Jahr 5769!

  
Abg.z.NR DI Hannes Missethon  
Generalsekretär

Österreichische Volkspartei

  
Mag. Wilhelm Molterer  
Vizekanzler und Bundesparteiobmann

1010 Wien, Lichtenfelsgasse 7, Tel. +43 (1) 401 26-0, Fax -109  
[www.oevp.at](http://www.oevp.at), [service@oevp.at](mailto:service@oevp.at)

**WEISS-GRÜNER  
LEBENSGENUSS**

*Steiermark*

DAS GRÜNE HERZ ÖSTERREICHS

Infos unter: [www.steiermark.com](http://www.steiermark.com)  
Tourismusressort



Das Land  
Steiermark



einen Beitrag zur Freiheit seiner Heimat leisten kann. Auf ihrem Weg trotzen die Flüchtlinge vielen Gefahren: Der Kälte, dem Schnee und dem ständigen Risiko des Entdeckt-Werdens durch die chinesische Polizei. Bei ihrem ersten Versuch zur Flucht scheitert die Gruppe und die geplante Dokumentation, doch trotz aller Widrigkeiten und Risiken wird ein zweiter Anlauf gestartet, bei dem die Flüchtlinge sicher Indien erreichen. Neben der sehr spannend erzählten Flucht stehen vor allem die individuellen Schicksale und Persönlichkeiten innerhalb der Gruppe im Mittelpunkt. Der Leser erfährt die zum Teil tragischen Familiengeschichten und vorhandenen Ängste, aber auch die Wünsche und Träume der bunt zusammengewürfelten Gruppe, sowie von der Autorin selbst, die in diesem entlegenen Winkel der Erde eine zweite Heimat und viele neue Freunde gefunden hat.

Hanns Matiassek



wünscht allen LeserInnen des DAVID und allen FreundInnen des Sigmund Freud Museums ein schönes Neujahrsfest!



Österreichisches Institut  
für Internationale Politik  
Austrian Institute for  
International Affairs

A-1040 Wien  
Operngasse 20 B  
Tel. +43 (0)1/581 11 06  
Fax +43 (0)1/581 11 06-10

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID ein schönes und friedliches neues Jahr!

כתיבה וחתימה טובה

Ein Frohes Jahr des Friedens  
und der Aliyah



הסוכנות היהודית לארץ ישראל  
Jewish Agency for Israel

The Jewish Agency for Israel  
1010 Wien, Desider Friedmannplatz 1/21a  
Tel: (01) 533 9116 Fax: (01) 533 9117  
E-mail: Aiyahaustria@jafi.org



Beste Wünsche  
zum neuen Jahr!

Die österreichische Sozialdemokratie sendet allen LeserInnen der Kulturzeitschrift „David“ die besten Wünsche für das bevorstehende Neujahrsfest. Der Beitrag der jüdischen Bevölkerung für unser aller Heimat Österreich kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Die SPÖ ist eine Partei, in deren Geschichte bedeutende jüdische Persönlichkeiten stets eine herausragende Rolle gespielt haben. Toleranz, Vielfalt und der Kampf gegen Antisemitismus und Rassismus werden immer ein wesentlicher Faktor unserer Politik bleiben. Möge es ein friedliches und glückliches Jahr 5769 werden!



Schalom!  
Alles Gute für  
Rosch Haschana und  
die folgenden  
Festtage,  
Frieden auf der Welt  
wünscht

**Josef Eichinger**  
Bezirksvorsteher Stv.  
von Währing



Die Bezirksvorsteherin  
von Meidling  
**Gabriele VOTAVA**  
wünscht allen Leserinnen  
und Lesern  
ein friedvolles Neujahrsfest!





## Der Österreicher in mir

Francisco Tanzer, *Der Österreicher in mir, Leben und Werk*

Wien : Edition Atelier 2006

232 Seiten, gebunden, Euro 18,00.-

ISBN 3-902498-09-9

Die Wiener Literaturwissenschaftlerin Daniela Strigl hat einen bemerkenswerten Band über den österreichischen Schriftsteller Francisco Tanzer, einen Wiener mit jüdischen Wurzeln, herausgegeben. Es ist dies eine Sammlung von Lyrik und Prosatext eines Mannes, dem die ganz große literarische Anerkennung Zeit seines Lebens zwar versagt blieb, der jedoch zweifellos einen bedeutenden Beitrag zur deutschen und österreichischen Nachkriegs-Literaturszene geleistet hat.

Francisco Tanzer erblickte als Franz Tänzer am 12. September 1921 in Wien das Licht der Welt. Aufgewachsen in einem typischen österreichisch-großbürgerlichen Haushalt der Zwischenkriegszeit - sein Vater war ehemaliger k.u.k.-Offizier, seine Mutter entstammte einer Unternehmerfamilie. Beide waren assimilierte Juden, evangelisch konvertiert, Franz selbst war getauft. Franz Tänzer erlebte die 1. Republik, den Ständestaat und schließlich den „Anschluss“ 1938 als Kind und Jugendlicher mit. Im Juni 1938 gelang es ihm noch, zusammen mit seinem Vater über die Tschechoslowakei nach Paris zu emigrieren. Als die deutschen Truppen der französischen Hauptstadt im Sommer 1940 immer näher rückten, setzte er zusammen mit seinem Vater, Friedrich Torberg, Alfred Polgar sowie dessen Frau die Flucht über Spanien und Portugal in die USA fort, wo sie im April 1941 mit kubanischem Visum eintrafen. Eben jenes Visum, in dem er als „Francisco“ (Franz) Tänzer eingetragen war sowie der Umlaut auf dem „a“ des Nachnamens „Tänzer“, auf den die Familie in den USA fortan verzichtete, ergaben schließlich jenen Namen, unter dem Franz Tänzer später bekannt wurde: Francisco Tanzer.

Francisco Tanzers Schicksal war eines von tausenden Gleichartiger. Und obwohl er in seiner Literatur eben nicht die typische Opferrolle vertritt, so war er sich seiner Wurzeln durchaus bewusst – auch wenn das in seiner Prosa nicht prominent zum Ausdruck kam.

Sein Werk blieb Zeit seines Lebens ein fragmentarisches. Fast ist man versucht, zu sagen, es wäre eher „nebenbei“ entstanden. Die Gründe dafür sind sowohl in der eher kühlen Beurteilung seiner Prosa (nicht seiner Lyrik!) durch bestimmte Kollegen und Verlage, aber auch in seinem turbulenten beruflichen Werdegang zu suchen. Francisco Tanzer trat 1942 als Freiwilliger in die US-Army ein und wurde nach dem Krieg in Deutschland Vernehmungsoffizier der US-Besatzungstruppen. In den Jahren des Krieges entstand das „Journal“, eine Art Tagebuch, das von niemand Geringerem als Eugen Kogon später publiziert wurde. Sein Einsatz als Nachrichtendienstler inspirierte Tanzer später zu einer seiner wenigen Prosastücke: „Das Ehepaar“, die Geschichte einer Liebe zwischen einem amerikanischen Offizier und einer Deutschen in der frühen Nachkriegszeit. Tanzers Werk ist charakterisiert durch eine Art „Unschuld“, eine Naivität, die über die „Reinheit der Passivität“ definiert werden könne, so der bekannte österreichische Literat und Kafkaforscher Heinz Politzer, der zu Tanzers engen Freunden zählte. Francisco Tanzer kehrte nach dem Krieg nach Europa zurück und arbeitete

in Deutschland im Stahlgeschäft. Dem Exilösterreicher wurden in seinen letzten Lebensjahren auch zahlreiche Auszeichnungen der Republik Österreich zuteil. So schloss sich ein Kreis.

Francisco Tanzers literarisches Werk ist in vorliegendem Buch erstmals zusammengefasst.

Es beinhaltet vier Kapitel Gedichte sowie die bekanntesten Prosastücke, darunter auch „Das Ehepaar“ und „Agnus Dei“. Sein Werk dreht sich in erster Linie um den Menschen, um den Missbrauch von Macht und Schuld, um das „Bemühen um ein Verstehen des schwer Verständlichen“ (Strigl).

Es ist ein stilles, ein leises Buch, ein Buch von ethischem Anspruch. Klischees und Lagerdenken wird man vergeblich suchen.

Versöhnungsgedanken nicht.

Felix Schneider



## Viktor, der Himmel weint nicht mehr

Helena Papandreous (Hg.): *Viktor, der Himmel weint nicht mehr,*

Rainer Fuchs Schriften 2008,

694 Seiten, Euro 25,90.-

ISBN 978-3-9502529-0-3

Ein Mann gründet einen Verlag. Er nennt ihn „Verlag der neuen Zeit“. weil er in seinem tiefsten Inneren davon überzeugt ist, dass eine neue Zeit anbrechen muss, soll die Erde und die Menschen nicht untergehen. Rainer Fuchs, so heißt der Mann, von dem der Rezensent im übrigen nichts weiß, auch nichts Näheres über die wohl auch sehr persönliche Geschichte, die zu diesem gigantischen Projekt führte, will keinen netten Verlag, er will nicht unterhalten mit den Büchern, die er plant zu veröffentlichen, er will aufrütteln. Seine Bücher sollen, genau wie das erste, vorliegende, das er publiziert, eine Anleitung sein zum Schreien, zur R/Evolution, wie er durchaus paradox schreibt.

Rainer Fuchs will Bücher publizieren von Menschen, die außen stehen, die von der Gesellschaft ausgestoßen und missachtet werden, weil er der Überzeugung ist, dass genau diese Menschen uns etwas zu sagen haben. Ja, er geht, für den Rezensenten doch arg befremdend so weit, dass er diesen Menschen und ihren Lebenserfahrungen einen Wahrheitsgehalt und eine Deutungskompetenz zuspricht, die kein Mensch für andere haben kann bzw. haben sollte, außer in der Sphäre der Religion vielleicht, wo der menschengewordene Gottessohn Jesus von Nazareth eine Lehre in die Welt gebracht, hat, von der der Rezensent immer noch denkt, dass sie die Menschheit weiter bringen könnte.

„Elend ist längst kein Schicksal mehr“, schreibt Rainer Fuchs in seiner Promotion zu dem vorliegenden Buch, die er mit Verve betreibt, „und hinter jedem Opfer steht ein Täter. Es ist höchst an der Zeit, über diesen Wahnsinn offen zu reden und die Welt zur Umkehr zu zwingen (!). Was in den 70ern begann und in den 90ern verstummte, ist in neuer, lauter Gestalt zu benennen. Es gilt bewusst hinzusehen und Eigenverantwortlichkeit zu erkennen. Es gilt für das Recht jedes Menschen auf Leben und Glück und für das Recht auf Würde zu kämpfen und sich aus





## Menschliche Sicherheit

Cornelia Ulbert, Sascha Werthes (Hrsg.): *Menschliche Sicherheit – Globale Herausforderungen und regionale Perspektiven*

Baden-Baden: Nomos-Verlag 2008

207 Seiten, verschiedene Tabellen und Graphiken, Euro 19, 90.-

ISBN: 978-3-8329-3367-8

1994 wurde durch den Bericht der Vereinten Nationen über die menschliche Entwicklung das Konzept der „Menschlichen Sicherheit“ (Human Security) einer breiteren Öffentlichkeit nahe gebracht. Dieser Bericht wirkte als intellektueller Ursprung des Konzepts an sich und auch als Katalysator für eine neue sicherheitspolitische Diskussion. Auch wenn der Begriff zunächst konzeptionell vage und mehrdeutig war, und deswegen auch in der akademischen Diskussion auf Zurückhaltung und Skepsis stieß, weckte er positive Assoziationen und entwickelte sich daher als idealer Bezugspunkt für Politikformulierungen und politischer Mobilisierung.

Der von Cornelia Ulbert und Sascha Werthes in der „EINE Welt“ Reihe der Stiftung Entwicklung und Frieden herausgegebene und im Nomos-Verlag erschienene Sammelband ist eine Bestandsaufnahme und Analyse der vielfältigen und komplexen Dimensionen, Ideen und Ebenen des Konzepts Menschliche Sicherheit. Menschliche Sicherheit wird im Band grundsätzlich im Gegensatz zu einem engeren Verständnis des Konzepts in dreidimensionaler Weise, „Schutz vor Gewalt“ (Freedom from Fear), „Schutz vor Not“ (Freedom from Want) und Menschenrechtsschutz (Rule of Law) betrachtet. Essentiell beim Konzept der Menschlichen Sicherheit ist, dass als Referenzobjekt für sicherheits- und entwicklungspolitische Überlegungen nicht mehr der Nationalstaat und seine Territorialität sondern das einzelne Individuum postuliert wird. Kennzeichnend für das Konzept ist, dass Interdependenzen, wie zwischen Ökonomie, physischer Sicherheit des Individuums und der Gruppe, Umwelt-, Ernährungs- und Gesundheits-sicherheit oder politischer Sicherheit, fokussiert auf die Bereiche Sicherheit und Entwicklung, besonders betont werden. Eben diese Betonung der wechselseitigen Abhängigkeiten und somit Erfassung aller Dimensionen menschlichen Lebens unter dem Aspekt von Sicherheit wurde von Kritikern aufgegriffen. Diese „Versicherheitlichung“ des menschlichen Lebens führe dazu, dass Entwicklungs- und/ oder Menschenrechtspolitik nicht mehr von Sicherheitspolitik getrennt werden könne und es dadurch zu einer völligen Beliebigkeit in der Interpretation führen könne.

Das Buch gliedert sich neben Einleitung und einem Ausblick in drei Teile: Im ersten Teil „Das Konzept menschlicher Sicherheit auf dem Prüfstand“ erfolgen Untersuchungen zur Entstehung und der Bedeutung des Konzepts Menschlicher Sicherheit aus durchaus kritischer Perspektive und des Einflusses von Gender und Identitäten auf die kulturelle Konstruktion von Sicherheit sowie Überlegungen hinsichtlich potentieller normativer Begründungen von menschlicher Sicherheit. In Teil Zwei, „Menschliche Sicherheit im Spannungsfeld konkurrierender Ansprüche“, wird auf

die diversen Schwierigkeiten und Herausforderungen der unterschiedlichen Konzeptionalisierungsversuche des Konzepts in Hinblick auf die politische Umsetzung eingegangen. Zentral hierbei sind die Themenbereiche Sicherheit und Entwicklung, Menschenrechte, Interventionen und das Prinzip „Responsibility to Protect“. Im dritten Teil „Nicht-westliche regionale Perspektiven auf menschliche Sicherheit“ wird die Übertragung des Konzepts Menschliche Sicherheit auf unterschiedliche Regionen (Afrika, Asien, Lateinamerika, Naher und Mittlerer Osten) und die jeweilige Ausprägung analysiert, wobei menschliche Sicherheit aus der unterschiedlicher regionaler Perspektive definiert und das Verhältnis zum traditionellen Sicherheitsbegriff in der Region oder auch zu Konzepten wie menschliche Entwicklung dargestellt werden. Kritisch anzumerken ist, dass sich die Ausführungen zum Nahen und Mittleren Osten ausschließlich auf die arabische Welt beziehen und hier vor allem auf endogene Faktoren in den arabischen Staaten in Bezug zum Konzept Menschliche Sicherheit gesetzt werden. Israel als zentraler Akteur in dieser Region wird unverständlicherweise (es wird auch kein Argument vorgebracht, warum dies so ist) mit keinem Wort erwähnt. Im abschließenden Ausblick wird die Frage nach der Zukunftsfähigkeit des Konzepts Menschliche Sicherheit diskutiert, wobei insbesondere aufgezeigt wird, wie eine Differenzierung nach Empfindlichkeiten und Verwundbarkeiten dazu beitragen kann, Abgrenzungsproblematiken zu einer umfassenden Menschenrechtspolitik und dem Konzept menschlicher Entwicklung zu minimieren. Auch wird dargelegt, wie sich an Sicherheit orientierte staatlich-autonome Fürsorgepflichten von jenen, bei denen eine internationale Verantwortlichkeit und in weiterer Folge auch Intervention zunehmend legitimiert scheint, abgrenzen lassen.

„Menschliche Sicherheit hat als konzeptionelle Idee ihre Geburt und frühen Kindheitsjahre überlebt. Die Herausforderung der Jugend beziehungsweise der Adoleszenz, sich für gestalterische politische Herausforderungen zu konkretisieren und als wissenschaftlich anwendbares Analysekonzept zu entwickeln, muss sie nun bewältigen“, so Sascha Werthes. Die Aussichten sind gut, denn im Wesentlichen kann vor dem Hintergrund der verschiedenen Beiträge des Sammelbandes die Einschätzung gezogen werden, dass das Konzept Menschliche Sicherheit weiterhin sowohl in der akademischen Diskussion seinen Raum finden als auch als politik- bzw. anwendungsorientiertes Leitmotiv seine Relevanz beibehalten wird, da es sich sowohl normativ universell als auch regional spezifisch begründen, politisch gestalten und akademisch begründen lässt. Der gelungene Sammelband ist eine kritische Bestandsaufnahme des Konzepts „Menschliche Sicherheit“ und der zentralen Elemente der um es geführten zum Teil kontrovers geführten Diskussion. Hierdurch ist er auch ein wichtiger Beitrag für die Weiterentwicklung und politische Umsetzung des Konzepts Menschliche Sicherheit selbst. Das Buch ist für im akademischen und/oder im praktischen Bereich tätige Sicherheitspolitiker, im entwicklungspolitischen Bereich oder mit Menschenrechten beschäftigten Personen sowie StudentInnen als auch interessierte Laien sehr zu empfehlen.

Thomas Pankratz





## Das Wiener Marktamt 1938 – 1945.

Fritz Keller: Das Wiener Marktamt 1938 – 1945.  
(Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Band 12)  
Wien / München: Oldenbourg Verlag 2004.  
148 S. € 27,60  
ISBN: 978-3-486-56774-8.

Das vorliegende Buch ist Teil einer wesentlich umfangreicheren Studie über das Wiener Marktamt während der NS-Zeit, die für die Österreichische Historikerkommission verfasst wurde. Der Autor Fritz Keller war als langjähriger Bediensteter des Wiener Marktamtes und als Historiker doppelt dafür prädestiniert, diese Forschungsarbeit durchzuführen. Obwohl aus Aktenbeständen viele belastende Dokumente entfernt worden waren, konnte Keller in mühevoller Kleinarbeit die Prozesse der planmäßigen Ausschaltung jüdischer Markthändler rekonstruieren, die den Kernbereich des vorliegenden Buches bilden.

Bereits im März 1938 wurden die jüdischen Marktfahrer, die ihre Tätigkeit im Freien auf täglich neu zugewiesenen Plätzen ausübten, ihrer Existenzgrundlage beraubt. Dabei stellte man sich auf den Rechtsstandpunkt, dass eine Geschäftsabwicklung durch „nichtarische“ Marktfahrer zu Störungen der öffentlichen Ordnung führe, was nach § 16 der Wiener Marktordnung einen Ausschluss von Marktparteien nach sich zog.

Als nächstes kamen die festen Marktstände an die Reihe. Auch hier wurde mit der Störung der öffentlichen Ordnung argumentiert. Da Marktstände auf der Grundlage eines Prekariums (Bittleihe) vergeben wurden, konnte die Standbewilligung auch jederzeit ohne Angabe von Gründen entzogen werden.

Märkten als öffentlichen Wirtschaftsplätzen kam eine enorme Symbolfunktion zu. Da mit dem Marktamt – anders als im „Altreich“ – für diesen Sektor obendrein eine zentrale Behörde mit Wirtschaftskompetenz und vielfachen Agenden zur Verfügung stand, konnte im Marktbereich sofort nach dem „Anschluss“ bereits der Testlauf für eine administrative Enteignung beginnen. Und das noch bevor im Mai 1938 mit der Schaffung der „Vermögensverkehrsstelle“ der bürokratische Beraubungsfeldzug zur systematischen „Arisierung“ der gesamten Wirtschaft in Angriff genommen wurde.

Auffallend war, dass jene Maßnahmen vielfach von den noch vom Ständestaat eingesetzten Amtswaltern exekutiert wurden. Deren Willfährigkeit nützte ihnen aber nichts; kurz darauf wurden sie aus ihren Funktionen entfernt und durch überzeugte Nationalsozialisten ersetzt.

Keller ermittelte eine Zahl von insgesamt 498 aus „rassischen Gründen“ entzogenen Marktständen, bzw. vom Geschäftsbetrieb ausgeschlossenen jüdischen Händlern – mit dem prozentuell höchsten Anteil am Zentralviehmarkt St.Marx. Für die Opfer war es erst der Beginn einer Odyssee, die im schlimmsten Fall in den Vernichtungslagern endete.


Wer aber glaubt, dass überlebende und rückkehrende Markthändler nach 1945 zu ihrem Recht kamen, der täuscht sich. Die Nutznießer der „Arisierungen“ und Nachfolger als Standbenützer argumentierten damit, dass sie kein Unternehmen mit Aktiva und Passiva übernommen, sondern lediglich vom Marktamt einen Stand zur Benutzung zugewiesen bekommen hätten, daher auch

keine Rechtsnachfolger der Vertriebenen seien. Auch die Behörde stellte sich auf den Standpunkt, dass „Arisierung“ und damit ein restitutionswürdiger Vorgang nur dann vorliege, wenn jüdisches Vermögen ohne Vermittlung des Marktamtes von einem „Ariseur“ direkt entschädigungslos enteignet oder durch einen von der Vermögensverkehrsstelle eingesetzten kommissarischen Verwalter abgewickelt worden sei. Die Opfer von 1938 konnten sich also lediglich als Bittsteller in der Hoffnung auf neuerliche Zuweisung eines Standes an das Marktamt wenden, das ihnen deutlich zu spüren gab, dass eine solche Vergabe im „freien Ermessen der Stadt Wien“ liege.

Für das System von Abhängigkeiten und Verbindlichkeiten zwischen Händlern und Beamten kreiert Fritz Keller den Begriff der „Marktgemeinschaft“, die, wohl analog der Volksgemeinschaft die NS-Zeit, überdauert habe. Besonders auffällig war das bei der Entnazifizierung der Märkte. Die Standentziehungsverfahren gegen NSDAP-Mitglieder wurden äußerst hinhaltend behandelt und dort, wo sie nicht verhindert werden konnten, vielfach durch Umschreibung auf weniger belastete Familienmitglieder geregelt.

Zurückgekehrte jüdische Markthändler hingegen konnten weniger oft mit einem solchen Entgegenkommen rechnen. Dieses österreichische Sittengemälde unretuschiert freigelegt zu haben, ist das große Verdienst von Fritz Keller, der mit der vorliegenden Detailstudie für die Erforschung der Geschichte des Wiener Marktwesens Pionierarbeit geleistet hat.

Heimo Gruber



## Philosemitismus im deutschen Protestantismus

Ulrike Zander:

Philosemitismus im deutschen Protestantismus nach dem Zweiten Weltkrieg. Begriffliche Dilemmata und auszuhaltende Diskurse am Beispiel der Evangelischen Kirche im Rheinland und in Westfalen.

(Historia profana et ecclesiastica – Geschichte und Kirchengeschichte zwischen Mittelalter und Moderne, Bd. 16)

Berlin: LIT Verlag 2007,  
441 Seiten, Euro 39,90.-  
ISBN: 3-8258-0359-9

Philosemitismus mag als Begriff in populären Debatten zu Antisemitismus kaum etabliert sein<sup>1</sup>. Trotzdem setzt sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass unreflektierte Liebe zum Judentum oder übersteigerte Israelbegeisterung selten ohne stereotypisierende Bilder auskommen und mehr über philosemitische SprecherInnen als über das Objekt der Zuneigung aussagen. Zu den „Klassikern“ unter den philosemitischen Auswüchsen zählt der sogenannte *Christlich-Jüdische Dialog*, für den die Bezeichnung *Christlicher Monolog* über Jüdinnen und Juden in vielen Fällen zutreffender wäre.

Die deutsche Historikerin Ulrike Zander legt mit ihrer an der Universität zu Köln angenommenen und nunmehr in Buchform erschienenen Dissertationsschrift „Philosemitismus im deutschen Protestantismus nach dem Zweiten Weltkrieg“ eine äußerst detailreiche und gut lesbare Auseinandersetzung mit den diesbezüglichen Entwicklungen in der Evangelischen Kirche im Rheinland und in Westfalen vor. Zander zeichnet ein insgesamt freundliches Bild der Bemühungen deutscher evangelischer ChristInnen nach der Shoah. Trotzdem wird deutlich, dass es mit Schuldbekennnissen in den Fünfziger Jahren nicht ge-



Jan Tomasz Gross: *STRACH. ANTYSEMITYZM W POLSCE TUŻ PO WOJNIE. HISTORIA MORALNEJ ZAPAŚCI*  
Wydanie pierwsze, Rok wydania 2008

englisch, *Fear: Anti-Semitism in Poland After Auschwitz*  
by Jan Gross Paperback – Reprint, Random House Publishing Group, August 2007;  
336 Seiten, zloty:32,00.-  
ISBN-13: 9780812967463,  
ISBN 978-83-240-0950-3,

*Ty! jesteś w Europie, poważny Narodzie  
Żydowski, jak pomnik strzaskany na Wschodzie(... .. )  
Poważny narodzie! czesc tobie w tych, którzy  
Mongolskiej-czerkieskiej nie zlekli sie burzy  
I Boga Mojzeszow bronili wraz z nami  
(... ) Jak starsi w historii.. ... ..*

*Du! Du bist in Europa, ernste Jüdische Nation,  
wie ein zerbrochenes Denkmal im Osten (...)  
Ernste Nation! Ehre Dir in denen, die das Gewitter der  
Mongolen  
und Tscherkessen nicht erschreckt hat  
und ihr, die ihr den Gott der Mosese verteidigt habt  
zusammen mit uns  
(...) Wie Ältere in der Geschichte.... (Norwid, Zydom  
polskim 12-14)*

Das neue Buch „Strach“/„Die Angst“ von Jan Gross, der nach den Märzereignissen des Jahres 1968 seine polnische Heimat verlassen musste, und heute Professor für Geschichte an der Universität Princeton ist, liefert einen wichtigen Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus in Polen, der weit in der Geschichte zurückliegt und dessen Spuren noch im Zweiten Weltkrieg und auch leider unmittelbar danach sehr deutlich spürbar wurden. Das Gefühl der Angst begleitet den Leser von der ersten bis zur letzten Seite. Warum?

Der Zweite Weltkrieg mit seinem Rassismus hinterließ Polen eine erschreckende Bilanz: 6 Millionen Tote, davon über 3 Millionen polnische Juden d. h. 90 % der damaligen polnisch-jüdischen Bevölkerung.

Beide Völker, Polen und Juden, haben im Krieg gelitten, aber man darf nicht vergessen, dass die NS-Vernichtungspolitik besonders gegen das jüdische Volk gerichtet war. Sie wurden nicht nur misshandelt und anschließend in Konzentrationslager deportiert, so wie das in vielen anderen europäischen Ländern geschah, sondern man hat sie getrieben, schikaniert, gefoltert, erniedrigt und auf bestialische Weise umgebracht. Das alles ereignete sich überall, auf offener Straße, im Wald...

Viele Polen waren nicht nur direkte Zeugen dieses Martyriums, sondern auch Mittäter, gezwungener Weise, aber auch freiwillig. Das Hab und Gut der jüdischen Mitbürger wurde ohne Bedenken geraubt. Man sollte betonen, dass viele diese Verbrecher normale Menschen, römisch-katholisch, verheiratet, mit Kindern, waren. Sehr oft hatten sie gesellschaftliche Funktionen zu erfüllen.

Die Verbrechen liegen nicht weit zurück. Sie geschahen vor den Augen unserer Eltern, Groß- oder Urgroßeltern, und auch nicht nur auf den Gebieten der sowjetischen Besatzung 1939-1941. Und die Opfer hat man gekannt. Sie waren Nachbarn, gute Bekannte. Nicht selten wurden die Täter von ihren Opfern vor deren gewaltsamem

Tod sogar angesprochen – als Nachbarn, Bekannte. „Du kennst mich doch!“ Es ist rührend und erschreckend zugleich, solche Berichte in diesem Buch zu lesen. Das bekannteste polnische Pogrom im besetzten Polen während des Zweiten Weltkrieges wütete in Jedwabne mit weit über 300 Toten.

Das Schlimmste ist jedoch, dass die Juden, denen es gelungen ist, zu überleben, nach ihrer Rückkehr in ihren Heimatort, wo sie seit Generationen gewohnt hatten, mit Ablehnung und Feindseligkeit konfrontiert wurden. Nach all dem, was sie durchgemacht hatten, war das besonders schmerzhaft. Sie wurden schikaniert, beleidigt, diskriminiert bei der Wohnungs- und Arbeitssuche, verletzt und nicht selten sogar erschlagen. Die Tatorte waren Züge, Bahnhöfe und Straßen. Viele mussten ihren ursprünglichen jüdischen Familiennamen ändern, um Repressalien von Seiten der polnischen Bevölkerung und nicht selten auch der Behörden zu vermeiden. Es gab nach 1945 2.000 Todesfälle. Die Täter waren oft Uniformierte.

Höhepunkt aller Verfolgungen war das Pogrom in Kielce im Jahr 1946. Ein Kind war verschwunden, wurde aber dann wieder wohlauf gefunden. Nach seinen Aussagen war es angeblich von Juden entführt worden. Obwohl diese Behauptungen sich als Lügen erwiesen, reichte der Verdacht des Versuches eines Ritualmordes zum Massenmord an den Juden in Kielce und Umgebung. Viele Juden verließen damals Polen für immer.

Die Haltung der katholischen Kirche war einmal mehr äußerst passiv. Nur Bischof Teodor Kubina aus Czeszochowa (Tschenstochau) verurteilte die Ritualmordlüge und die Täter des Pogroms. Deren Stereotypen waren bekannt: alle Juden seien machtgierige Kommunisten.

Der Autor will beim Leser emotionale Erschütterung hervorrufen, um auf diese Weise Selbsterkenntnis und Therapie zu entwickeln. Die traurigen und erschreckenden Ereignisse des Zweiten Weltkrieges, in denen Polen Täter waren, und dann der Nachkriegszeit, in der dem traditionellen und leider oft dem christlichen Antisemitismus keine Grenzen gesetzt wurden, werden in dem Werk ergreifend dargestellt. Das Buch ist ein Dokument zahlreicher direkter Zeugenaussagen, mit Fotos und genauen Beschreibungen des Leidens des jüdischen Volkes. Wir dürfen die Opfer nicht vergessen.

Gross versucht auch, die psychologischen und sozialen Aspekte des Geschehens zu analysieren. Besonders verdienstvoll bei der Sammlung der Dokumente war Frau Miriam Hochberg-Marianska, die die *Shoah* überlebt hat.

Das gemeinsame Schicksal des polnischen und jüdischen Volkes war bisher leider kein Grund, sich einander näherzukommen. Der Antisemitismus liegt tief verwurzelt im polnischen Bewusstsein. Klares Zeichen dafür ist nicht nur der Umgang mit der jüdischen Bevölkerung, sondern auch die Ignoranz der geschichtlichen Ereignisse und die Diskriminierung der Personen, die sich für den Schutz des jüdischen Lebens eingesetzt haben. Frau Antonina Wyrzykowska, die aus tiefen Glauben und aus Nächstenliebe Menschen in Jedwabne gerettet hatte, hatte große Angst, an den Feierlichkeiten zum 60. Gedenktage an das Pogrom teilzunehmen. Kein katholischer Geistlicher hat sie dorthin begleitet.

Diese Haltung impliziert leider die Überzeugung von der Höherwertigkeit des Christentums und des Polentums, tatsächlich eine moralische Dekadenz in der heutigen polnischen Gesellschaft.

Angesichts dieser Tatsache ist es notwendig, sich die dunklen Passagen des Zeitgeschehens bewusst zu machen,



## Campus-Antisemitismus in Europa und Nordamerika

Manfred Gerstenfeld (Hg.): *Academics Against Israel and the Jews*. Mit einem Vorwort von Natan Sharansky. Jerusalem: Jerusalem Center for Public Affairs 2007, 2008 (2. Aufl.).

276 Seiten, USD 30,00.-

ISBN: 965-218-057-2

August Bebel wird die Aussage zugeschrieben, Antisemitismus sei der Sozialismus des dummen Kerls. Dass Judenfeindschaft jedoch nichts mit dem (formalen) Bildungsgrad seiner TrägerInnen zu tun hat, belegen Geschichte und Gegenwart des Antisemitismus nur zu deutlich.

Die vor allem von britischen Universitätslehrenden-Organisationen betriebenen Protestaufrufe und Boykottmaßnahmen gegen israelische WissenschaftlerInnen und Institutionen in den letzten Jahren waren Anlass für Manfred Gerstenfeld, einen längst überfälligen Sammelband zum „Campus-Antisemitismus“ zu veröffentlichen. Gerstenfeld leitet das *Jerusalem Center for Public Affairs* und ist ebenso wie die AutorInnen der einzelnen Beiträge an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und zivilgesellschaftlichem Engagement zu verorten. Begleitet wird *Academics Against Israel and the Jews* durch ein Vorwort von Natan Sharansky – sowjetisch-jüdischen Dissident, ehemaliges Mitglied der israelischen Regierung (unter anderem für Diasporaangelegenheiten zuständig) und prominenten Kämpfer gegen den Antisemitismus.

Untersucht werden die Universitätslandschaften in den USA, Kanada, Großbritannien, den Niederlanden, Österreich, Australien und in den Palästinensischen Autonomiegebieten. Abgesehen vom palästinensischen Beispiel gilt für alle Einrichtungen ein für den Post-Holocaust-Antisemitismus typischer Befund: über die in der Shoah Ermordeten zeigt man/frau sich betroffen, während der Hass nun gegen Israel ausagiert wird. Teilweise führt das sogar zu gewaltsamen Übergriffen auf mit Israel solidarische jüdische Studierende und WissenschaftlerInnen. Besonders unrühmlich hervorgetan haben sich dabei grundsätzlich renommierte Institute für Nahost- und Islamwissenschaften: das Middle East and Asian Languages and Cultures Department (MEALAC) an der Columbia University in New York, die Harvard Divinity School und die School of Oriental and African Studies (SOAS) in London. Der Aufsatz von Ruth Contreras über die Situation in Österreich ist überraschenderweise der einzige, der sich mit einem deutschsprachigen Land beschäftigt. Contreras hebt sich besonders positiv ab, da sie sowohl die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen als auch rechtsextreme akademische Judenfeindschaft beleuchtet, die bei aller Kritik an der Linken nicht vergessen werden darf.

Die meisten Texte entstanden aus Engagement gegen einen Antisemitismus, der sich unter dem wissenschaftlichen Deckmantel zu verbergen sucht. Die angewendeten Strategien reichen von spontanen Protestschreiben und Petitionen an Universitätsleitungen und Stiftungen bis zur Abhaltung von Gegenveranstaltungen, die eine positivere Sicht auf Israel vermitteln. Wo am Anfang oft Einzelpersonen kämpften, kann mittlerweile auf die Infrastruktur von Netzwerken wie die auch in Europa tätigen *Scholars for Peace in the Middle East (SPME)* oder die jüdische Campusorganisation *Hillel* vertraut werden.

Hier wird allerdings ein beträchtlicher Unterschied zwi-

schen nordamerikanischen und europäischen Universitäten deutlich. Wie Aryeh Green betont, sind an letzteren wesentlich weniger Jüdinnen und Juden inskribiert und dementsprechend bestehen kaum durchsetzungsfähige Campusgruppen. Es bleibt also in den Händen nichtjüdischer Studierender und Lehrender, gegen Antisemitismus aufzustehen. Manfred Gerstenfeld unterscheidet am Beispiel der Boykott-GegnerInnenenschaft jedoch sehr genau, aus welchen Motiven dieser abgelehnt wird (S. 58-59). Es gibt demnach apologetische Argumente (israelische AkademikerInnen seien die schärfsten KritikerInnen ihrer Regierung), moralische (Angriffe auf israelische StaatsbürgerInnen würden ignoriert) und utilitaristische (akademische Kooperationen zwischen IsraellInnen und PalästinenserInnen würden gestört). Gerstenfeld ist darin zu unterstützen, dass prinzipielle Einwände gegen Israel-Boykotte (die Konzentration auf Israel sei einseitig und widerspräche wissenschaftlichen Standards) die einzig zielführenden sind.

Elisabeth Kübler

## Die Frauen meines Vaters

Savyon Liebrecht: *Die Frauen meines Vaters*

Aus dem Hebräischen von Vera Loos und Naomi Nir-Bleimling.

München: dtv 2008

299 Seiten, Euro 15,50.-

ISBN 978-3-423-24626-2

1990 ist Meir dreißig, lebt in New York und sein erster Roman, den er mühelos in kürzester Zeit geschrieben hatte, war überraschend erfolgreich. Aber nun sucht er bereits seit drei Jahren den Stoff für ein neues Buch, und der ist nicht in seinem eigenen Leben zu finden, dazu erscheint ihm dieses doch zu belanglos. Zwischen sich und anderen Menschen hat Meir gewissermaßen eine Wand errichtet, zu seiner Mutter hat er ein äußerst distanziertes Verhältnis und die vielen Beziehungen zu Frauen waren ihm mit einer Ausnahme alle gleichgültig.

Da teilt ihm seine Mutter plötzlich mit, dass sein Vater, den er für tot hielt, am Leben ist. Für Meir kommen Ereignisse und Gefühle aus seiner Kindheit in sein Gedächtnis zurück. Es sind wehmütige und bittere Erinnerungen und es ist sehr bald klar, warum Meir diese so sehr verdrängt hat, doch hindert ihn das nicht, darin auch die Möglichkeiten zur literarischen Verarbeitung zu sehen.

Meir weiß nicht allzu viel über seinen Vater, der aus Polen stammt und dem Holocaust entkam, aber er erinnert sich voll Sehnsucht an einen jungen gutaussehenden Dichter, der sich so sehr um literarische Anerkennung bemühte und der es verstand, die Frauen zu faszinieren.

Bei einem Wiedersehen mit seinem sterbenden Vater bleibt nur wenig Zeit, um über die Vergangenheit und damit auch über jene fünf Monate, die sie einst nach der Rückkehr der Mutter allein in Israel zurückblieben, zu sprechen. Meir, gefangen in seinen widerstrebenden Gefühlen, will dabei nicht zugeben, dass er sich nur zu genau erinnert, wie sie ohne Geld und bald auch ohne Wohnung waren und sein Vater daraufhin seine Anziehungskraft auf Frauen nützte, um sich und seinem siebenjährigen Sohn Unterkunft und Essen bei zahlreichen Geliebten zu verschaffen. Diese chaotische und für Meir oft sehr schwierige Periode endete mit einem Unglück, das den Vater ins Gefängnis und den total verstörten Sohn in ein Flugzeug Richtung New York brachte.



## Deutschland und Israel – immer noch eine „special relationship“?

 Yves PALLADE

Das deutsch-israelische Verhältnis ist immer noch ein besonderes. Zum 60. Jahrestag der Gründung des jüdischen Staats vielleicht sogar mehr denn je. Man denke nur an die U-Boote für Israels Marine, deren subventionierte Lieferung die letzte deutschen Bundesregierung sozusagen als letzte Amtshandlung – jedoch durchaus im Einvernehmen mit ihrer Nachfolgerin – durchgewunken hat. Oder an die erneute Aufstockung des Kapitals der German-Israeli Foundation for Scientific Research and Development (GIF). Nicht zu vergessen der umfangreiche Jugendaustausch, die Städtepartnerschaften, die Wirtschaftsbeziehungen und Gewerkschaftskontakte etc. Die Bandbreite der zwischenstaatlichen Kontakte wird nunmehr auf Betreiben der Bundeskanzlerin Angela Merkel sogar noch um zwei weitere Elemente ergänzt: deutsch-israelische Regierungskonsultationen zwischen den Kabinetten beider Länder und die Schaffung der Stelle eines Koordinators für die bilateralen Beziehungen.

Quantitativ und qualitativ übersteigen Austausch und Zusammenarbeit beider Länder damit die meisten ihrer jeweiligen Kontakte zu anderen Staaten. Und auch die Geschichte dieser unwahrscheinlichen Partnerschaft – von den Verhandlungen über die *Shilumim* über die geheimen Waffenlieferungen und Rüstungsprojekte bis hin zur Zusammenarbeit der Geheimdienste – bietet reichlich Stoff für Legenden und Mythen. Die zahlreichen Feierlichkeiten zum 60. Geburtstag dürften sich demnach ähnlich pompös gestalten wie die zum 40. Jubiläum zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen vor drei Jahren. „Besondere Freundschaft“ und „historisch-moralische Verantwortung“ waren damals wie heute die Schlagworte. Von Pfadfindervereinen über Polizeiblasorchester bis hin zu den Staatsoberhäuptern waren alle mit von der Partie. Und doch ist diese Idylle trügerisch. Zunächst einmal fällt auf, dass sich eine zunehmende Kluft zwischen den Freundschaftsbekundungen der Eliten (beider Länder) einerseits und der öffentlichen Meinung in Deutschland andererseits aufbaut. Welcher deutsche Politiker erwähnt in seinen Feiertagsreden schon, dass gemäß mehrfachen Meinungsumfragen der letzten Jahre ein beträchtlicher Prozentsatz der Deutschen – mitunter gar die Mehrheit – direkte Analogien zwischen dem Verhalten Israels gegenüber den Palästinensern und Nazideutschlands Umgang mit den Juden ziehen? Derartige demoskopische Befunde markieren dabei lediglich den bisherigen Höhepunkt eines Trends, der sich bereits in früheren Erhebungen und Analysen der deutschen Medienberichterstattung abzeichnete. Gerade derartige Erscheinungen des modernen Sekundäranisemitismus, der historische Schuld und die daraus erwachsende moralische Verantwortung durch Projektion auf Israel als „Stellvertreterjude“ zu relativieren versucht, stellt die größte Herausforderung für

die deutsch-israelische „special relationship“ dar. Nicht umsonst genießen antizionistische jüdische und israelische Stimmen unverhältnismäßig viel Rampenlicht in der deutschen Presse und Öffentlichkeit und werden mit Ehrungen geradezu überhäuft.

Fragwürdig wirkt nicht zuletzt auch die Arbeit der Bundeszentrale für Politische Bildung in Bezug auf den jüdischen Staat. Einerseits finden unter ihrer Leitung seit vielen Jahren regelmäßig Bildungsreisen für Multiplikatoren nach Israel statt. Andererseits hat diese dem Innenministerium nachgeordnete Institution beispielsweise vor nicht allzu langer Zeit ein Begleitheft zum Selbstmordattentäterdrama „Paradise Now“ für den Unterricht herausgegeben, das die im Film vorhandenen antiisraelischen und antisemitischen Stereotypen reproduziert, statt sie kritisch aufzuarbeiten. Für die Bundeszentrale arbeitet zudem mit Ludwig Watzal seit längerem eine Person, die zahlreiche antiisraelische Artikel mit zum Teil unverhohlenen antisemitischen Klischees verfasst hat, von denen einige sogar auf einer zur Solidarität mit Hamas und Hisbollah aufrufenden linksextremen Internetplattform veröffentlicht wurden. Bis heute hat Thomas Krüger, der Präsident der Bundeszentrale, keine nach außen hin nachvollziehbaren Konsequenzen aus der Affäre „Watzal“ gezogen.

Parallel zu diesen Entwicklungen wurden in den Jahren von Oslo die Palästinenser in einige wichtige deutsch-israelische Kooperationsbereiche einbezogen. Dies geschah sehr wohl mit israelischem Einverständnis. Doch die von Israel im Gegenzug erwarteten Verhaltensänderungen auf palästinensischer Seite wurden von den deutschen Partnern nicht nachhaltig eingefordert. Ein Zurückfahren ihrer Unterstützung für die PLO-geführte Autonomiebehörde ist wiederum für die Bundesrepublik undenkbar – erst recht seitdem Hamas die Macht im Gaza-Streifen übernommen hat. Hingegen gab es durchaus temporäre staatliche Sanktionen gegen Israel, als Berlin 2002 während Militäroperationen der IDF gegen palästinensische Terroristen deutsche Rüstungslieferungen verzögerte.

Immer wieder vernehmbare Bekundungen so mancher deutscher Politiker, die vorgeben, Israel vor sich selber retten zu wollen, mögen zwar erheiternd wirken. Geradezu beunruhigend werden sie jedoch dann, wenn sie mit lustvoll skizzierten Szenarien europäischer – und insbesondere deutscher – Soldaten als Friedensstifter im Nahostkonflikt einhergehen. Deren Zweideutigkeit hat sich zwischenzeitlich durch den (auch mit deutscher Beteiligung stattfindenden) UNIFIL-II-Einsatz offenbart, welcher Israel die Mittel zur Verteidigung aus der Hand nimmt, ohne dem jüdischen Staat Sicherheit garantieren zu können. Die Hisbollah ist heutzutage jedenfalls besser aufgerüstet als vor dem Libanon-Krieg 2006. Dies geht einher mit einer Außenpolitik des Appease-



Landstrasse verließ. Nach etwa zwanzig Metern kam es in einem frisch gepflügten Acker zum Stillstand, durch den tiefen, schweren Boden war die Bremswirkung zum Glück ziemlich rasch eingetreten. Im Nu war Herr Gradwohl hellwach, erkannte die Situation und auch, dass der Wagen dermaßen festgefahren war, dass ohne fremde Hilfe an ein Herauskommen nicht zu denken war. Er eruierte, welchem Bauern das Ackerland gehörte, begab sich zu diesem, entschuldigte sich und bat um Hilfe. Der Bauer setzte sich auf seinen Traktor, fuhr zum Acker hin, befestigte an beiden Fahrzeugen ein festes Seil und zog den Wagen auf die Strasse hinaus. Für den angerichteten Schaden und seine Hilfeleistung verlangte er ein Fünffrankenstück, das ihm Herr Gradwohl aushändigte und die Tagestour beendete, indem er sofort mit Hans nach Hause fuhr.

Die wunderschöne und erholsame Zeit bei der lieben Gradwohl-Familie verging viel zu schnell. Nach einem Jahr hieß es für Hans Abschied nehmen und zurück nach Wien. Sein Zugabteil war mit unzähligen Schokoladetafeln und anderen Süßigkeiten, die ihm seine Klassenkameraden zum Abschied geschenkt hatten, ausgelegt.

### Zurück ins Obdachlosenheim

Mit großer Freude wurde Hans von Dorothea am Westbahnhof in Empfang genommen, und im Heim angekommen fühlte sich Hans augenblicklich wieder zu Hause. Er hatte bemerkt, dass einige Bewohner, die er gekannt hatte, nicht mehr im Heim wohnten und dafür andere deren Plätze eingenommen hatten. Auch die Schule besuchte er nun wieder in Wien, hatte aber lauter neue Klassenkameraden, da er die Klasse, der Schiefertafel wegen, ja wiederholen musste. Dorothea hatte inzwischen eine ständige Anstellung in einem Bezirk über der Donau und Onkel Paul eine im südlichen Wien gefunden. Dadurch begann es ihnen etwas besser zu gehen. Trotz der vielen auf Wien niedergegangenen Bomben gab es in der Praterstrasse noch einige intakte Kaffee- und Gasthäuser sowie zwei Kinos. Das größere hieß Diana-, das kleinere Nestroykino. Eines der besseren Gasthäuser nannte sich „Tiger“. Es stand unmittelbar neben dem völlig zerstörten Carltheater. Da sie es sich nun hin und wieder leisten konnten, wurde Hans an manchen Sonn- oder Feiertagen zum „Tiger“ geschickt, um von dort für die Familie Essen ins Heim zu bringen. Das so geholte Essen war um einiges billiger als der direkte Besuch des Gasthauses zu viert. In Aluminium-Menagen, die aus bis zu fünf aufeinander stapelbaren Töpfen bestanden, konnte man Mahlzeiten problemlos transportieren. Alle Töpfe hatten zwei Henkel. Durch diese schob man eine Tragehalterung, wodurch die so aufeinander gestapelten Töpfe mit einer Hand tragbar waren. War Hans im Gasthaus angelangt, fragte er den hinter dem Tresen stehenden Wirt, ob die Speisen, die zu holen ihm seine Mutter aufgetragen hatte, zu

haben seien? Nickte er, nannte Hans die Anzahl der Portionen, zahlte den geforderten Betrag, und so wie er die in die Menagen gefüllten Speisen überreicht bekam, machte er sich umgehend auf den Heimweg. Da der „Tiger“ vom Heim nur fünf Minuten entfernt war, blieben die Mahlzeiten warm, sodass sie sofort mit dem Essen beginnen konnten.

Allgemein ging man in die Praterstrasse einkaufen. Mehrere Geschäfte, welche die Kriegsergebnisse unbeschadet überstanden hatten waren von ihren Eigentümern wieder aktiviert worden. Zum Einkaufen wurde immer nur Hans geschickt, es sei denn, die Mutter ging selbst einkaufen. Das Warenangebot beschränkte sich anfangs auf die Grundnahrungsmittel, die aber nur mit Lebensmittelmarken bezogen werden konnten. Deren Zuteilungsmodus richtete sich nach der Bedürftigkeit der Antragsteller. Reis war neben Kartoffeln eines ihrer Hauptnahrungsmittel - Reis öfters als Kartoffeln, da die Qualität der günstig angebotenen Kartoffeln sehr schlecht war und sich Dorothea jedes Mal beim Schälen ärgerte, dass sie so viel Ungenießbares wegschneiden musste. Aber auch die Reisqualität, die sie sich zu leisten vermochten, war absolut als nicht hochwertig zu bezeichnen. Deshalb ersuchte Dorothea, wenn sie ein Reisgericht kochen wollte, ihren Sohn darum, den Reis auf ein flaches Blech oder ein Stück weißes Papier zu schütten und den Reis von Fremdkörpern wie kleinen Steinchen oder Holzstücken zu säubern. Eine ähnliche Aufgabe bescherte seine Mutter ihm, wenn sie frische Erbsenschoten gekauft hatte. Dann wurde er gebeten, die Erbsen aus den Schoten herauszulösen. Da fanden sich in vielen Schoten kleine weiße Raupen, die bereits die Erbsen angefressen hatten. Hans musste sie aussortieren und wegwerfen. Auch über diesen Verlust konnte sich Dorothea ärgern. Wollte jemand andere, nicht im Angebot befindliche Waren kaufen, war dies nur mit Beziehungen oder über den verbotenen Schleichhandel möglich, aber nur, wenn man mit US-Dollar bezahlen konnte. Für jedes Lebensmittel, das man kaufen wollte, wurden von der Verkäuferin ein oder mehrere Abschnitte von der Lebensmittelkarte abgeschnitten. Milch war als Magermilch oder als Vollmilch beziehbar, wurde abgemessen und aus großen Milchkannen in Glasflaschen oder mitgebrachte Töpfe eingefüllt. Butter, Germ und Käse wurde von größeren Blöcken abgeschnitten, auf einer Waage mit Metallgewichten abgewogen und verkauft.

Für Hans lief das Einkaufen folgendermaßen ab: Am frühen Morgen wurde er zum Milchgeschäft geschickt. Bei seinem Eintreffen war es oft noch geschlossen, und er schloss sich den bereits vor dem Laden Wartenden an. Äußerst ärgerlich war es für Hans, wenn er sich vergebens angestellt hatte, wenn nämlich dem Geschäft zu wenig Waren zugeteilt worden waren oder zu viele Kaufwillige anstanden. Dann wurde geflucht, geschimpft und jeder davon Betroffene nahm sich vor, beim



heimwärts zu schlendern. Dies tat er dann, wenn er daheim nicht von seiner Mutter erwartet wurde. So lernte er einen Grossteil des Bezirkes kennen. Alle Läden und Geschäfte betrachtete er genau, sah sich an den ausgestellten Waren satt, träumte oder wünschte sich, dies oder jenes besitzen zu können, besonders dann, wenn er an einem Spielwarenladen anhielt. Sich in Wien zu verirren war unmöglich, denn an jeder Strassen- und Gassenecke war deren jeweiliger Name angebracht und an jedem Haus oberhalb des Haustores war die Hausnummer und unter dieser abermals der Name der Strasse oder Gasse zu lesen. Dann waren an fast allen Häusern, wo Kellerfenster oder Kelleröffnungen vorhanden waren, große Buchstaben wie LSK (Luftschutzkeller) oder LSR (Luftschutzraum) sowie noch größere Richtungspfeile in breiten weißen Farbstrichen angebracht worden, die der Zivilbevölkerung im 2. Weltkrieg jene Räume hatten weisen sollen, die ihnen bei Fliegeralarm Fluchtmöglichkeit und vermeintlichen Schutz boten. Schon der unzähligen Durchhäuser wegen, die einen Gassenzug mit einem parallel laufenden verbanden, lohnte sich das Durchstreifen seines Bezirkes für Hans. Bei solchen Streifzügen durch seinen Wohnbezirk konnte er hin und wieder die „Vier im Jeep“ - das waren je ein Soldat der vier Besatzungsmächte - bewundern, wenn vier in sauberster Montur gerade seine Strasse entlang fuhren. Jedes Mal lenkte ein anderer Soldat das Gefährt. Am imponierendsten stach Hans jener Soldat ins Auge dessen Uniform mit dicken weißen Kordeln bestückt war. Auch das Kennenlernen der unmittelbaren Umgebung des Heimes war für ihn von Vorteil, wenn er mit anderen Knaben „Räuber und Gendarm“ spielte. In diesen Durchhäusern gab es unzählige Möglichkeiten, sich zu verstecken. In vielen der Innenhöfe roch es muffig-säuerlich. Warf Hans beim Durchstreifen solcher Höfe den Blick in diese oder jene Ecke, hatte manch ein Nachtschwärmer dort seine Notdurft hinterlassen. In manchen Innenhöfen hatten geschäftstüchtige Bewohner Läden eingerichtet, welche sie als Schneiderei, Schusterei oder Kohlenladen betrieben. Jeder Laden bestand aus nur einem dunklen Raum, fast alle wurden von Frauen oder invaliden Männern betrieben.

Für Hans und Erika gab es zwischendurch auch Zeiten, in denen sie vom tristen Heimleben befreit wurden. Die Kultusgemeinde und der jüdische Verein „Haschomer Hazair“ organisierten für jüdische Kinder Ferienaufenthalte. Der Verein hatte in der Storchengasse im 15. Bezirk eine Wohnung angemietet, die als eine Art Klublokal genutzt wurde. Hans war einige Male dort, um mit Gleichaltrigen an verschiedenen Spielen teilzunehmen. Einmal verbrachten sie einen Wochenaufenthalt in Edlach an der Rax und mehrere Male in den großen Schulferien Wochen in einem Heim in Haag 54 bei Neulengbach. Dann genossen auch

Dorothea und Onkel Paul daheim die Wochen unbeschwertem Ausspannens. Dem Kinderheim, das sich in einem riesigen Garten befand schloss sich eine große Rasenfläche an, die wiederum durch einige Maulbeerbäume mit herrlich schmeckenden Früchten und eine Sportanlage unterbrochen war. Jeder Ferientag war abwechslungsreich. Sportliche oder die Geschicklichkeit messende Wettkämpfe wurden veranstaltet, oder in den angrenzenden Wald Ausflüge unternommen und dabei lauthals Lieder gesungen. Den Kindern wurde jedenfalls nie langweilig und viele Freundschaften wurden geschlossen. Derlei Veranstaltungen waren unterbrochen von den Mahlzeiten. Zum Gabelfrühstück und zur Jause gab es riesige Schwarzbrotsscheiben, die nur mit Marmelade bestrichen waren, aber köstlich schmeckten. Unter den Knaben gab es einen, er hieß Julius, der die wunderbare Begabung des Erzählens besaß. Er vermochte in seinem Vortrag eine derartige Spannung aufzubauen, dass sich alle Knaben darauf freuten. Deshalb gab es zur Schlafenszeit nie Probleme, denn sobald das Licht gelöscht worden war begann Julius zu erzählen, und zwar die Nibelungensage. Jeder in seinem Bett liegende Knabe sog die in Fortsetzungen erzählte Geschichte in sich auf und übernahm sie in seinen darauf folgenden Traum. Über dieses Kinderheim des Haschomer Hazair hinaus boten einige jüdische Gemeinden in der Schweiz, darunter auch in Basel Familien an, die gewillt waren, jüdische Kinder aus dem Ausland für einige Zeit bei sich aufzunehmen und aufzupäppeln.

### Die schöne Zeit in Basel

Hans und Erika kamen in den Genuss, in Basel bei zwei Familien in der Eichenstrasse 27 aufgenommen zu werden. Erikas Familie hiess Orzel. Sie setzte sich aus den Eltern und deren beiden Töchtern in Erikas Alter zusammen. Es waren liebe Leute, was aber das schreckliche Heimweh, von dem Erika seit ihrer Ankunft in Basel befallen und nicht mehr losgelassen wurde, nicht mindern mochte. Daher trat Erika nach nur kurzem Aufenthalt bei Orzels wieder die Rückreise nach Wien an. Die Patenfamilie von Hans hieß Gradwohl und bestand aus Vater, Mutter, der Tochter Marlyse, die im Alter von Hans war, dem etwas älteren Sohn Pierre, der bereits das Gymnasium besuchte und dem ältesten Sohn Roland, der vor der Matura stand. Roland wurde später Journalist und Rabbiner und wanderte wie seine Schwester Marlyse nach Israel aus. Pierre machte seinen Doktor, trat aus dem Judentum aus und arbeitete bei einem Schweizer Chemiekonzern in der Forschungsabteilung. Die Gradwohls waren religiöse Juden. Sie versuchten, Hans, für den Religiosität Neuland war, in ihr religiöses Leben und dessen täglichen Ablauf einzubeziehen. Das fing mit dem Küssen der am Torpfosten angebrachten Mesusa an und reichte bis zu Leseversuchen in hebräischen Gebetsbü-



bieten und sich die Familie sogar eine Haushälterin leisten konnte. Der Mutter, Olga Braun, sie hiess mit ledigem Namen Sucharipa, und ihrem Gatten Moritz war es vergönnt gewesen, altersbedingt sterben zu dürfen. Moritz Braun starb 1936, seine Gattin 1940.

Um den tristen Heimtagen zu entfliehen, suchte Dorothea oft mit den Kindern den Stadtpark auf. Sie kleidete sie dann so adrett wie möglich, wobei das Trägerröckchen Erikas und die Trägerhose von Hans aus ausrangierten, weissen Leintüchern bestanden, die Dorothea selbst angefertigt hatte. Erikas blondes Haar schmückte sie zudem mit einer übergrossen farbigen Haarschleife, welche sie um ein lustig nach oben stehendes Haarbüschel gebunden hatte, während Hans einen artig gekämmten Scheitel, eine so genannte Lausallee, trug. Neben dem Pratergelände war der Wiener Stadtpark ein bevorzugtes Ziel für Spaziergänge. Dort durften die Kinder mit anderen Kindern spielen. Sie schlenderten meist bis zu Hübners Kursalon. Vor diesem waren Parkstühle aufgestellt. Den Parkstühlen gegenüber befand sich ein halboffener Pavillon, in welchem, bei schönem Wetter ein Orchester aufspielte. Während der dargebrachten Operetten- und Schlagermelodien schwelgte Dorothea in Erinnerung an frühere Zeiten. Sowohl beim Hin-, als auch beim Rückweg mussten sie an unzähligen Schleichhändlern vorbeigehen. Bei diesen, es waren ausschliesslich Männer, handelte es sich um Kriegsversehrte. Aus erlauschten Gesprächen erhaschte Hans, dass man von diesen Männern, für viel Geld, am besten für US-Dollar, amerikanische Zigaretten wie „Lucky Strike“, „Chesterfield“, „Marlboro“ oder „Camel“, aber auch schon die in der Damenwelt so sehr begehrten Nylonstrümpfe kaufen konnte. Die hier stehenden Männer bestritten ihren Lebensunterhalt mit der Ausübung dieser streng verbotenen Tätigkeit, die aber für sie die einzige Möglichkeit war, an Bargeld zu kommen. Fast alle Umherstehenden waren ehemalige Kriegsteilnehmer. So fehlte dem einen ein Bein bis hin zum Oberschenkel. Den noch vorhandenen Stumpf platzierte er gekonnt auf eine seiner beiden Stützkrücken, um ihn so sichtbarer zu machen, dadurch mehr Mitleid zu erregen und mehr verkaufen zu können oder auch nur, um Almosen zu erbetteln. Ein Bedauernswerter hatte sichtbar einen Kopfschuss abbekommen und dennoch überlebt. Solch einem Mann in sein durch mehrere Notoperationen fürchterlich entstelltes Gesicht zu sehen erforderte Überwindung. Viele Vorbeigehende wandten sich umgehend ab. Um die Nylonstrümpfe gab es ein regelrechtes „G'riss“ (Gerangel), wobei sie sich, des allzu hohen Preises wegen, die wenigsten kaufen konnten, viele aber von ihnen sprachen.

Das Verhältnis zwischen Dorothea, Onkel Paul und den Kindern wurde immer enger. Man unternahm vieles gemeinsam, wobei beider Liebe zur klassischen Musik ein ganz großer Anknüpfungspunkt

und oftmaliger Gesprächsstoff war. Eines Tages war es soweit, und Onkel Paul zog zu ihnen in das ihnen zuletzt von Frau Citron zugewiesene, etwa dreißig Quadratmeter große Zimmer. Manchmal ging Dorothea ins Kino. Meistens waren es alte Revue- oder Kulturfilme, die an Nachmittagen zu sehr günstigen Kartenpreisen angepriesen wurden. Dorothea nahm stets eines ihrer Kinder als Begleitung mit. Einmal besuchte sie mit Hans eine Nachmittagsvorstellung im Tabor-Kino. Es wurde die Oper „Boris Godunow“ als russischer Film gezeigt. Im Kinosaal waren höchstens zwanzig Besucher auszumachen, die sich in dem großen Saal verloren. In der Reihe genau vor Dorothea und Hans saß eine Dame ganz alleine. Da das Licht noch nicht ausgelöscht war, erkannte Dorothea, dass es die weltbekannte Opernsängerin Lijuba Welitsch war und sprach sie umgehend in deren bulgarischer Muttersprache an. Nach der Vorführung des Filmes, über den die Damen begeistert waren, plauderten sie noch eine Weile, ehe man sich gegenseitig gute Wünsche aussprach und danach auseinander ging.

### Hans wurde eingeschult

Hans kam ins schulpflichtige Alter. Er sollte in die Volksschule in der Kleinen Pfarrgasse gehen. Dorothea hatte bis dahin unzählige Scherereien mit diversen Ämtern zu bewältigen um zu beweisen, dass sowohl Hans als auch Erika ihre Kinder und österreichische Staatsbürger waren. Es sollte noch Jahre dauern, bis die Kinder zu Österreichern erklärt wurden, weshalb sie eine Zeitlang in Dokumenten und Zeugnissen als staatenlos eingetragen waren. Dorothea bat Onkel Paul, dem Knaben seinen zukünftigen Schulweg zu erklären und ihn am ersten Schultag dahin zu begleiten. Die Schule befand sich in unmittelbarer Nähe des Augartens. Dann war es soweit und der erste Schultag brach an. Erika ließ es sich nicht nehmen, ihren Bruder ebenfalls zur Schule zu begleiten. Also marschierten sie zu dritt los. In der Schule angekommen drängte sich Erika mit Hans in dessen Klassenzimmer und verursachte damit, dass die erste Unterrichtsstunde gleich mit Verspätung begann. Nur unter Tränen war die Kleine zum Verlassen des Klassenraumes zu bewegen. Sowohl die Klassenkameraden wie auch die Lehrerin lachten darüber, während sich Hans für seine sich um ihn ängstigende Schwester fürchterlich schämte. Fortan ging er seinen Schulweg nur noch alleine. Der schnell zur Routine gewordene Schulweg führte von der Tempelgasse am Nestroykino vorbei über die Praterstrasse hinaus und in die Komödiengasse hinein. An deren Ecke stand das einst weithin berühmte, seit geraumer Zeit zerbombte Carltheater. Der Schuldirektor, Wenzel mit Namen, trug immer einen - vielleicht seinen einzigen grauen Anzug mit Gilet, in dessen Tasche eine Taschenuhr steckte. Deren Sicherheitskette war so platziert, dass sie jeder sehen konnte. Das Antlitz des Direktors zierte ein grauer



 Hans GAMLIEL

## Die Nachbarn

Vis-a-vis des Heimes in der Tempelgasse, im Haus Nummer 4, wohnte Frau Treidel. Ihr Sohn Walter war zwei Jahre älter als Hans. Frau Treidel war die allererste Frau, die sich damit beschäftigte, im Tempelhof umherliegende, von der Tempelruine stammenden Ziegelsteine mittels kleinem Beil zu säubern und den anhaftenden Mörtel abzuklopfen. Die so gesäuberten Ziegelsteine schlichtete sie zuerst neben-, dann aufeinander, sodass mit der Zeit ein ansehnlicher Ziegelquader entstand. Bald gesellten sich weitere Frauen zu ihr, um dieselbe Arbeit zu verrichten und so ein paar Groschen zu verdienen. Monate später kam Herr Treidel dazu. Er war erst jetzt aus russischer Gefangenschaft entlassen worden und versuchte, mitzuverdienen. Tatsächlich gab es kaum andere Verdienstmöglichkeiten, doch trug diese Arbeit wesentlich zum ziemlich zügigen Wiederaufbau der arg zerstörten Wienerstadt bei.

Nach wie vor gab es im Heim Bewegung. Einige zog es ins „Gelobte Land“, andere in die USA, nach Kanada oder gar nach Australien. Die meisten Abreisenden suchten die Nähe von Verwandten, so überhaupt noch welche am Leben waren. Dorothea aber beabsichtigte, keinesfalls, was auch geschehen mochte, auszuwandern, sondern in Wien zu bleiben. Eines Tages wurde wieder einmal ein eben erst frei gewordenen Zimmer von einer neu angekommenen Familie bezogen: Ein Vater, dessen hochschwangere Gattin und zwei Söhne. Die Familie Schärf wollte ihren Heimaufenthalt von vornherein kurz halten, da sie nach Israel auswandern wollte, aber noch nicht alle notwendigen Papiere beisammen hatte. Der ältere der Söhne hiess Hans, der jüngere wurde Robby gerufen und dieser war, für die kurze Zeit seines Aufenthaltes im Heim, der Spielgefährte von „Heim-Hans“ geworden. Die Familie lebte gerade erste einige Wochen im Heim, das Unvorstellbare geschah: Vater Schärf lief einer bereits anfahrenden Strassenbahn nach, die damals noch offene Zutritte hatte. Er versuchte, die aussen angebrachten Griffstangen zu fassen und auf das Trittbrett aufzuspringen, rutschte ab, fiel unter die Strassenbahngarnitur, und wurde von dieser überrollt. Er war sofort tot. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die schreckliche Nachricht - das

Unglück war direkt auf der noch immer beschädigten Aspernbrücke geschehen. Bald sprach jemand davon, dass es sich bei der verunglückten Person um einen Heimewohner handelte. Gross waren Aufruhr und Ungewissheit. Als Hans davon hörte, eilte er zur nahe gelegenen Brücke. Dort hatte sich inzwischen ein Stau mehrerer Strassenbahnen gebildet, und einige Gruppen gestikulierender und diskutierender Passanten standen auf beiden Seiten der Brücke. Die Blicke aller waren zur Mitte hin gerichtet, dorthin, wo dickes, braunes Packpapier ausgebreitet war. Darunter lag die verstümmelte Leiche von Herrn Schärf. Unterdessen informierten Polizisten Frau Schärf im Heim von dem schrecklichen Unfall. Trotz dieses schweren Schicksalsschlages schenkte diese kurz darauf einem dritten, gesunden Sohn, Gerry, das Leben. Wenige Wochen nach dessen Geburt hatte sie die fehlenden Papiere beisammen, und die nun vaterlos gewordene Familie reiste nach Israel ab, einer besseren Zukunft, wie sie meinte, entgegen, und hatte damit hoffentlich recht.

In der Nähe des Fleischmarktes im 1. Bezirk fand Dorothea bei der Zensurstelle eine zeitweilige Anstellung. Dank der vielen perfekten Sprachkenntnisse und ihrer ausgezeichneten Kombinationsfähigkeit war ihr diese Stelle zuerkannt worden. Nun verdiente sie etwas Geld. Es reichte gerade für Lebensmittel, reduzierte aber das andauernde und erniedrigend Betteln- und Bittenmüssen bei den diversen Ämtern oder Zuteilungsstellen auf ein Minimum. Trotzdem war es unumgänglich, bei größeren Einkäufen, „bis zum nächsten Mal“ anschreiben zu lassen. Es kam vor, dass die Schulden nicht zum vereinbarten Termin beglichen werden konnten. Dann erschien irgendwann ein Beamter mit der obligaten Aktentasche, sah sich im mehr als dürftig ausgestatteten Zimmer vergeblich nach pfändbaren Gegenständen um, entdeckte zuletzt doch den winzig kleinen schwarzen Volksempfänger, schien erleichtert und klebte flugs auf dessen Rückseite eine Marke, den so genannten Kuckuck. Zu Pfändungen kam es nie, hin und wieder aber zu neuerlichen Besuchen des Beamten. Trotz all dieser Widerwärtigkeiten aber hatten weder Hans noch Erika jemals das Gefühl, Hunger zu leiden oder etwas zu missen. Dies war einzig ihrer großartigen Mutter mit ihrem phänomenalen Improvisa-



## Das Elisabethheim - Eine Einrichtung der Jüdischen Waisenfürsorge zu Beginn des 20. Jahrhunderts

 Verena STELZER

Die Waisenfürsorge spielte besonders nach dem Ersten Weltkrieg für Waisenkinder - insbesondere für die Kriegswaisen - eine wichtige Rolle. Die soziale Lage war unter anderem durch Wirtschaftskrisen und harte Winter angespannt. Die Wohnverhältnisse in der Großstadt waren trist, die Menschen lebten in überfüllten, feuchten und kalten Wohnungen, es gab oft nicht genug zu essen.

Die Jüdische Jugendfürsorge kümmerte sich um jüdische Waisen und verlassene Kinder. Die Kleinen erhielten Bekleidung und nach Bedarf Lebertran, Malzextrakt und Medikamente. Sie wurden regelmäßigen ärztlichen Kontrollen unterzogen, und auch für ihren Erholungsurlaub wurde gesorgt. Für Waisenkinder, die in Heimen untergebracht waren, wurde vom Kriegswaisenkomitee die volle Verpflegungsgebühr bezahlt; demgegenüber wurde für 70 bis 80 verlassene Kinder von der Jüdischen Jugendfürsorge ein Heimbeitrag von je 60 bis 70 Schilling geleistet. Für die Kriegswaisen, die sich bei ihren verwitweten Müttern oder in Privatpflege befanden, wurde ein Pflegebeitrag von je 15 bis 30 Schilling monatlich vom Kriegswaisenkomitee zur Verfügung gestellt. Für verlassene Kinder, die in einer Familie untergebracht waren, leistete die jüdische Jugendfürsorge je 10 bis 15 Schilling Pflegebeitrag monatlich (Jüdische Jugendfürsorge 1925, S. 15).

„Der Zweck der Waisenfürsorge ist die Erziehung des Kindes zum vollwertigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft“ (Clostermann, Heller 1930, S. 847).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sollten laut Israelitischer Kultusgemeinde (IKG) jüdische Waisen oder bei verlassene Kinder in einem jüdischen Waisenhaus oder einer jüdischen Pflegepartei erzogen werden, damit die Zugehörigkeit zum jüdischen Kreise erhalten bliebe, und die Verbindung zum Judentum - die durch Geburt bestünde - nicht durch neutrale oder antijüdische Erziehung verloren ginge (Israelitische Kultusgemeinde 1930, S. 3).

Das Elisabeth-Heim für Kriegswaisen, Lehrmädchen und Arbeiterinnen, Wien II, Malzgasse 7, war auch unter dem Namen Dr. Krüger-Heim bekannt. Es wurde 1897 gegründet und bot 150 Waisemädchen, die im Alter zwischen acht und vierzehn Jahren aufgenommen wurden, die Möglichkeit, ein selbständiges Gewerbe zu erlernen. Die Jüngeren besuchten zuerst die Volks- und Bürgerschule und wechselten dann zur Ausbildung ins Lehrmädchenheim. Anfänglich waren dort nur fünf Lehrmädchen

untergebracht. Das Heim wurde allmählich vergrößert, bis 1906 durch finanzielle Unterstützung von Privaten der Erwerb eines eigenen Heims möglich und dem Lehmädchenheim ein Arbeiterinnenheim angegliedert wurde. Die Verwaltung wurde durch das „Jüdische Hilfswerk der Agudas Jisroel“ übernommen. Der Aufenthalt war solange gewährleistet, bis sich die Mädchen selbständig erhalten konnten, jedoch maximal bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Jedem Schützling wurden sogenannte Schutzdamen aus den Reihen des Vorstandes zugeteilt, die über den Lernfortschritt der Mädchen wachen sollten. Einige Räume wurden als Werkstätten adaptiert und eine Schule für gewerbliche und kunstgewerbliche Frauenberufe gegründet. Vom zwei Jahre dauernden Fachunterricht für „Weißnähen“ und Kleidermachen, der 1923 eingerichtet wurde, versprach man sich, zur moralischen Erziehung beizutragen. Auf die Hochhaltung der Moral wurde sehr viel Wert gelegt, um die Mädchen vor der Gefahr der Verwahrlosung und den Gefahren der Großstadt zu schützen. Die Mädchen blieben, bevor sie mit der Berufsausbildung begannen, einige Monate im Heim, wo sie wirtschaftliche Arbeiten verrichteten. In dieser Zeit wurden die Mädchen vom Vorstand beobachtet, um die Fähigkeiten der Mädchen für die Berufswahl besser einschätzen zu können und Fehlgriffe bei der Auswahl der Berufe zu vermeiden. Das Elisabeth-Heim „hat in nahezu drei Dezennien seines Bestandes viele hunderte Waisenkinder zu ehrenhaften Gewerblernen, Müttern und Hausfrauen herangebildet, die ohne seine Wohlfahrtsarbeit vermutlich moralisch und körperlich zugrunde gegangen wären“ (Jüdische Fürsorge 1925, S. 24). Mädchen, die für gewerbliche Berufe weniger begabt waren, wurden in der Haushaltung zu Köchinnen, Stubenmädchen oder in ähnlichen Berufen ausgebildet. Schwerpunkte des Heimlebens waren körperliche Ausbildung wie regelmäßiges Turnen aber auch hygienische Maßnahmen und die Förderung der geistigen Entwicklung durch lehrreiche Vorträge und die Erhaltung einer Bibliothek. Die religiösen Feiertage wurden feierlich begangen. „Die Wahrheit“ berichtete von einer Chanukkafeier, der sogar Oberrabbiner Dr. Chajes, Vertreter des Kultusvorstandes jener Zeit, zahlreiche Industrielle, bekannte Philanthropen und die Delegierten vieler Wohltätigkeitsvereine beiwohnten (Die Wahrheit 1922, 12. Jänner, 12). Die Zöglinge hielten ernste und heitere Vorträge und führten Gesänge und Tänze vor. Den Ab-



## 5<sup>e</sup> Museum

5 Elemente – 50 Experimente – 500 Exponate

Eine neue, interaktive Museumswelt im Rothschildschloss von Waidhofen an der Ybbs

Gar nicht verstaubt, und auf keinen Fall ein Schild „Berühren Verboten“ – das sind die Prämissen die sich die Ausstellungsmacher des neuen, interaktiven Familienmuseums 5<sup>e</sup> in der Hammerherrenstadt Waidhofen an der Ybbs, gesetzt haben, dort wo in den vergangenen Jahrhunderten aufgrund der 5 Elemente Erde, Feuer, Wasser, Holz und Metall der wirtschaftliche Aufschwung der noch heute pulsierenden mittelalterlichen Kleinstadt begann. Die 5 Elemente haben die Landschaft, die Stadt und natürlich auch das Leben der Bewohner nachhaltig geprägt. Sie sind in dieser Ausstellung auch Erklärungsmodell zu Macht, Herrschaft und Religion und spiegeln so die reiche Geschichte Waidhofens und die



Kreisläufe des Lebens wieder. Denn es war die Erde die Wohlstand in die Eisenwurzeln brachte, ihr Reichtum an Holz war der Grundstein für die Kleiseisenindustrie, nährte das Feuer in den Essen der Schmieden und wurde das Wasser der Ybbs als Transportweg genützt.

Dieser Besonderheit wird nun Rechnung getragen, mit einem neuen Museum im Rothschildschloss,

das zum Entdecken und Erleben einlädt, mit spannenden Experimenten und faszinierenden Exponaten. Einen wesentlichen Teil des Museumskonzepts, stellen dabei die 50 Experimente passend zu den jeweiligen Elementen dar, denn hier sind nicht nur Kinder aufgefordert ihren Forschergeist wieder zu entdecken. In einer spannenden und manchmal sogar verblüffenden Art und Weise wird so spielerisch Wissen vermittelt.

Ebenso wird die enge Verbundenheit der Bewohner mit dem Land für den Besucher spürbar gemacht und kann als wertvolles Souvenir mit nach Hause genommen werden.



Das neue interaktive Familienmuseum 5<sup>e</sup>  
Rothschildschloss  
Schlossweg 2  
3340 Waidhofen an der Ybbs  
Telefon: 07442/511-255  
E-Mail: [tourismus@waidhofen.at](mailto:tourismus@waidhofen.at)  
[www.waidhofen.at](http://www.waidhofen.at)

Geöffnet ist das 5 Elemente Museum noch bis 2. November 2008.  
Die Ausstellungssaison 2009 läuft von 11. April bis 1. November  
Dienstag – Sonntag jeweils von 10.00 – 18.00 Uhr  
Für Gruppen gegen Voranmeldung auch außerhalb der Öffnungszeiten.



## Reunion 2008 – ein Treffen von Nachkommen der Hohenemser Juden

 Hanno LÖWY

Vom 31. Juli bis 3. August waren 130 Nachkommen jüdischer Familien aus Hohenems in Vorarlberg zu Gast. Vier Tage lang haben sie an der Reunion 2008, dem zweiten großen Hohenemser Nachkommen-Treffen teilgenommen. Sie kamen aus den USA oder Australien, Israel oder Canada, aber auch aus Europa: aus der Schweiz und aus Italien, aus Deutschland oder Großbritannien, aus Frankreich, Belgien, Liechtenstein, ja sogar – aus Vorarlberg. Beim Treffen sprachen neben Vertretern der Nachkommen, wie Luisa Jaffé-Brunner, Pierre Burgauer, Susan Rosenthal Shimer und Uri Tänzer auch Vorarlbergs Landeshauptmann Herbert Sausgruber, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg Esther Fritsch, der Hohenemser Bürgermeister Richard Amann, der Wiener Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny und der Schriftsteller Michael Köhlmeier. Mit St. Gallens Rabbiner Hermann Schmelzer traf man sich zum Kadisch, zum Totengebet auf dem gut erhaltenen jüdischen Friedhof. Und

man sprach den Kiddusch, das Schabbatgebet in der ehemaligen Synagoge, dem „Salomon Sulzer-Saal“, der nun als Musikschule und Kultursaal dient. Rabbinerin Lisa Goldstein aus San Diego, eine Urenkelin des Hohenemser Kantors Jakob Weil, feierte gemeinsam mit Kantorin Marlena Tänzer aus New Jersey und vielen Teilnehmern den Beginn des Schabbats, so wie Rabbiner Tänzer und Jakob Weil vor hundert Jahren. Und sie erinnerten zugleich daran, dass die Hohenemser Synagoge keine Synagoge mehr ist und jüdisches Leben auch hier im Lande ganz von vorne beginnen muss.

Die meisten Vorfahren der Hohenemser Nachkommen haben Hohenems schon im 19. Jahrhundert verlassen. Die Brunner und Rosenthals, Bernheimer und Reichenbachs, die Landauer und Burgauer, Bollags und Tänzers, Moos und Löwenbergs, Löwengards und Hohenemser, Dannhauser und Weils: Bis heute haben sie eine Beziehung zu Hohenems

und seiner großen jüdischen Geschichte. Mit der Gründung des Jüdischen Museums 1991 hat diese weltweite „virtual community“ wieder einen gemeinsamen Fokus, einen institutionellen Mittelpunkt.

1938-1942 endete die dreihundertjährige Geschichte der Jüdischen Gemeinde von Hohenems mit Flucht und Deportation. Zwischen 1945 und 1954 erlebten, mehr als 1000 Überlebende, Displaced Persons, in Hohenems und Bregenz eine Zwischenstation ihrer Wanderung in die USA, nach Antwerpen oder nach Israel. Mit dem Ende der DP-Zeit und der alliierten

Besatzung gab es keine Jüdische Gemeinde mehr in Hohenems. Die Synagoge wurde zum Feuerwehrhaus umgebaut und eine Tafel angebracht, die den Bau des Gebäudes auf das Jahr 1955 verlegte.

Jüdische Familien aus Hohenems wie Stefan Rollin, der 1998 die American Friends of the Jewish Museum Hohenems ins Leben rief, oder die Burgauer und Landauer in St. Gallen, haben schon 1954 den Hohenemser Jüdischen Friedhof in ihre Obhut



Fotograf: Arno Gisinger, Paris

genommen und vor dem Verfall bewahrt.

Einige wenige erinnern sich selbst noch an Hohenems, wie Harry Weil, der als Kind vor den Nazis 1939 erst in die Schweiz floh und dann in die USA emigrierte. Oder an ihre Flucht aus Wien, wie Sue Rosenthal-Shimer, die als Kind in die USA floh.

Francis Wahle, ein Nachkommen der Hohenemser Familie Brunner ist heute katholischer Priester der Diözese Westminster in London. Sein Vater, ein Richter in Wien, war konvertiert, seine Mutter war Jüdin geblieben. Er selbst, getauft und christlich erzogen, wurde 1939 wie seine Schwester mit einem Kindertransport nach England vor den Nazis gerettet. Seine Eltern überlebten im Versteck.

Susan Rosenthal-Shimer und der Schriftsteller Michael Köhlmeier, erinnerten in der ehemaligen Rosenthal-Fabrik – im Hohenemser Schwefel, dort, wo die allerersten Juden sich nach 1617 niederge-



## Ferdinand Schmutzer: Freud und seine Zeit im Porträt

Das Sigmund Freud Museum zeigt eine Auswahl aus dem Werk des Radierers Ferdinand Schmutzer (1870-1928), der im frühen 20. Jahrhundert zu den bedeutendsten Porträtkünstlern Wiens zählte.

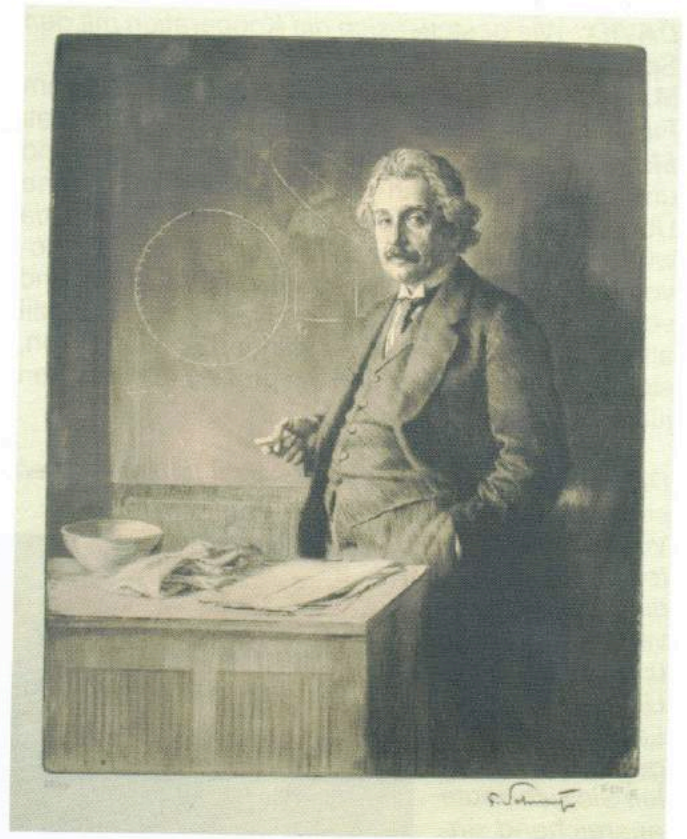
Schmutzers Porträts liefern einen exemplarischen Einblick in das Wiener Kultur- und Geistesleben der Jahrhundertwende. Das gesellschaftliche, politische und kulturelle Umfeld, in dem sich Sigmund Freud bewegte und die Psychoanalyse entwickelte, steht im Zentrum der Präsentation im Sigmund Freud Museum.

Ein Teil der Ausstellung beschäftigt sich mit den politischen Machthabern und Entscheidungsträgern zu Freuds Lebzeiten: Als prägende Köpfe der Politik vor dem Ersten Weltkrieg sind Kaiser Franz Josef und Bürgermeister Karl Lueger zu sehen. Bürgermeister Karl Seitz und Stadtrat Julius Tandler stehen für das „Rote Wien“ in der Zwischenkriegszeit.

Ein zweiter Bereich thematisiert die Überschneidungen und wechselseitigen Einflüsse zwischen Kultur und Psychoanalyse. Exemplarisch für die schon damals zahlreichen thematischen Verbindungen präsentiert die Ausstellung Abbildungen von Schriftsteller Arthur Schnitzler, Komponist Richard Strauss und dem Burgschauspieler Josef Kainz. Wissenschaftler und Denker machen den Schwerpunkt eines dritten Sektors aus, mit Albert Einstein ist das vermutlich berühmteste der Porträts zu sehen. Er begegnete Freud 1927 in Berlin und initiierte mit ihm den Briefwechsel „Warum Krieg?“.

Der Archäologe Emanuel Löwy, einer seiner engsten persönlichen Freunde, unterstützte Freud bei der Erstellung und Katalogisierung seiner Antikensammlung. Mit dem Gynäkologen und Mitbegründer der modernen Frauenheilkunde Rudolf Chrobak verband Freud dieselbe medizinische Schule unter Prof. Ernst Brücke und eine von gegenseitigem Respekt getragene Beziehung. So schrieb Freud von Chrobak als „dem vielleicht hervorragendsten unserer Wiener Ärzte“. Schmutzers Porträt des Journalisten Ernst Benedikt beschließt diesen Teil der Präsentation. Er war Eigentümer und Herausgeber von Freuds bevorzugter Tageszeitung, der Neuen Freien Presse.

Ferdinand Schmutzer stammte aus einer traditionsreichen Künstlerfamilie: Sein Urgroßvater Jacob Mathäus Schmutzer gründete die „k.k. Kupferstecher-Academie“ in Wien, die bald mit der „k.k. Akademie der vereinigten bildenden Künste“ zusammengelegt wurde und heute als „Akademie der bildenden Künste Wien“ zu den bedeutendsten internationalen Kunsthochschulen zählt. Schmutzer folgte in jungen Jahren der Tradition seiner Familie und wandte sich der Bildhauerei zu, ehe er ein Studium der Malerei



Albert Einstein, Radierung von Ferdinand Schmutzer 1921

an der Akademie der bildenden Künste aufnahm. Besonders prägend für seine künstlerische Entwicklung war ein Studienaufenthalt in den Niederlanden, wo er – beeinflusst durch Rembrandts Werk – sein Interesse für die Radierung entwickelte, die von da an im Zentrum seines künstlerischen Wirkens stand. Mit seinen Porträts der Wiener Gesellschaft konnte Schmutzer große kommerzielle und künstlerische Erfolge verbuchen; seit 1901 Mitglied der Secession, erhielt er in den Folgejahren unterschiedliche Preise und Auszeichnungen, seine Werke wurden international ausgestellt. Neben der technischen Perfektion brachten ihm vor allem die Formate seiner Arbeiten – sie waren bedeutend größer als bisherige Radierungen – Ruhm als innovativer Künstler ein. Mit der Berufung zum Professor an der Akademie der bildenden Künste 1908 erfolgte die akademische Anerkennung, in den darauf folgenden Jahren führte er neben den größeren Formaten weitere technische Neuerungen ein: Er verwendete innovative Ätzverfahren und experimentierte mit neuartigen Nadeln. 1922 übernahm er für zwei Jahre das Amt des Rektors an der Akademie. Ferdinand Schmutzer starb 1928 in seiner Villa in der Sternwartestraße, die sich heute noch im Besitz seiner Familie befindet. ■



## Das Jüdische Filmfestival 2008.

### Interview mit der Programmdirektorin, Monika Kaczek

**DAVID:** Wie entstand das Jüdische Filmfestival?

**M. Kaczek:** Unsere Veranstaltung hat 1991 zum ersten Mal stattgefunden, damals noch unter dem Titel *Jüdische Filmwoche*. Sie entstand auf Initiative von Professor Kurt Rosenkranz, der das Institut für Jüdische Erwachsenenbildung ins Leben rief. Herr Rosenkranz hatte vor, die Bildungsziele des Instituts auch über das Medium Film zu vermitteln und auf diese Weise ein größeres Publikum zu erreichen. Als Partner konnte Frédéric-Gérard Kaczek, mein Ehemann, gewonnen werden. In Brüssel geboren, kam er 1971 als Kameramann nach Wien, die Heimatstadt seiner Eltern, die von hier 1938 vor der Verfolgung durch das NS-Regime geflohen waren. 1991 erstreckte sich seine erste Filmveranstaltung über nur fünf Tage, Partner war damals die Volkshochschule Stöbergasse.

Aufgrund des guten Erfolges konnten wir die *Jüdischen Filmwochen* bald auf eine Dauer von zwei Wochen ausweiten. 2002 und 2003 mussten wir aus Budgetgründen pausieren, doch seither machen wir mit viel Elan weiter.

**DAVID:** Woran orientiert sich die Auswahl der Filme? Das Jüdische Filmfestival legt ja ein durchkomponiertes Programm vor. Orientiert sich die Gestaltung nach aktuellen Ereignissen?

**M. Kaczek:** Wir nehmen durchaus Rücksicht auf aktuelle Ereignisse. So ist im Jahr 2007 eine ganze Reihe bedeutender Persönlichkeiten des jüdischen Lebens verstorben, und wir hatten einen starken Programmschwerpunkt „In Memoriam“. Zu Beginn der *Jüdischen Filmwochen* hatten wir noch jedes Jahr ein Hauptthema: „Die jüdische Frau“, „Der jüdische Humor“, und so weiter. Das war, wie sich bald herausstellte, ein zu enges Korsett. Quelle unserer Inspiration sind die umfangreichen Informationen von Filmschaffenden, die vor allem im Internet publiziert werden. Viele jüdische Filmfestivals präsentieren sich hier, und wir studieren sehr genau, was an welchem Ort gezeigt wird, und mit welchem Erfolg. Außerdem kooperieren wir sehr gut mit einigen nationalen und internationalen Verleihfirmen, so in Israel oder in Frankreich, die uns schon auf

sehr viele ausgezeichnete Produktionen aufmerksam gemacht haben.

**DAVID:** Das Jüdische Filmfestival findet dieses Jahr von 13. bis 27. November statt. Wie wird ihr aktuelles Programm aussehen?

**M. Kaczek:** Wir sind 2008 gezwungen, ein Sparprogramm zu präsentieren. Vergangenes Jahr zeigten wir noch 80 Filme an sehr vielen verschiedenen Spielstätten und mit völlig unterschiedlichen Programmschwerpunkten, heuer werden es nur mehr rund 30 Filme sein. Am 13. November eröffnen wir mit dem Film *Etz Limon/Lemon Tree* des israelischen Regisseurs Eran Riklis. Er wird vermutlich zur Eröffnung kommen – für ihn ist das ein



besonderes Ereignis, seine Mutter stammt ja aus Wien. Aus dem allgemeinen Programm ist mein heuriger Lieblingsfilm *Chasar-menuchah/Restless*, den Teddy Kolleks Sohn Amos drehte. Ein sehr beeindruckender und aufwühlender Film über eine Vater – Sohn – Beziehung. Ein weiterer „Liebling“ von mir ist *Sixty Six*, ein britischer Film, in dem es um eine Bar Mitzvah im Jahr 1966 geht, und, vor allem, um Fußball. Das ist unser persönlicher



Otto Tausig in „Love Comes Lately“, mit freundlicher Genehmigung Jüdisches Filmfestival. (Copyright: Jahn Schütte)

Beitrag zur EURO 2008, sozusagen eine Nachschau. Aber mehr möchte ich nicht verraten...

2008 muss natürlich auch das Jahr 1938 ein Thema sein. Wir haben den Schwerpunkt auf Flucht, Exil und Rückkehr gelegt und uns als Protagonisten den Schauspieler Otto Tausig ausgesucht. Er wurde 1939 als Jugendlicher mit einem „Kindertransport“ aus Österreich gerettet und ist später nach Europa zurückgekehrt. Wir zeigen drei Filme von Jan Schütte, die sich mit jüdischer Thematik auseinandersetzen, in zwei spielt Otto Tausig mit. Darüber hinaus zeigen wir *Epsteins Nacht* von Urs Egger. Auch hier geht es um das Thema Rückkehr, Mitte der 1980er Jahre, und um einen Pfarrer, der sich als ehemaliger KZ-Peiniger herausstellt.

2008 wird natürlich auch *60 Jahre Israel* gefeiert, und wir zeigen das Filmschaffen von Israelis und Palästinensern, zum Beispiel den Dokumentarfilm *Wegwul natan / Borders* von Nurit Kedar und Eran Riklis (IL 2000). Wir wollen nicht nur die israelische,



## Pionierin der israelischen Architektur

### Zum 25. Todesjahr der Architektin Lotte Cohn (1893 – 1983)

 Ines SONDER

Vor 25 Jahren, am 7. April 1983, starb die aus Deutschland gebürtige Architektin Lotte Cohn in ihrem 90. Lebensjahr in Tel Aviv. In den Tageszeitungen *Ha'aretz* und *Jerusalem Post* erschienen Todesanzeigen, in denen sie als "One of the Builders of Israel" gewürdigt wurde. Und auch ihre ehemaligen Kollegen, die Architekten Jehuda Lavie (eigtl. Ernst Loevisohn) und Josef Bruck veröffentlichten einen Nachruf unter dem Titel „Die erste Architektin Israels“ im Verbandsblatt der *Association of Engineers and Architects in Israel*, jener Vereinigung, die Lotte Cohn 1923 als einzige Frau im damaligen britischen Mandatsgebiet Palästina mitbegründet hatte.<sup>1</sup>

Lotte Cohns Leben gehört zu den außergewöhnlichen Frauenbiographien des 20. Jahrhunderts und musste dennoch erst wiederentdeckt werden. Anders als beispielsweise bei der „Doyenne der österreichischen Architektur“ Margarete Schütte-Lihotzky (1897-2000)<sup>2</sup>, die nur vier Jahre jünger war als Lotte Cohn und ebenfalls in der Zeit des Ersten Weltkrieges als eine der ersten Frauen Architektur studiert hatte, war der „Doyenne der israelischen Architektur“ eine späte Anerkennung durch eine jüngere Generation von Architekturstudenten, Fachkollegen und Historikern zu Lebzeiten nicht vergönnt. Ihr biographischer und architektonischer Nachlass ist heute verstreut, viele Originalpläne und Dokumente sind verloren gegangen, einige Bauten bereits abgerissen oder bisweilen stark verändert. Erst als sich eine Forschergemeinde, allen voran die in diesem Jahr verstorbene Architektin Myra Warhaftig, mit den deutsch-jüdischen Wurzeln der israelischen Baugeschichte befasste, stieß man wieder auf Lotte Cohn.<sup>3</sup> Und auch die weibliche Architekturgeschichtsschreibung hat seit einigen Jahren ihre Protagonistinnen entdeckt und ist um Aufarbeitung ihrer Werke bemüht.<sup>4</sup>



Lotte Cohn (1924)




Haus Dr. Theodor Zlocisti, Mount Karmel (1936)

Im Kreise der Pionierinnen der Architektur am Beginn des 20. Jahrhunderts nimmt Lotte Cohn eine besondere Stellung ein. Die zionistische Erziehung in ihrem Berliner Elternhaus – ihr Vater Dr. Bernhard Cohn (1841-1901) war Verfasser der Mahnschrift *Vor dem Sturm* (1896) und Mitbegründer der ersten zionistischen Ortsgruppe Berlins, ein Bruder war der bekannte zionistische Rabbiner und Dramatiker Emil Bernhard Cohn (1881-1948) – beförderte schon in der Jugendzeit den Wunsch, aktiv am Aufbau des „Judenlandes“ mitzuwirken. Im Sommersemester 1912 schrieb sich die Achtzehnjährige als vierte „ordentliche“<sup>5</sup> Studentin an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg ein und erwarb im Dezember 1916 als dritte Frau ihren Diplom-Ingenieur im Architekturfach – nach Elisabeth von Knobelsdorff (1877-1959) und ihrer jüdischen Kommilitonin Marie Frommer (1890-1976). Erste Berufserfahrungen sammelte sie während des Ersten Weltkrieges in Ostpreußen beim Wiederaufbau kriegszerstörter Städte und Dörfer. 1921, im Alter von 28 Jahren, wanderte sie schließlich als eine der ersten deutsch-jüdischen Immigrantinnen der Dritten *Alijah*<sup>6</sup> in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina ein – als *notabene* erste Frau ihrer Profession im Land. Wie kaum eine zweite Vertreterin ihrer Generation der ersten Architektinnen am Beginn des 20. Jahrhunderts hat Lotte Cohn über einen Zeitraum von beinahe 50 Jahren die Baugeschichte ihres Landes aktiv mitgeschrieben.

Dabei war sie an einem überaus breiten Spektrum von Bauaufgaben und Projekten beteiligt. Als Assistentin des aus Frankfurt (Main) gebürtigen Architekten und Stadtplaners Richard Kauffmann (1887-1958) arbeitete sie an der Grundlegung neuartiger Siedlungsstrukturen, wie sie in den ersten Konzeptionen für die landwirtschaftlichen Genos-



## Ein Projekt der Tiefe und Nachhaltigkeit: „Servitengasse 1938“

 Ursula STERN

Wer hat in unserer Gasse gewohnt? Was ist ab 1938 mit diesen Bewohnern und Bewohnerinnen geschehen? Diese Fragen haben seit 2004 Menschen, die heute in der Servitengasse leben, und Anrainer beschäftigt.

Sie haben sich zu einer Projektgruppe zusammengeschlossen, um den Spuren der verschwundenen jüdischen Nachbarn aus der Servitengasse im 9. Wiener Bezirk nachzugehen. Ein Basisprojekt entstand, das erstmals in Wien der Aufarbeitung des Schicksals der Jüdinnen und Juden, die in der Gasse gelebt und gearbeitet oder Häuser und Geschäfte besessen hatten, Beachtung schenkte. Die Projektgruppe überwand mit viel Engagement und Zähigkeit alle Hürden, um ein in die Tiefe gehendes und wissenschaftliches Bild vom Mikrokosmos der Ausgrenzung, Vertreibung und Vernichtung von Jüdinnen und Juden zu rekonstruieren und aufzuzeigen.

Exemplarisch für viele andere Gassen im 9. Bezirk ist im Projekt Servitengasse 1938 dokumentiert, was die Machtübernahme der Nationalsozialisten für die jüdische Bevölkerung bedeutet hat. Über Nacht wurden aus ehemaligen Nachbarn Feinde. Ausgrenzung und Beraubung gehörten ebenso zum Alltag wie Delogierungen. Die Folge waren der verzweifelte Kampf ums Überleben, die Suche nach einer Fluchtmöglichkeit, die Einweisungen in Sammelwohnungen, die Deportation und die Vernichtung in Konzentrationslagern.

Mehr als die Hälfte der Bewohner der Gasse waren im März 1938 jüdischer Herkunft. Insgesamt wurden 462 Personen, die in der Servitengasse gewohnt

hatten oder ein Geschäft oder eine Liegenschaft besessen hatten, Opfer der Verfolgung durch die Nationalsozialisten.

Die Ergebnisse dieser Recherchen sind nun in einem Forschungsbericht dokumentiert, den die

Wissenschaftlerinnen der Gruppe erarbeitet haben. Die Publikation, „1938 Adresse Servitengasse, eine Nachbarschaft auf Spurensuche“ (Hg. Birgit Johler und Maria Fritsche; Mandelbaum Verlag 2007) vereint die wissenschaftlichen Ergebnisse mit Artikeln der Projektmitglieder zu einzelnen Schicksalen. Mit diesem Buch wurde eine Brücke zwischen den Bewohnern der Gasse von gestern und heute geschlagen, und die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit auf lokaler Ebenen dokumentiert.

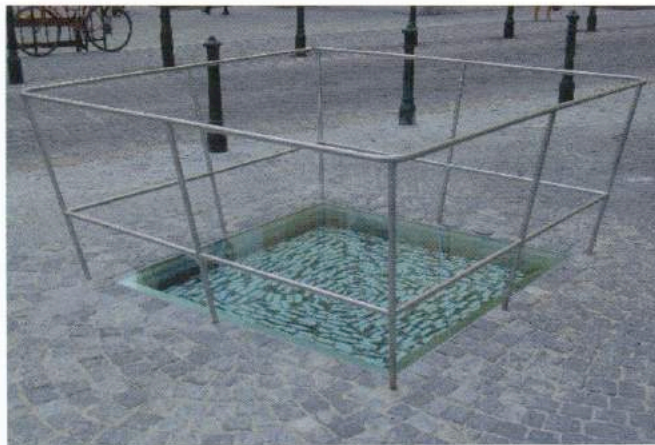
„Schlüssel gegen das Vergessen“ ist der preisge-

krönte Entwurf der Studentin Julia Schulz – ein Gedenksymbol, bestehend aus einer im Boden eingelassenen Glasvitrine, in der 462 Schlüssel mit den Namensschildern jener Menschen, die in der Servitengasse gelebt, gearbeitet und Häuser besessen haben, gezeigt werden.

Am 8. April 2008 konnte dieses Gedenksymbol im Beisein von ehemaligen, vertriebenen Bewohnern und Bewohnerinnen der

Servitengasse feierlich enthüllt werden.

Mit diesem Gedenksymbol sind die Namen jener 462 Jüdinnen und Juden, die aus der Servitengasse „verschwunden“ waren, wieder sichtbar gemacht worden. Ihre Namen sind nicht mehr ausgelöscht. Sie wurden wieder gefunden, und die Erinnerung an sie ist damit unauslöschlich. ■





#### Literatur:

Bartholomä, Ruth: Von Zentralasien nach Windsor - Castle. Das Leben und Werk des ungarischen Orientalisten Arminius Vambery (1832-1913), Ergon. Würzburg, 2006.  
Bock-Luna, Birgit: Reiseleben- Lebensreise- Der ungarische Orientalist Hermann Vambery (1832-1913) über Zentralasien, Lit Verlag. Münster, 2003.  
Golowin, Sergius et. al.: Das Lexikon des Dunkeln, Arun - Verlag. Uhlstädt, 2006.  
Märtn, Ralf-Peter: Dracula - Das Leben des Fürsten Vlad Tepes, Wagenbach. Berlin, 2004.  
Kilcher, Andreas (Hrsg): Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur, Suhrkamp. Stuttgart, 2000.  
Maclean, Fitzroy: Durchs wilde Kurdistan, Ullstein. Wien, 1962.  
McNally, Raymond et Florescu, Radu: Auf Draculas Spuren - Die Geschichte des Fürsten und der Vampire, Ullstein. Frankfurt am Main, 1996.  
Stoker, Bram: Dracula, Insel Taschenbuch. Frankfurt am Main, 1988.  
Trojanow, Ilja: Der Weltensammler, Carl Hanser Verlag. München, Wien, 2006.  
Trojanow, Ilja: Nomade auf vier Kontinenten- Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton, Eichborn Verlag. Frankfurt am Main, 2007.  
Vambery, Arminius: Sittenbilder aus dem Morgenlande: Hofmann. Berlin, 1876.  
Wennerhom, Erich: Sven Hedin, Brockhaus. Wiesbaden, 1978.

#### Kleine Auswahl aus Vamberys Werk (Nur noch teilweise antiquarisch bzw. in Universitätsbibliotheken erhältlich):

Deutsch-türkisches Wörterbuch. Konstantinopel, 1858.  
Reise in Mittelasien. Leipzig, 1865.  
Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Leipzig, 1867.  
Skizzen aus Mittelasien. Leipzig, 1867.  
Geschichte Bucharas. Stuttgart, 1872. (bis heute eines der Standardwerke zur Geschichte Bucharas!)  
Der Islam im 19. Jahrhundert. Leipzig, 1875.  
Der Ursprung der Magyaren. Leipzig, 1882.  
Das Türkenvolk. Leipzig, 1885.  
Viele Reiserzählungen, politische Schriften, linguistische Werke und andere Texte.

#### Internet:

[www.martinkramer.org](http://www.martinkramer.org) ( jewish discovery of islam)

[www.j-zeit.de](http://www.j-zeit.de) ( Die jüdische Zeitung )

Encyclopædia Britannica

Jewish Encyclopedia

Private Dokumente und Aufzeichnungen der Familien Stern und Bamberger im Besitz des Verfassers und seines Großonkels



Dr. Matthias Tschirf  
Klubobmann der Wiener ÖVP

Der Landtagsklub  
der Wiener ÖVP  
wünscht allen  
jüdischen Mitbürgern  
ein glückliches neues Jahr.

ÖVP Klub der Bundeshauptstadt Wien,

Rathaus, 1082 Wien, Tel. 4000 - 81955



[www.oevp-wien.at](http://www.oevp-wien.at)

*Namens der Bezirksvertretung  
des 18. Bezirks wünsche ich  
allen jüdischen Bürgern in  
Währing  
ein schönes Neujahrsfest.*



**Karl Homole**  
Bezirksvorsteher

Marktgemeinde  
Wiener Neudorf  
Europaplatz 2



Die Marktgemeinde Wiener Neudorf mit rund 10.000 Einwohnern liegt nur 3 Kilometer von der Wiener Stadtgrenze entfernt. Bereits im 9. Jahrhundert gibt es erste Aufzeichnungen, die Neudorf erwähnen. Auf Grund der unmittelbaren Nähe zur Stadtgrenze von Wien ist Wiener Neudorf ein beliebtes Ziel für Kino- u. Shoppingbegeisterte. Das Multiplexgebäude mit seinen 9 Kinosälen, verschiedenen Geschäften, multikulturellen Gaststätten und Vergnügungsbetrieben ist für Jung und Alt ein Eldorado.  
**Kulturell hat Wiener Neudorf viel zu bieten:** \*Neujahrskonzert mit den niederösterreichischen Tonkünstlern \* Wiener Neudorfer Woche im Juni \* Herbstkulturtag im Oktober \*Konzertabonnement im Alten Rathaus \*Kindertheaterabonnement im Festsaal des Freizeitentrums \*Ausstellungen \*Lesungen.  
Reservierungen – Bestellungen – Anfragen: Kulturreferat der Marktgemeinde Wiener Neudorf 02236/625 01- DW 39 oder 40. e-mail:kultur@wiener-neudorf.av.at.



 Bernhard BRUDERMANN

### **Als Derwisch verkleideter Orientreisender, Freund Theodor Herzls und Ideengeber für den Dracula-Roman**

Das 19. Jahrhundert war die Zeit der großen Abenteurer und Forschungsreisenden, Männer wie die Afrikaforscher Sir Henry Morton Stanley, Dr. David Livingston oder Sir Richard Francis Burton reisten auf abenteuerliche Weise in bis dahin unbekannte und fremde Länder, erforschten diese und beschrieben in spannenden Reiserzählungen das Erlebte. Einer dieser großen Abenteurer war der Orientalist, Turkologe und Gelehrte Hermann Bamberger, der sich später Arminius Vambery nannte, damals eine bekannte Persönlichkeit in ganz Europa, heute fast vergessen.

Vambery war einer der ersten Europäer, der als Derwisch verkleidet nach Zentralasien reiste.

Seine Kontakte in die höchsten Kreise Europas, vor allem zum englischen Königshof ließen oft vermuten, dass er möglicherweise ein Geheimagent sei. Vambery galt als Vorbild und Freund anderer Forschungsreisender wie des Geographen Ferdinand Freiherr von Richthofen, des englischen Abenteurers Sir Richard Burton oder Sven Hedins und inspirierte Bram Stoker zu dessen Gruselroman „Dracula“.

Es ist heute sehr schwierig, Literatur von ihm oder über ihn zu finden. Dennoch gibt es Möglichkeiten dem großen Abenteurer Arminius Vambery zu begegnen.

Ein Großonkel übergab mir einmal ein Büchlein über seine Zeit bei einer holländischen Widerstandsbewegung im Zweiten Weltkrieg, während der er den Decknamen Vambery benutzt hatte.

Auf den Namen angesprochen, erzählte er über die Abenteuer und Reisen dieses Mannes und dass Vambery der Cousin seiner Grossmutter gewesen sei.

### **Kurze Lebensgeschichte**

*Bei jeder Sache ist das Wissen mehr wert als die Unwissenheit (osmanischer Spruch, in „Sittenbilder aus dem Morgenlande“)*

Arminius Vambery alias Hermann Vambery alias Armin Vambery, eigentlich Hermann Bamberger, strebte sein Leben lang nach Wissen über Völker, Kulturen, Religionen, Bräuche, Sprachen und nach vielem mehr.

Geboren wurde Arminius Vambery 1832 als Sohn

eines Rabbiners in Dunaszerdahely (heute Slowakei) als Hermann Bamberger.

Von jung an sehr sprachbegabt, verstand er schon als Kind Ungarisch und Deutsch, verfügte über Hebräisch und Latein-Kenntnisse und lernte dann als Jugendlicher autodidakt und mit äußerstem Fleiß Französisch, Italienisch und Russisch. Die Literatur der griechischen Antike, hier vor allem Homers Odyssee, die englische Romantik, allen voran Lord Byron, sowie die französischen Vertreter der Aufklärung, besonders Voltaire und Rousseau, aber auch die Reiserzählungen Marco Polos prägten Vamberys frühes Weltbild.

Der wohlhabende ungarische Baron Eötvös, Minister und auch Schriftsteller, förderte den jungen, talentierten Mann und ermöglichte dem knapp Zwanzigjährigen seine erste Reise nach Konstantinopel, dem kulturellen, sprachlichen und religiösen Schnittpunkt von Orient und Okzident.

Zunächst arbeitete Vambery als Französisch-Lehrer bei Rifaat Pascha, einem im Osmanischen Reich einflussreichen Mann und nutzte die folgenden Jahre, um verschiedene türkische Dialekte zu erlernen. Einer der Beweggründe diese Sprachfähigkeiten zu erwerben, war die Suche nach den Wurzeln der ungarischen Sprache. Vambery besuchte eine Koranschule, um mehr über den Islam zu erfahren und verdiente zusätzlich Geld als Geschichtenerzähler in den Kaffeehäusern von Konstantinopel. Nach mehreren Jahren brachte er das Deutsch-Türkische-Wörterbuch heraus und unternahm als Derwisch Chodsha Mehmet Raschid-Efendi verkleidet eine Karawanenreise über Armenien, das Kaspische Meer, Persien und die turkmenische Wüste nach Buchara und Samarkand.

Auf diesen Reisen gewann der kühne Forscher wichtige ethnographische, geopolitische und linguistische Erkenntnisse über jene damals teils noch unbekannt Gebiete. Er erlebte unglaubliche und märchenhafte Abenteuer, zog sich aber auch in manchen Situationen das Misstrauen der einheimischen Bevölkerung zu. Über diese Reisen berichtete er u.a. in „Travels in Central Asia“, 1863 in London herausgebracht.

Nach einem Aufenthalt in London erlangte Vambery 1867, obwohl er nie studiert hatte, an der Budapester Universität den ersten Lehrstuhl für orientalische Sprachen und wurde obendrein in den Adelstand erhoben. An der Universität widmete er sich vor allem der Klärung linguistischer Probleme, wie der Theorie, dass die ungarische mit der finnischen Sprache



 Felice Naomi WONNENBERG

„Babylon. Mythos und Wahrheit“ – diesen Werbe-slogan sieht man derzeit allerorts in Berlin plaka-tiert. Mit einem wahrhaft gigantischen Werbebeat ziehen die Ausstellungsmacher des Pergamon-Museums ins Feld, um das Volk in ihre Ausstel-lung zu locken. Und tatsächlich – das Volk strömt in Scharen durch das babylonische Ishtar-Tor in die Museumshallen. Die Ausstellung „Babylon. My-thos und Wahrheit“ zeigt Schätze der Staatlichen Museen zu Berlin, des Pariser Musée du Louvre und der Réunion des musées nationaux sowie des British Museum in London und wurde durch das Vorderasiatische Museum und die Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin mit Unterstützung der Staatsbibliothek zu Berlin kuratiert.

Die Ausstellung verspricht in zwei großen Abteilun-gen, „Wahrheit“ und „Mythos“, mit der Divergenz zwischen den historischen Fakten über die baby-lonische Kultur einerseits und den Phantasievor-stellungen des westlichen Abendlandes über das biblische verruchte „Sünden-Babel“ andererseits aufzuräumen. So hat man das Erdgeschoss des Pergamon-Museums der Darstellung der archä-ologischen Fundstücke gewidmet und im ersten Stock eine gleich große Ausstellungsfläche der Abteilung „Mythos“ zugeteilt. Der Text der Web-site verspricht: „Hier erleben die Besucher die mythische Geschichte vom Aufstieg und Fall Babylons als Stadt der Sünde und der Tyrannei, als Schauplatz der Sprachverwirrung und als Metropole der ewigen Apokalypse. Hier begeben sich die Besucher auf eine Expedition zu den geheimnisvollen Quellen dieser Vorstellungen, deren Entstehung und Tradierung über die Jahr-hunderte bis heute.“ Eine wahre Abenteuerreise wird hier hinaufbeschworen. An einer Stelle in der Broschüre zur Ausstellung heißt es, es wür-den „christlich-alttestamentarische“, jüdische und „islamisch-arabische“ Kultur Aspekte gezeigt. Was man sich unter „christlich-alttestamentarischer“ Kultur vorstellen soll, bleibt rätselhaft, ist doch der Terminus ein Widerspruch in sich. Tatsächlich gibt es in der Ausstellung jedoch Fundstücke zu den jüdischen Aspekten der Kultur Babylons.

Die Verbindung des jüdischen Volkes mit Babylon ist unter anderem erwähnt im Psalm 137, dessen Text die Grundlage für den berühmten Gospel „By the rivers of Babylon, where we sat down, ... we were crying“ gab. Hier wird ein düsteres Bild des babylonischen Diasporadaseins gezeichnet.

Historisch belegt ist, dass in Folge der Eroberung Jerusalems durch den babylonischen König Nebu-kadnezar II. im Jahre 598 vor unserer Zeitrechnung eine große Gruppe Juden von Jerusalem nach Ba-bylon verschleppt wurde. Das anfänglich erzwun-gene Los der Verschleppung ins Exil wandelte sich jedoch für die Juden bald in eine durchaus positive Lage. So durfte die jüdische Gemeinde in Babylon innerjüdische Angelegenheiten und Rechtsstreitigkeiten durch einen „Exilarchen“, d.h. einen jüdischen Vertreter aus dem Geschlecht König Davids regeln lassen, und Kultur und Lehksamkeit blühten im toleranten Klima des Zweistromlandes. So konnten die berühmten Jeschiwot entstehen, in welchen in zuerst mündlicher Tradition die To-raiteninterpretationen entstanden, die später schriftlich fixiert wurden und den „Babylonischen Talmud“ begründeten.

In der Ausstellung ist dem babylonischen Talmud auch ein Extraraum gewidmet. Leider herrscht jedoch nicht nur in dieser Unterabteilung, sondern in der ganzen Ausstellung eine Auswahl, die sich anscheinend die „babylonische Verwirrung“ zum Vorbild genommen hat. So wird als Anschau-ungsobjekt für den babylonischen Talmud eine fünfhundert Jahre alte Torarolle aus dem Jemen gezeigt. Der Bezug der Tora, als der im Talmud interpretierte Text, scheint bemüht, und es regt sich der Verdacht, dass dieses Stück, wie viele andere Ausstellungstücke, in unakademisch-lockerer As-soziation in den Ausstellungsraum integriert wurde, da das Objekt im Museumsinventar nun einmal gerade vorhanden war.

An anderer Stelle entdeckt der Besucher in ei-nem Raum über archäologische Fundstücke von Alltagsgegenständen zwei grob getöpferte Schäl-chen, in denen in schwarzer Schrift das „Schma Israel“ Gebet in die Rundung der Schalen aufge-pinselt wurde. Leider bleiben hier die angebotenen Erklärungen der Kuratoren wieder einmal – wie auf der Website versprochen – geheimnisvoll: „Magische Schale mit der Inschrift des jüdischen Gebetes Höre Israel“, heißt es auf dem Text des Erklärungszettelchens. Warum jedoch das Schäl-chen als ein „magisches“ Objekt interpretiert wur-de, oder wie der Zauber denn funktionieren soll, das bleibt selbst dem interessierten Besucher verschlossen.

Erschwert wird der Genuss der jahrtausende alten Fundstücke durch verwirrende Kombinationen in



Moderat Modern. Erich Boltenstern und die Baukultur nach 1945, Wien Museum/Verlag Anton Pustet, 2005.

12 Brief Ponzens an Boltenstern vom 13. November 1934, Archiv Erich Boltenstern, Wien.

13 Briefwechsel Ponzen-Boltenstern sowie diverse Stellungnahmen der Kahlenberg AG, der ZV und der Ingenieurkammer, Archiv Erich Boltenstern, Wien. Der für Ponzens Zurückdrängung verantwortliche Vorsitzende der Kahlenberg AG, Rudolf Neumayer, stieg 1938 nach der Entlassung Norbert Liebermanns zum Generaldirektor der Wiener Städtischen Versicherung auf.

14 profil 1934, S. 114f.

15 Für Recherchen zu diesem Projekt danke ich Maroš Semančík vom Museum Kežmarok.

16 s. IKG a/VIE/IKG/I-III/LG/Wien 9/Faszikel 7.

17 Lurje war in Wien für die Keramikfirma Brüder Schwadron tätig. In Berlin realisierte er 1924 die Ausstattung des Messehauses „Haus am Tiergarten“ in der Bellevuestraße sowie 1928 Intarsien in der Bibliothek von Heinrich Straumers Haus Otto Stolberg in Charlottenburg. Weiter entstanden unter anderem ein intarsierter Pfeiler im Teeraum von Emil Fahrenkamps Hotel Vier Jahreszeiten in Hamburg und Wandbilder für die Düsseldorfer „Rheinterrassen“ (beide 1926) sowie 1927 Wandbilder und Plastiken im Hotel Duisburger Hof in Duisburg (Architekten Pfeifer und Grossmann), außerdem 1930-31 die Gemeindewohnhausanlage Wien 15, Loeschenkohlgrasse 35-37/Pilgeringasse 4-6.

18 s. MAK-Kunstblättersammlung.

19 s. Weihsmann, In Wien erbaut.

20 zu Ponzen s. auch: Iris Meder, Offene Welten – die Wiener Schule im Einfamilienhausbau 1910-1938. Dissertation Universität Stuttgart 2001, elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2005/2094/(Buchpublikation in Vorbereitung).



### **Geschätzte jüdische Gemeinde! Sehr geehrte Damen und Herren!**

Als Bürgermeister der Landeshauptstadt Graz möchte ich Ihnen und Ihren Familien anlässlich des Neujahrsfestes die besten Wünsche übermitteln. Mögen die kommenden Monate für Sie Frieden, Freude und Zufriedenheit bringen.

Alles Gute!

**Ihr Siegfried Nagl**

לשנה טובה תכתבו



**PFLANZT BÄUME  
IM HEILIGEN LAND!**

***KKL macht Israel grün.***

**keren kayemeth leisrael  
1010 Wien Opernring 4/II./7.  
T.: 513 86 11, Fax: 513 86 119  
e-Mail: kkl@chello.at**

### **Hotel CRISTALL \*\*\***

1020 Wien,  
Franzensbrückenstraße 9.  
Telefon: 216 81 42, 216 81 43  
Fax: 216 02 67  
e-mail: hotel.cristall@chello.at  
und

### **Hotel CONGRESS\*\*\***

1040 Wien,  
Wiedner Gürtel 34.  
Telefon: 505 55 06  
Fax: 505 23 40  
e-mail: hotel.congress@chello.at  
und

### **Hotel ATTACHE\*\*\*\***

1040 Wien,  
Wiedner Hauptstraße 71.  
Telefon: 505 18 18  
Fax: 505 18 18-33  
e-mail: attache@aon.at

Frau Estera Rosenberg und  
Familie Erwin Rosenberg  
*wünschen allen Bekannten,  
Kunden und Freunden  
ein schönes neues Jahr!*



lösen. Das alte Kahlenberg-Hotel war das letzte Überbleibsel eines Erschließungskonzepts aus der Zeit der Wiener Weltausstellung von 1873. Ein Trakt des teilweise verfallenen Baus wurde als Hotel weitergeführt – unter primitivsten Umständen, da der Kahlenberg weder an das Stromnetz noch an die Wasserversorgung angeschlossen war. Abriss und Neubau schienen unvermeidlich. Eine „moderne Akropolis für Wien“<sup>10</sup> sah der Architekturpublizist Max Ermers daher bereits entstehen, als schließlich die mehrheitlich im Eigentum der Stadt Wien befindliche Kahlenberg AG einen Wettbewerb unter Wiener Architekten ausschrieb.

Ponzen arbeitete Anfang 1933 in seinem Büro in Wien 9, Seegasse 16 zunächst allein am Kahlenberg-Projekt, zog dann aber den mit einer besseren Büro-Infrastruktur ausgestatteten, aber ebenso wenig ausgelasteten früheren Strnad-Assistenten Erich Boltenstern hinzu, den er spätestens beim „wachsenden Haus“, wo beider Projekte prämiert wurden, kennen gelernt haben dürfte. Ihr kompromisslos modernes Kahlenberg-Projekt, an dem Ponzen den überwiegenden Anteil hatte, verzichtete auf jede Monumentalität und schmiegte sich mit seinem flachen Baukörper und der von den bestehenden Mauern des Altbaus vorgegebenen abgeknickten Grundriss an den Hangverlauf. Die Talseite des Restauranttrakts prägte eine lange Reihe großer Schiebefenster. Von der schlichten Seitenwand der denkmalgeschützten Josefskirche war dank des flachen Walmdachs mehr zu sehen als zuvor. Die 148 eingereichten Entwürfe wurden im Messepalast ausgestellt. Der Jury gehörten u. a. Clemens Holzmeister, Oskar Strnad und Max Fellerer an. Von 15 prämierten Projekten wurden sechs mit einer detaillierteren Ausarbeitung beauftragt. Zwei erste Preise gingen schließlich ex aequo an die Teams Carl Witzmann/Otto Niedermoser und Ponzen/Boltenstern.<sup>11</sup>

Die Realisierung des Projektes, das neben einem Restaurant für Tausende Besucher unter anderem ein Wettkampfbad, Tennisplätze, eine Skisprung-schanze und ein Freilichttheater vorsah, musste jedoch aus Geldmangel auf unbestimmte Zeit verschoben werden. „148 Entwürfe und eine tote Idee“, titelte Paul A. Rares im „Wiener Tag“ vom 18. Juli 1933 nicht zu Unrecht. Im Oktober 1934 initiierte schließlich der neue Wiener Bürgermeister Richard Schmitz eine Durchführung des Projekts in stark reduzierter Form. Die politischen Verhältnisse hatten sich nach der Auflösung des Wiener Gemeinderates im Anschluss an die Februarkämpfe bereits spürbar verschärft, der klerikale und zunehmend offen antisemitische Ständestaat war endgültig auch auf kommunaler Ebene installiert. Als Boltenstern allein mit der Ausführungsplanung betraut werden sollte, waren es beiden klar, dass Ponzen aus dem Projekt gedrängt werden sollte, weil er Jude war. Nachdem Boltenstern vergebens versucht hatte, eine Mitwirkung Ponzens bei der Kahlenberg AG durchzuset-

zen, beschlossen beide, um das Projekt nicht zu Fall zu bringen, dass Ponzen bei anteiliger Bezahlung inoffiziell gleichberechtigt mitarbeiten sollte.

Für die Ausführung stand nur mehr ein Ausflugsrestaurant zur Debatte, das, in Zeiten verheerender Arbeitslosigkeit, Platz für 4.500 Gäste, darunter auch Picknickplätze für selbstversorgende Wanderer, und eine große Aussichtsterrasse ohne Konsumationszwang bieten sollte. Ponzen und Boltenstern arbeiteten gemeinsam ein weiteres Vorprojekt aus. Die elegante Fensterband-Fassade wurde jedoch vom Stadtrat als „zu nüchtern“ klassifiziert und eine weitere Überarbeitung gefordert. Bei der Kahlenberg AG galt Ponzens Mitarbeit trotz Boltensterns Wunsch, weiter mit ihm zusammenzuarbeiten, als unerwünscht. Ponzen bestand schließlich lediglich auf namentlicher Nennung auch seiner Person bei künftigen Publikationen des Projekts in Fachzeitschriften. Während sich Boltenstern mit Ponzen solidarisch zeigte, verweigerte die Kahlenberg AG auch hierzu ihre Zustimmung. Ponzen, der sich als jüdischer Architekt zutiefst gekränkt sah, zog daraufhin für seine Person das Projekt zurück und forderte dazu auch Boltenstern auf:

*„Ich bitte Sie, Herr Kollege, diesen schweren Schritt zu verstehen. Ich habe mich als Mensch und schaffender Architekt gedemütigt, ich habe einen gewaltigen Prestigeverlust auf mich genommen, der in der einseitigen Betrauung an Sie für mich liegt und glaube ein Äquivalent für die ideellen Schäden dadurch zu finden, wenn ich mir die Möglichkeit offen lasse, späterhin durch Hinweis auf Veröffentlichungen bei Existenzschwierigkeiten auf diese Arbeit hinweisen zu können. Ich wünsche Ihnen – und es wird Ihnen sicherlich gelingen – ein neues Projekt zu verfassen und dieses zur Zufriedenheit Ihrer Auftraggeber durchzuführen.“<sup>12</sup>*

Boltenstern folgte Ponzens Wunsch, zog das Projekt zurück und bot der Kahlenberg AG an, kostenfrei eine Neuplanung zu erarbeiten.

Die Kahlenberg AG schrieb daraufhin Anfang 1935 einen neuerlichen engeren Wettbewerb aus, diesmal zwischen Boltenstern und dem 1933 zweitgeordneten Oswald Haerdtl. Gemäß den Wünschen des Stadtrates hatte Boltensterns neues Projekt keine durchgehende Fensterfront mehr, Schiebefenster und Vollverglasung wechselten mit Fenstertüren ab. Ponzen hatte sich aus dem Projekt völlig zurückgezogen. Das Kahlenberg-Restaurant wurde wenige Wochen nach dem Prestigeprojekt Höhenstraße am 22. Dezember 1935 eröffnet. Mit seiner von Strnad hergeleiteten zeitgemäß schlichten Formensprache verstand es Boltenstern, abstrahierte Barock-Anklänge herzustellen, die dem konservativen Wiener Publikum die Sicherheit einer verständlichen Semantik bei gleichzeitiger Modernität gaben.

Das Verhältnis zwischen Boltenstern und Ponzen kühlte durch die Affäre stark ab. Trotz der vermittelnden Bemühungen des mit beiden befreundeten Max Fellerer lehnte Ponzen im Gegensatz zu Bol-



## Von Wien nach Shanghai: Der Architekt Leopold Ponzen

 Iris MEDER

Leopold Ponzen wurde am 12. 12. 1892 in Wien geboren. Seine Eltern Ludwig Ponzen, Kaufmann aus dem südmährischen Nikolsburg (Mikulov), und Berta Brandl hatten im Jahr 1886 geheiratet. Nach der Matura studierte Leopold Ponzen, ab 1914 durch den Kriegsdienst unterbrochen, Architektur. Wie fast alle jüdischen Architekturstudenten besuchte er die von Carl König geleitete Technische Hochschule; die Meisterklasse Otto Wagners an der Kunstakademie wurde wegen des dort herrschenden antisemitischen Klimas von jüdischen Studenten gemieden. An der TH freundete sich Ponzen unter anderem mit dem gleichaltrigen Felix Augenfeld an.<sup>1</sup> Unter den einige Jahre älteren TH-Absolventen Oskar Strnad, Josef Frank und Oskar Wlach hatte sich in den Jahren von Ponzens und Augenfelds Studium eine Adolf Loos nahestehende neue Architekturauffassung vor allem im Wohnbau entwickelt, die sich von der Wagner-Schule und der Wiener Werkstätte mit ihrem „Garniturdenken“ nachdrücklich absetzte. Mit ihren

Mitstreitern und den meisten Nachfolgern gemeinsam war Frank, Strnad und Wlach die Herkunft aus dem assimilierten jüdischen Bürgertum. Ihre Eltern waren wie die Ponzens aus den Kronländern nach Wien zugewandert.

Bereits 1913 veröffentlichte die „Wiener Bauindustrie-Zeitung“ einige Reiseskizzen Ponzens. Nachdem er die zweite Staatsprüfung 1918 mit Auszeichnung bestanden hatte, wurde Ponzen 1919 Mitglied des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines, 1921 außerordentliches Mitglied der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs und war außerdem Mitglied des Österreichischen Werkbunds. 1925 arbeitete er als Projektleiter im Büro von Oskar Strnad, der mit seinem Projekt „Wasser und Sonne“ ex aequo mit Clemens Holzmeister den

geladenen Wettbewerb zu einem großzügigen Kurzentrum im oberösterreichischen Bad Schallerbach gewonnen hatte.<sup>2</sup> Mit der Ausführungsplanung wurden Strnad und Holzmeister gemeinsam beauftragt. Zusammen arbeiteten sie ein neues Projekt mit dem Motto „Rund“ aus. Holzmeisters Projektleiter war der ebenfalls an der TH ausgebildete Max Fellerer, der sich in einem Brief an seinen Freund Milan Dubrovic an seine Tage als Student und junger Architekt erinnert:



Feier zu Josef Franks 50. Geburtstag in Wien-Speising hintere Reihe: Leopold Ponzen 5. v. l. mit Fliege und Schnurrbart, 4. v. r. Felix Augenfeld, ganz rechts Karl Hofmann; Josef Frank in der vorderen Reihe sitzend (Bezirksmuseum Wieden, Wien)

„Dieses Studium, bei dem mir ein einziger Lehrer, der Jude König, imponierte, war meine selbstbewußteste Zeit. [1925] tauchte Holzmeister in Wien auf und wollte mich für Wien als Kompagnon haben. Ich lehnte ab, nach Anhörung seines ersten in Wien gehaltenen Vortrages, denn was er brachte war schauerlich. So rächt sich der schwächliche Sauberkeitssinn, die mimosenhafte Skrupelhaftigkeit. Ich ging für 1 ½ Jahre als sein Vertreter in das Wiener Baubüro der Schwefelbad Schallerbach AG, wo ich mit dem Vertreter Strnad's, dem Architekten Leopold Ponzen, innigste Freundschaft schloß.“<sup>3</sup>

Der Entwurf von Holzmeister und Strnad wurde wegen zu hoher Kosten letztlich nicht ausgeführt, das Kurbad erst 1931-37 nach Entwürfen des Wagner-Schülers Mauriz Balzarek gebaut. Ponzen machte sich selbständig und konnte als Sieger eines 1926 ausgeschriebenen Wettbewerbs 1928 das jüdische Kriegerdenkmal am Wiener Zentralfriedhof (Tor I, Gruppe 76B) realisieren, einen eleganten Oktogonalbau in hellem Konglomeratstein mit einem Kranz aus gesetzestafel-artigen Zinnen.<sup>4</sup> Ponzens Büro in der Müllnergasse 5 im 9. Bezirk<sup>5</sup> war jedoch alles andere als ausgelastet. Weitere Aufträge blieben aus. Anders als andere außerhalb der Gemeindebautätigkeit wenig beschäftigte Wiener Architekten befasste sich Ponzen nicht mit Möbelentwürfen und



## Die Konferenz bei Jiddischen Schriftstellern aus Galizien und der Bukowina

Interessant ist, dass die „Jüdische Sprachkonferenz“ in der Zwischenkriegszeit bei den Schriftstellern kaum eine Rolle für ihr dichterisches Selbstverständnis zu spielen scheint: Zum Beispiel findet sich in keiner einzigen Nummer der wichtigen Wiener jiddischen Kulturzeitschrift „Kritik“ (1920/21), in der durchwegs interessante jiddischistische Positionen vertreten wurden (Mosche Silburg, Melech Rawitsch, Mosche Gross), auch nur eine Erwähnung oder Anspielung auf die Czernowitzer Konferenz. – Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde „Czernowitz“ im Zusammenhang mit dem „dichterischen Selbstverständnis“ intensiver zum Thema gemacht.

Im zweiten Band seiner 1964 erschienenen Autobiographie schildert Melech Rawitsch (1893-1976), wie seine Entscheidung für das Jiddische als ausschließlicher Sprache seiner schriftstellerischen Tätigkeit von „Czernowitz“ mitbestimmt worden sei, obwohl er als junger Mann – zum Zeitpunkt dieser Entscheidung – eigentlich Deutsch und Polnisch im Vergleich zum Jiddischen viel besser beherrschte. Durch Czernowitz, könnte man sagen, wurde Jiddisch eine *bewusste Wahl*, wohingegen vorher zum einen ökonomische Gründe, zum anderen Erreichbarkeit der Massen (in der Haskala) für die Wahl ausschlaggebend waren: Die „Wahl des Jiddischen“ könnte man beispielsweise im Zusammenhang mit Uri Zvi Grinbergs Gedichtzyklus „Mefisto“ (1922) so deuten:

*„[...] das Jiddische wendet sich hier [...] gegen die durch das Deutsche und das Hebräische repräsentierten Kulturen [...], gegen das anhand des jüdischen Gottes vorgestellte Prinzip der Unterscheidung in der Begrenzung, welches Einheit (Identität), darüber hinaus aber keine Vielheit erlaubt, und zugleich gegen das mit Mephisto vorgestellte Prinzip der Gleichheit, welches unbegrenzte Verwandlung, d.h. Vielheit, aber keine Einheit (Identität) zulässt. Das Jiddische soll eine Alternative zu diesen beiden Kulturkategorien vorstellen.“*

Die „Idee des Jiddischen“ erweise sich „als Idee von Vielheit in der Einheit.“<sup>6</sup>

Diese „Idee des Jiddischen“ ist wahrscheinlich der innerste Kern des Jiddischismus.

Nun erfolgte die Entscheidung für Jiddische aus verschiedenen – von nationalistischen hin zu „anationalen“– jiddischistisch-„ideologischen“ Gründen, was sich mit Rawitsch, dessen rund 30 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg geschriebenen Zeilen von Ironie und Wehmut durchtränkt sind, so zusammenfassen lässt:

*„Der gesamte Osten Europas badet sich in Flammen des Sonnenaufgangs. Die jiddische Literatur wird die Literatur des ganzen jüdischen Volkes. Die jiddische Sprache – die Sprache aller jüdischen Zeiten. Gar bald werde es in Polen nationale jüdische Kultur-Autonomie geben, und [...] die Welt ein junger Garten Eden sein.“*

Ganz deutlich äußerte sich der in Czernowitz so-

zialisierte Yekhiel (Ikhil) Shraybman (1913-2005), er fühle sich durch „Czernowitz“ sozusagen „geboren“:

*„Ich wurde fünf Jahre nach der Czernowitzer Sprachkonferenz geboren. Mein Vater war ein einfacher heimatverbundener Mann. Unser Haus war kein literarisches. Aber seit ich denken kann, erinnere ich mich an die drei Wörter ‚Czernowitzer Sprach-Konferenz‘. Ich hatte ständig das Gefühl, im Jahr der Czernowitzer Sprachkonferenz geboren worden zu sein. Mehr noch: Ich dachte später oft, die Czernowitzer Sprachkonferenz habe mich geboren. [...] Die Czernowitzer Sprachkonferenz wurde in Czernowitz gehalten, um [...] das Ansehen der ganzen jiddischen Literatur zu heben, die schon damals in aller Welt zu schaffen begonnen wurde. Die Czernowitzer Sprachkonferenz gebar Dutzende große jiddische Schriftsteller in Russland und Amerika, die es verdienen auf der Leiter, die Weltliteratur heißt, nicht bloß auf der untersten Sprosse zu stehen.“*

Auch der Dichter Itzik Manger stellt sich (biografisch) in den Kontext der Konferenz:

*„1908, ich war gerade sieben Jahre alt und ein barfüßiger Herumtreiber in den Straßen von Czernowitz, fand in meiner Geburtsstadt die ‚Czernowitzer Sprachkonferenz‘ statt, auf der man die jiddische Volkssprache zu einer der beiden Nationalsprachen des jüdischen Volkes kürte. Es war ein erhabener Moment im Leben eines Volkes, seiner Sprache und seiner Literatur. [...] Ein Volk, zwei Sprachen ... Zwei Sprachen, eine Literatur. Die jiddische Sprache wurde ein wichtiger nationaler und sozialer Faktor. In Jiddisch erwachte das nationale und soziale Gewissen. In diesem Sinne lässt sich die Funktion des Jiddischen mit der Funktion des alttestamentarischen Hebräisch vergleichen.“*

Der heute noch in Czernowitz lebende Schriftsteller Josef Burg (geb. 1912) erwähnt in Aufsätzen und Erzählungen immer wieder die Czernowitzer „Jüdische Sprachkonferenz“ von 1908 und gibt sie als eines der Motive für sein beharrliches literarisches Schaffen in Jiddisch an, obgleich er – speziell in der Ukraine – nicht nur „der nunmehr letzte jiddische Schriftsteller“ ist, sondern dort auch kaum mehr Leser hat. Dass er dabei die Konferenz stets auf die gleiche Weise unrichtig darstellt, hat einerseits mit poetologischen Gründen, andererseits mit dem Wissen zu tun, dass bei „Czernowitz“ sowieso der „Mythos“ mehr zählt als der historisch-faktische Hintergrund.

So lässt er die Konferenz ständig im Jüdischen Haus spielen und legt Perez (1852-1915) damals nicht ganz so geäußerte Worte in den Mund:

*„Jiddisch*

*Ich habe die Überschrift hingeschrieben, und als hätte ich irgendeinen geheimnisvollen Spruch über die Lippen gebracht, tauchte, wie aus dem Boden gewachsen, vor meinen Augen das große, vierstöckige Haus mit den Resten altfränkischer Ornamente und Zierate auf, das Haus, wo sich im Verlauf von Dutzenden Jahren alle Ströme des einstigen jüdischen Lebens widergespiegelt haben und wo am Anfang unseres Jahrhunderts die berühmte jiddische Sprachkonferenz stattgefunden hat.*



# Hundert Jahre Czernowitzer „Jüdische Sprachkonferenz“ 1908

## Die Konferenz und ihre Wirkung



Armin EIDHERR

Vom 30. August bis zum 3. September 1908 wurde in Czernowitz die mythenumrankte „Jüdische Sprachkonferenz“ abgehalten. Dabei ging es darum, welche Sprache DIE nationale Sprache des jüdischen Volkes sein sollte: Jiddisch oder Hebräisch standen oben an.

100 Jahre danach ist es an der Zeit, sie und ihre Wirkung zu würdigen. Wer sich mit der jiddischen Kultur beschäftigt, wird sehr bald auch auf die Konferenz von Czernowitz stoßen.

### Die Haupttagesordnungspunkte der Czernowitzer Sprachkonferenz von 1908

Egal, was man über die Czernowitzer Sprachkonferenz und ihre Wirkung sagen möchte, man sollte zuerst zur Konferenz selbst zurückgehen und sich besonders ihre Inhalte ansehen. Man mag sie, was das Organisatorische, die Ergebnisse, die Resolutionen und ähnliches betrifft, als gescheitert sehen und man kann sie für überschätzt halten, wie das nicht nur von vielen Zeitgenossen der Konferenz, sondern auch gegenwärtig bisweilen gesehen wird: In seiner umfangreichen, 445 Seiten umfassenden Monographie über den großen, in Czernowitz geborenen jiddischen Dichter Itzik Manger (1901-1961) erwähnt Alexander Spiegelblatt (geb. 1927) die Czernowitzer „Jüdische Sprachkonferenz“ nur zwei Mal nebenbei, wo es heißt:

*„Die Debatten im Zusammenhang mit der jüdischen nationalen Sprache, wie sie während der Czernowitzer Konferenz von 1908 geführt wurden, waren im Wesentlichen ein Resultat der ‚bundistischen‘ Ideologie.“*

Das entspricht nicht ganz den Tatsachen, denn die Debatten resultierten aus der Konfrontation verschiedener Ideen – etwa aus diaspora-nationalen und arbeiterzionistischen.

Nun lässt sich vor allem anführen, dass – neben anderen Schwachpunkten wie dem Nicht-Zustandekommen einer sich um die Realisierung der Ideen von „Czernowitz“ kümmernden Organisation – vor allem die nach fünf Tagen zustande gekommene Resolution nicht außerordentlich war:

*„Die erste Konferenz für die jüdische Sprache erkennt Jiddisch als eine nationale Sprache des jüdischen Volkes an und fordert ihre politische, kulturelle und gesellschaftliche Gleichberechtigung.“*

Heute aber besteht kaum mehr Uneinigkeit über ihre starke, lang anhaltende Wirkung. Immerhin ist der Status des Jiddischen, ohne politische Anerken-

nung zu haben, als hervorragende Kultursprache weitgehend unbestritten, obwohl auch schon 1908 im Einladungsbrief zur Sprachkonferenz bemerkt wurde:

*„Tatsächlich, die alte Scham bezüglich des Jiddischen hat angefangen schwächer zu werden. [...] Immer mehr versteht man, dass sich in ihr die jüdische Seele widerspiegelt, und man beginnt ihren Wert für den Fortbestand unseres Volkes zu begreifen.“*

Das primäre Motiv, die Konferenz zu veranstalten könnte man, als diaspora-nationalistisch definieren, wengleich man es mit verschiedenen Konzepten zu tun hat – wie etwa jenen von Khayim Zhitlovski (1865-1943) und Nathan Birnbaum (1864-1937), die zusammen den Plan zur Konferenz gefasst und ihn realisiert hatten:

*„Anfang des 20. Jahrhunderts agitierte eine ganze Reihe angesehener jüdischer Schriftsteller, wie Dr. Khayim Zhitlovski, Nathan Birnbaum, Abraham Reisen und andere für die jiddische Sprache, in welcher sie eines der Hauptfundamente der nationalen jüdischen Kultur sahen. 1908 wurde in Czernowitz eine ‚Jüdische Sprachkonferenz‘ einberufen, um Fragen zu behandeln, die mit der jiddischen Grammatik, Orthographie und mit jiddischer Lexikographie verbunden sind.“*

Betrachtet man die kompletten Tagungspunkte der Konferenz, dann ist die Bedeutung für die konkrete Sprach- und Kulturentwicklung des Jiddischen evident:

*„1. die jiddische Orthographie, 2. Grammatik, 3. fremde und neue Wörter, 4. Wörterbuch, - zwischen 4. und 5. ist nachträglich eingefügt: Übersetzung der Bibel auf Jiddisch -, 5. Jugend und Sprache, 6. Presse, 7. Theater, 8. ökonomische Lage der jiddischen Schriftsteller, 9. ökonomische Lage der jiddischen Schauspieler, 10. die Anerkennung der jiddischen Sprache.“*

Man erkennt neben der Wertschätzung der Sprache und der Sorge um die Gewährleistung der Stabilität der sie festigenden Kulturinstanzen auch die Notwendigkeit der Verbesserungen nicht nur in sprachlicher und kultureller, sondern auch in politischer Hinsicht. Birnbaum wollte gerade in Österreich die in der Resolution geforderte „politische, kulturelle und gesellschaftliche Gleichberechtigung“:

*„In Österreich-Ungarn war es verboten bei der Durchführung von Volkszählungen Jiddisch in der Rubrik der Sprache anzugeben. Aber 1910 gab es bereits in Galizien und der Bukowina eine große Volksbewegung für die Anerkennung der jiddischen Sprache.“*<sup>2</sup>



## Ein Meister der Neuen Sachlichkeit Christian Schad-Ausstellung in Wien



Josef KERN

Ab 26. September 2008 wird im Leopold-Museum Wien eine umfangreiche Retrospektive an Christian Schad (1894 – 1982, Hauptmeister der „Neuen Sachlichkeit“ und Schöpfer von drastischen Bildern sowie abstrakten Fotogrammen), erinnern (bis 6. Januar 2009), der bis zur Isolation während des „Dritten Reiches“ mit zahlreichen Vertretern des kulturellen Lebens gut bekannt war und nach dem Zweiten Weltkrieg als Realist in Vergessenheit geriet. Zu seinem Freundes- und Bekanntenkreis zählten der Pazifist Leonhard Frank, der Dadaist Hugo Ball, der in Auschwitz ermordete polnische Maler Marcel Slodki, die Schriftsteller Walther Serener und Max Hermann-Neisse, der Bildhauer Alexander Archipenko, der Surrealist und Résistance-Kämpfer Samuel Rosenstock (besser bekannt als Tristan Tzara) sowie der „rasende Reporter“ Egon Erwin Kisch. 1927 malte er ein Porträt der Wiener Kunsthändlerin und Eigentümerin der im April 1938 „arisierten“ Galerie Würthle, Lea Bondi-Jaray. Es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, dass diese Ausstellung in einem Museum stattfindet, dessen Hausherr über eine Reihe von Kunstwerken aus dem in der NS-Zeit enteigneten Besitz jüdischer Sammler, auch von Lea Bondi-Jaray, verfügt. Den Gynäkologen Dr. Haustein, der nach der Machtübernahme der Nazis mit Zyankali seinem Leben ein Ende setzte, porträtierte Schad 1928 mit einer gespenstisch wirkenden Schattenfigur im Hintergrund, die das kommende Unheil anzukündigen scheint. Gut bekannt war Schad auch mit dem kommunistischen Maler Georg Schrimpf, dem die Nationalsozialisten Malverbot erteilten.

So darf es kaum verwundern, wenn Schad in der Zeit des „Dritten Reiches“ in Ermangelung eines Großteils seiner Auftraggeber und Sammler sein künstlerisches Schaffen zurückstellte und 1935 einen Brotberuf als Leiter eines niederländischen Bierdepots in Berlin übernahm. Aufträge, etwa für Bildnisse der Schauspielerinnen Luise Ulrich und Kristina Söderbaum (der „Reichswasserleiche“) waren selten.

Schad stammte aus gutbürgerlichem Elternhause. Zunächst studierte er an der Akademie München, brach aber 1914 nach wenigen Semestern ab, weil er sich „nicht prüfen lassen wollte.“ Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges simulierte er einen Herzfehler und floh 1915 in die neutrale Schweiz,

nach Zürich. Dort schloss er sich der Dada-Bewegung an; er veröffentlichte Holzschnitte in avantgardistischen Zeitschriften und eine Grafikmappe. Ende 1916 zog er nach Genf, wo er in einer Irrenanstalt Studien fertigte. 1919 führten ihn Experimente zu dem später nach ihm benannten Fotogramm, der „Schadographie“, einem auf lichtempfindlichen Platten erzeugten Konturbild. Zudem arbeitete er an Holzreliefs, kubistisch geprägten Ölbildern und Holzschnitten.

1920 kehrte Christian Schad nach München zurück und löste sich vom Dadaismus. Er zog nach Italien, um sich dem Studium der Renaissance-Meister zu widmen, das ihm den Durchbruch zum Realismus brachte. 1923 heiratete er eine Römerin und zog nach Neapel. 1925 finden wir ihn in Rom, um ein Porträt von Papst Pius XI. zu malen. Im gleichen Jahr erfolgte der Umzug nach Wien, wo Schads Atelier zum Treffpunkt eines Kreises von Intellektuellen, Künstlern und Aristokraten wurde.

Schads Porträts jener Zeit werden der „Neuen Sachlichkeit“ zugerechnet, einer veristischen Ausdrucksform, die auch als Gegenbewegung zur abstrakten und gegenstandslosen Kunst gesehen werden muss. Der Künstler malte Frauen, die für den neuen selbstbewussten Frauentyp mit Bubikopf und Zigarette stehen; er porträtierte den tätowierten Egon Erwin Kisch sowie Agosta, den missgestalteten „Flügelmenschen“ und dessen „schwarze Taube“ Rasha, die als Artisten auf einem Jahrmarkt arbeiteten. Er malte und zeichnete Transvestiten, Lesben und Schwule. Im Münchner Lenbachhaus hängt mittlerweile Schads unterkühlte Darstellung einer Operation. Als Hauptwerk gilt das 1927 entstandene „Selbstporträt mit Modell“ (Privatbesitz), das heute zu den bekanntesten und am häufigsten reproduzierten Werken des Künstlers und der Neuen Sachlichkeit allgemein zählt. Schonungslos setzt sich Schad dem eigenen Blick aus, als „Maler mit dem Skalpell“, der seine Modelle und sich selbst mit kühler Distanz seziert. Seit 1928 lebte der Künstler in Berlin, Reisen führten ihn nach Paris und in die Bretagne. 1931 erkrank seine erste Frau Marcella bei einem Badeunfall, und Schad begann, sich mit fernöstlicher Philosophie zu befassen. Als 1936 seine „Schadographien“ als Leihgaben Tristan Tzaras im Museum of Modern Art in New York gezeigt wurden, geschah dies ohne Wissen des Künstlers. Schads Meisterwerke befinden sich heute in Muse-



Der Bezirksvorsteher  
von Floridsdorf

**ING. HEINZ LEHNER**

wünscht allen  
jüdischen BürgerInnen  
zu Rosch-Ha-Schana  
alles Gute!

**N. Lanciano**  
**Batterie-Großhandel**

**Familie Lanchiano**  
wünscht allen Kunden,  
Freunden und Bekannten  
ein gutes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Die MitarbeiterInnen des  
Institutes für Geschichte  
der Juden in Österreich  
wünschen allen LeserInnen  
des DAVID

ein friedliches neues Jahr 5769!

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://www.injoest.ac.at/>

Ein schönes neues Jahr  
wünschen der

**NÖAAB**

**Niederösterreichischer  
Arbeiter- und Angestelltenbund**

der Landesobmann  
II.Präs.d.NR Dr. Michael SPINDELEGGER  
und der Landesgeschäftsführer  
Bundesrat Walter MAYR



**AGRIFEED HANDELS GmbH**

Salztorgasse 2/7a A-1010 Wien

Tel.: 01/214 75 97

Fax: 01/214 63 64

[agrifeed@agrifeed.com](mailto:agrifeed@agrifeed.com)

und Familie Gerendas

wünschen allen Freunden

und Kunden *ein schönes neues Jahr!*

**Hotel Stefanie**

Kategorie \*\*\*\*, First Class  
1020 Wien, Taborstraße 12,  
Telefon: 211 50-0 Fax: 211 50-160  
e-Mail: [stefanie@schick-hotels.com](mailto:stefanie@schick-hotels.com)  
Internet: [www.schick-hotels.com](http://www.schick-hotels.com)

122 Zimmer mit Bad/WC, Kabel-TV,  
Telefon, Radio, Minibar, Haarfön,  
Klimaanlage, Internetzugang,  
Restaurant, Veranstaltungsräume,  
Hofgarten, Bar, Garage im Haus.

Wir reservieren Ihnen gerne auf  
Wunsch auch ein koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden  
und Gästen ein friedliches Neujahrsfest!**



★★★★

**HOTEL  
STEFANIE  
WIEN**

**ISRAELITISCHE  
KULTUSGEMEINDE  
SALZBURG**

wünscht allen Mitgliedern  
und Freunden  
ein friedliches Neujahrsfest

**ISRAELITISCHE  
KULTUSGEMEINDE  
LINZ**

wünscht allen Mitgliedern  
und Freunden  
ein schönes Neujahrsfest



**Die ÖVP Alsergrund  
und Landtagsabgeordneter  
GR Dr. Wolfgang ULM**

1090 Wien, Wasagasse 23/2,

Tel: 01/317 66 83

[oevp9@oevp-wien.at](mailto:oevp9@oevp-wien.at), [www.alserground.oevp.at](http://www.alserground.oevp.at)

wünschen allen Lesern des DAVID  
ein schönes neues Jahr

**Keller & Co**  
Wirtschaftstreuhan-  
dges.m.b.H.  
Buchengasse 174  
A-1100 Wien  
Tel.:01/6037264

wünscht allen Lese-  
rinnen und Lesern des  
DAVID  
und der jüdischen Ge-  
meinde in Österreich ein  
schönes neues Jahr!

*Die Bezirksvorsteherin  
von Favoriten*

**HERMINE  
MOSPOINTNER**

wünscht ein schönes  
Neujahrsfest!

**Dr. Robert Brande**  
und Familie

wünschen allen Freunden  
und Bekannten ein  
glückliches Neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Familie Primarius  
**Univ.-Doz. DDr. Pierre  
HOPMEIER**

wünscht allen Freunden  
und Bekannten ein  
schönes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**Photostudio Wiedemann L. Staffen KG**

Erdbergstr 80

1030 Wien

Tel & Fax: 01/713 95 73

Mobil: 0650/713 95 73, 0650/713 95 74

[photostudio.wiedemann@chello.at](mailto:photostudio.wiedemann@chello.at)

[www.fotowiedemann.at](http://www.fotowiedemann.at)

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID ein  
schönes neue Jahr!

**Cathy, Harri, Clara, &  
Arthur Heller**

wünschen allen Freunden und  
Bekanntem  
ein erfolgreiches  
gutes neues Jahr

לשנה טובה תכתבו

Michael und Dr. Elizabeth  
**FRIEDMANN**  
und Familie

wünschen allen ihren  
Freunden und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**Ivan und Sonja Roth**

wünschen allen  
Freunden und Verwandten  
ein schönes Neujahrsfest!

1010 Wien, Mahlerstraße 11

**Ing. Franz Mészáros**

wünscht allen Freunden  
und Bekannten  
ein friedvolles  
Neues Jahr!

**Alexander, Lena, Dana u.  
Benjamin Roth**

wünschen allen Freunden  
und Bekannten ein schönes  
neues Jahr!

**Univ.-Prof. Dr. Paul Haber**  
Facharzt für Innere Medizin  
und Familie

1170 Wien, Rötzerger, 41.

Tel.: 485 81 64

wünschen allen  
Freunden und Bekannten  
ein schönes Neujahrsfest!



Shul, wie die Synagoge nach ihrem Erbauer auch heißt, wurde 1926 konfisziert und diente anschließend als Klub für Künstler und als Puppentheater. Während der NS-Besetzung nutzte die Armee das ehemalige Gotteshaus als Stall für ihre Pferde. Die Verhandlungen über die Rückgabe der Synagoge an die jüdische Gemeinde der Stadt zogen sich über beinahe sechs Jahre hin, da sich die Besitzer des Puppentheaters weigerten, das Gebäude freizugeben. 1997 konnte schließlich mit der Renovierung des aufgrund der Zweckentfremdung stark beschädigten Gebäudes begonnen werden. Dank finanzieller Unterstützer privater Großspender wurde die Große Synagoge im Jahr 2000 in ihrer ursprünglichen Funktion wieder eingeweiht und ist seitdem wieder ein bedeutendes Zentrum jüdischen Lebens in der Hauptstadt der Ukraine.

Im Alltag sehen sich viele Juden mit einer Fülle an Vorurteilen konfrontiert. Ressentiments und Vorbehalte gehen vielfach auf die Sowjetzeit zurück, vor allem der Vorwurf, Juden hätten mit dem kommunistischen Regime kollaboriert und sich daran bereichert. Dennoch blickt vor allem die junge jüdische Generation mit viel Optimismus in die Zukunft. Sie glaubten an das Funktionieren der demokratischen Strukturen und hofften auf eine Annäherung an Europa, von der sie sich auch allgemein mehr Toleranz und Offenheit erwartet. ■

Literaturhinweise:

Matthias Messmer: Sowjetischer und postkommunistischer Antisemitismus. Entwicklungen in Russland, der Ukraine und Litauen, Konstanz 1997

European Commission against Racism and Intolerance (ECRI): Third Report on Ukraine (Juni 2007), CRI (2008)4

[http://www.coe.int/t/e/human\\_rights/ecri/](http://www.coe.int/t/e/human_rights/ecri/)

Ukraine- Analysen 41/08

<http://www.laender-analysen.de/ukraine/pdf/2008/UkraineAnalysen41.pdf>

Stephan Roth Institut: Country Reports 1997-2006

<http://www.tau.ac.il/Anti-Semitism/CR.htm>

*Dietrich Geyer:* Die Erfindung der Ukraine. Warum Kiew und das Land am Dnjepr zu Europa gehören, Die Zeit, 24/2000

[http://www.zeit.de/2000/24/Die\\_Erfindung\\_der\\_Ukraine](http://www.zeit.de/2000/24/Die_Erfindung_der_Ukraine)

1 Das gesamte Interview in englischer Sprache: Vladimir Matveyev „Ukrain's ‚Jewish city‘ has a Jewish Mayor“, The Federation of Jewish Communities of the CIS, (<http://www.fjc.ru/news/newsArticle.asp?AID=419872>)

2 Stephan Roth Institute: Annual Reports. Republic of Ukraine 2005/2006 (<http://www.tau.ac.il/Anti-Semitism/asw2006/ukraine.htm>)

3 zitiert nach: ADL (3. Nov 2006) „Ukraine University of Hate. A backgrounder on MAUP“ ([www.adl.org/main\\_Anti\\_Semitism\\_International/maup\\_ukraine.htm](http://www.adl.org/main_Anti_Semitism_International/maup_ukraine.htm))

LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden und Bekannten ein schönes und friedvolles neues Jahr!

Am Lugeck 1-2  
1010 Wien

Tel.: +43 1 513 83 18,

Fax: +43 1 513 83 18-10

[office@linnerth.com](mailto:office@linnerth.com), [www.linnerth.com](http://www.linnerth.com)



DAS ÖSTERREICHISCHE  
SCHWARZE KREUZ  
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE

*wünscht allen Lesern des DAVID  
ein gesundes, erfolgreiches und  
friedliches Jahr 5769.*

**Für das Präsidium:**

RA Dr. Heinrich SCHÖLL

**Präsident**

Dr. Heinz DERFLER

**Vizepräsident**

W. Hofrat Mag. Josef SCHANTL

**Generalsekretär**

W. HOFRAT i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

**Präsidiumsmitglied**

ERICH  
HOHENBERGER

*Bezirksvorsteher*

*Wien-Landstraße*

wünscht allen  
jüdischen Bürgerinnen und Bürgern  
ein erfolgreiches neues Jahr.



Roth Instituts über 600 judenfeindliche Artikel in Zeitungen gezählt (2006 auch in Zusammenhang mit den Parlamentswahlen)<sup>2</sup>. Verantwortlich dafür zeigte sich vor allem die Interregionale Akademie für Personalführung“, besser bekannt unter ihrer ukrainischen Abkürzung „MAUP“ – eine private Hochschule mit Niederlassungen in mehreren Städten des Landes. Gegenwärtig sind etwa 85% der antisemitischen Publikationen auf dieses Institut zurückzuführen. MAUP bringt zwei auflagestarke Magazine namens „Personal“ und „Personal Plus“ heraus, in denen seit einigen Jahren eine Reihe offen antisemitischen Beiträgen veröffentlicht wurde. Besonders die Artikel des MAUP Direktors Georgy Tschokin, der gleichzeitig an der Spitze der ultrarechten Ukrainischen Konservativen Partei steht, sind inhaltlich so fragwürdig wie provokant. In vielen Publikationen des Instituts wird zur Bekämpfung des Zionismus aufgerufen, der eine dem Nationalsozialismus gleichwertige Bedrohung darstelle. „Zionismus als größte Bedrohung der modernen Zivilisation“ war der Titel eines eintägigen Seminars. Als Gastredner wurde David Duke, ehemals führendes Mitglied des Ku Klux Klan, geladen. David Duke leitet im MAUP auch Kurse im Bereich Geschichte und internationale Beziehungen. Außerdem hat die Hochschule Verbindungen zu Antisemiten aus Russland, dem Westen und dem Mittleren Osten. Finanzielle Unterstützung erhält MAUP aus arabischen Ländern, zu denen die Hochschule sehr enge Kontakte pflegt.

Im Jahr 2004 wurde im Magazin Personal Plus ein offener Brief an Präsident Viktor Juschtschenko abgedruckt: Die Autoren appellierten für eine parlamentarische Untersuchung „der kriminellen Aktivitäten des organisierten Judentums in der Ukraine“. Der Brief trug die Unterschrift von mehr als hundert bekannten Persönlichkeiten aus den Bereichen Wissenschaft und Politik.

Die Aktivitäten von MAUP wurden von jüdischen Organisationen rund um die Welt wie auch von Menschenrechtsorganisationen vehement kritisiert und ein Vorgehen gefordert – bisher ohne großen Erfolg. Die ukrainische Regierung, allen voran Präsident Viktor Juschtschenko, verurteilten antisemitische Aussagen und Aktivitäten des Instituts wiederholt. Bei einer Gedenkveranstaltung im September 2006 versprach Viktor Juschtschenko gegen ethnischen und religiösen Hass in der Ukraine vorzugehen: „Wie alle Ukrainer weigere ich mich, die kleinste Manifestation von Xenophobie und Antisemitismus zu akzeptieren und zu tolerieren.“<sup>3</sup> Als erste entschlossene Reaktion der ukrainischen Politik kann die Schließung regionaler MAUP Zentren gesehen werden.

### **Die Suche nach den Wurzeln der ukrainischen Nation**

Seit die Ukraine 1991 ihre Unabhängigkeit erklärte, blickte man im Land auch intensiv auf die eigene

wechselvolle Vergangenheit zurück. Es gab Blütezeiten wie das Großreich „Kiewer Rus“, das als Wiege des heutigen ukrainischen Staates gilt. Über lange Zeit hinweg war das Gebiet der heutigen Ukraine aber Teil eines größeren Territoriums (Königreich Polen-Litauen, Sowjetunion) oder gar aufgeteilt auf verschiedene Reiche (Österreich, Polen, Russland). Ein eigener Nationalstaat war die Ukraine vor der Loslösung von der Sowjetunion nur für zwei relativ kurze Perioden im 17. Jahrhundert und nach der Russischen Revolution. In beiden Fällen scheiterte die Unabhängigkeit des Landes an den Interessen anderer Staaten wie Polen, Deutschland und vor allem Russland, wie auch an mangelnder Geschlossenheit der Bevölkerung.

Das Schicksal der Minderheiten im Land war stets eng mit der Geschichte des ukrainischen Volkes verbunden. Die im 9. Jahrhundert um Kiew errichtete „Kiewer Rus“, wie auch im 16. Jahrhundert die polnisch-litauische Herrschaft, bedeuteten für die jüdische Bevölkerung Zeiten der Freiheit und der kulturellen wie auch politischen Mitbestimmung. Aus jüdischer Sicht galt Kiew lange als das „Jerusalem des Ostens“. Im Königreich Polen-Litauen kam es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einer Welle jüdischer Emigration von Polen in die Ukraine, nach Wolhynien und Podolien, sodass nicht ganz die Hälfte der gesamten jüdischen Bevölkerung des Königreichs Polen in der Ukraine lebte. In dieser Zeit genossen die Juden weitgehende Autonomie. Es war ihnen erlaubt, Land zu besitzen wie auch Handel zu betreiben. Von Großgrundbesitzern wurden sie als Pächter der Güter eingesetzt. Die jüdischen Bewohner hatte damit eine wichtige Position innerhalb der Gesellschaft inne.

Von den „Ukrainern“ war erstmals in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Rede, als die ukrainische Sprache, eigene Sagen, Mythen und Lieder „entdeckt“ wurden. Es war der Beginn vom Traum eines eigenen Staates. Die Nationalbewegung, die sich nun entwickelte, konnte dieses Ziel allerdings nicht erreichen. Es war ausgerechnet Josef Stalin, der die kulturell in eine Ost- und Westukraine geteilte Bevölkerung erstmals vereinte. Das bedeutete aber auch das Ende einer eigenen Kultur: Die ukrainische Sprache war verboten, das Gebiet nur mehr eine der Provinzen der Sowjetunion. Als die Unterdrückung 1991 endete, trat ein neues Nationalbewusstsein umso stärker hervor. Die seitdem stattfindende Rückbesinnung auf Symbole und Identifikationsfiguren der nationalen Vergangenheit tragen zu einer kollektiven Identität bei. Auf der neu eingeführten Währung sind nationale Heldengestalten wie Bogdan Chmielnizki abgedruckt. Er führte den Kosakenaufstand von 1648 an, der zur Gründung des Kosaken-Hetmanats im Gebiet der heutigen Ukraine führte - eine Erinnerung, die für die jüdische Bevölkerung des Landes sehr schmerzlich ist. Die Kämpfe der Kosaken waren begleitet von Pogromen und der Zerstörung zahlreicher Synagogen, Schulen und Bibliotheken.



 Silvia PERFLER

Die Ukraine galt seit ihrer Unabhängigkeit 1991 lange Zeit als ein Staat mit einer toleranten multiethnischen Gesellschaft. Auch die Regierung hob das bei verschiedenen Gelegenheiten nicht ohne Stolz hervor. Im Gegensatz zu anderen postkommunistischen Staaten schien das Zusammenleben der verschiedenen Volksgruppen zu funktionieren. Allerdings trägt der Schein, denn es brodelte unter der scheinbar so friedlichen gesellschaftlichen Oberfläche. Seit den 90er Jahren machen sich Fremdenfeindlichkeit und Rassismus immer deutlicher bemerkbar. Besonders in den letzten beiden Jahren häuften sich bedenkliche Berichte - auch in internationalen Zeitungen - über antisemitisch und rassistisch motivierte Straftaten. Diese erreichten 2006

ihren bisherigen Höhepunkt. Die Gewalt richtet sich vor allem gegen Roma und Juden, immer häufiger kommt es auch zu Übergriffen gegen Flüchtlinge sowie Migranten aus Afrika und Asien. Judenfeindliche Vorfälle reichen von Gewalt gegen jüdische Personen bis hin zu Vandalismus von Holocaustdenkmälern, Synagogen, Friedhöfen und kulturellen Zentren. Die Polizei tut diese Vorfälle in vielen Fällen als

Tat von Hooligans oder als simplen Vandalismusakt ohne erkennbaren politischen Hintergrund ab. Nur selten werden die Täter ausgeforscht, und noch seltener von einem Gericht verurteilt.

Schon mehrmals bekannte sich die Regierung demonstrativ zu einer multikulturellen Gesellschaft. Sie versucht mit Gesetzen gegen derartige Vorfälle vorzugehen. Im April 2007 reagierte der ukrainische Präsident Viktor Juschtschenko auf den Anstieg von Vandalismus in den letzten Jahren. Er forderte Staatsanwaltschaft, Polizei und Innenministerinnen auf, Maßnahmen zu ergreifen, um die Täter wirkungsvoller zu verfolgen.

Doch das Land sieht sich im Moment mit einer Fülle von Problemen konfrontiert. Vor allem politische Krisen, instabile Regierungskoalitionen und das Sto-

cken des wirtschaftlichen Booms der letzten Jahre stellen die Ukraine vor große Herausforderungen. Die Bekämpfung der Korruption ist ebenso notwendig wie der Aufbau einer unabhängigen Justiz und freier Medien. Auch der niedrige allgemeine Lebensstandard trägt zur Unzufriedenheit innerhalb der Bevölkerung bei und ist ein Nährboden für extremistische Gruppierungen im Land.

### Antijüdische Wahlkampfparolen und Appelle an eine multikulturelle Gesellschaft

Im März 2006 wurde Eduard Gurvitz abermals zum Bürgermeister der Stadt Odessa gewählt – er ist einer von vier jüdischen Kandidaten, die sich bei den letzten Kommunalwahlen durchsetzen konnten.

Geboren in der ukrainischen Stadt Mogilyov-Podolskiy ging Eduard Gurvitz nach Leningrad, um dort Maschinenbau zu studieren. Im Alter von 29 Jahren kam er nach Odessa und wurde einer der ersten freien Unternehmer während der wirtschaftlichen Öffnung der Gorbatschow-Ära in den späten 80ern. Sein Weg führte ihn 1990 in die Politik, und es begann eine Karriere mit

Höhen und Tiefen. Bei den Wahlen 1994 erlangte Eduard Gurvitz einen Sitz im ukrainischen Parlament und gewann im selben Jahr die Bürgermeisterwahl in Odessa. Vier Jahre später wurde ein politischer Herausforderer zum Bürgermeister erklärt, obwohl Gurvitz mehr Stimmen erreicht hatte. Das gleiche passierte auch bei den Wahlen 2002. Erst durch ein Gerichtsurteil wurde das Ergebnis revidiert.

Auf seine jüdischen Wurzeln angesprochen, meinte Eduard Gurvitz in einem Interview für „Jewish & Israel News“<sup>1</sup>, dass er zwar stolz darauf sei, sich aber in erster Linie als Politiker fühle: „Jude ist meine Nationalität, nicht mein Beruf. (...) Ich bin ethnischer Jude und Atheist“. Gurvitz klingt wie die meisten Ukrainer, die während des Kommunismus in der Ukraine aufgewachsen sind. Er weist aber nicht ohne Stolz



*Brodsky Shul, Kiev, © Wikipedia*



tomorrow. ... Israel can fix the holes in the roof only if it seriously tries to be accepted in the region. Such acceptance will be the only guarantee of its existence beyond the next bombardment. A real chance for this was created in the Arab peace initiative that Israel is ignoring in intolerable arrogance. Our national effort continues to be aimed only toward expanding the range of the F-15 and options for in-flight refueling. Nothing has been done in the opposite direction - grounding the planes and refueling diplomatically.<sup>130</sup>

Ein wehrpflichtiger Israeli, der zum Schluss kommt, dass ein bestimmter Einsatz nicht zu rechtfertigen ist, befindet sich allerdings nicht in einem Diskussionsforum, er steht vor einer schwerwiegenden und persönlich folgenreichen Entscheidung. Im Libanonkrieg von 1982 und seither auch bei Einsätzen in den besetzten Gebieten kam es unter Berufung auf jüdische ethische Werte in der Tat zu Befehlsverweigerungen. Die (auch im Internet) publizierte englische Fassung einer Erklärung solcher Dienstverweigerer lautet:

*"We, reserve combat officers and soldiers of the Israel Defense Forces, who were raised upon the principles of Zionism ... who have always served in the front lines, and who were the first to carry out any mission, light or heavy, in order to protect the State of Israel and strengthen it. We, combat officers and soldiers who have served the State of Israel for long weeks every year, in spite of the dear cost to our personal lives, have been on reserve duty all over the Occupied Territories, and were issued commands and directives that had nothing to do with the security of our country, and that had the sole purpose of perpetuating our control over the Palestinian people. We, whose eyes have seen the bloody toll this Occupation exacts from both sides. We, who sensed how the commands issued to us in the Territories, destroy all the values we had absorbed while growing up in this country. We, who understand now that the price of Occupation is the loss of I(srael) D(efence) F(orce)s's human character and the corruption of the entire Israeli society. We, who know that the Territories are not Israel, and that all settlements are bound to be evacuated in the end. We hereby declare that we shall not continue to fight this War of the Settlements. We shall not continue to fight beyond the 1967 borders in order to dominate, expel, starve and humiliate an entire people. We hereby declare that we shall continue serving in the Israel Defense Forces in any mission that serves Israel's defense. The missions of occupation and oppression do not serve this purpose – and we shall take no part in them."*

Was ist angesichts dessen eine angemessene jüdische Einstellung zum Krieg?<sup>31</sup> Wer heute eine jüdische Auffassung vom Krieg formulieren will, muss sich innerhalb der aufgezeigten Spannweite der Ansichten und der weltpolitischen Situation positionieren. Eine einheitliche jüdische Auffassung von Krieg und Gewaltanwendung ist somit unmöglich, und wenn eine solche propagiert wird, sind Vorsicht und eine nüchtern differenzierende Urteilsbildung

am Platz. ■

1 Vgl. Sefār š°'elōt û-t°šübōt çîç 'Elî'ezer, Teil II, Jerusalem 1946/7, § 25, und Teil XII, Jerusalem 1975/6, § 47, angeführt in: *The Responsa Project*. Bar Ilan University, Version 12+. In diesem ausgezeichneten Arbeitsbehelf findet man unter den *Responsa Topics* unter dem Stichwort *milchamah* eine Fülle von Informationen zum Kriegsrecht. JTA (Jewish Global News) 14. 03.2008: Israeli Knesset member Effi Eitam described the fight against extremist Islam as a **holy war**: At a memorial service in New York on Thursday for the eight Israeli yeshiva students killed in last week's terrorist attack in Jerusalem, Eitam said: Jews and non-Jews soon will have to unite in the fight against the "extremist Islamic movement. ... Let God help us win this holy, uncompromised war we are already in".

2 Quellen in Übersetzung in: Maier J., *Kriegsrecht und Friedensordnung in jüdischer Tradition*, Stuttgart 2000.

3 van der Lingen A., *Les guerres de Yahve*, Paris 1999.

4 Klingbeil M., *Yahweh Fighting from Heaven*, Fribourg-Göttingen 2000.

5 Vgl. abgesehen von den laufenden Publikationen der Menschenrechtsorganisation *B'tselem* z. B. JTA 14.03. 2008: *Jewish Voice for Peace* joined a call to cut off military assistance to Israel. The San Francisco-area activist group is one of about 300 groups who signed a letter this week to the relevant Senate and U.S. House of Representatives committees urging them not to approve President Bush's proposed \$2.55 billion in defense assistance. Israel uses the assistance "to enforce its illegal 40-year military occupation and siege of the Palestinian West Bank, East Jerusalem, and Gaza Strip and to commit human rights violations against Palestinians in the Occupied Territories and against civilians in Lebanon," says the letter, which does not cite any of the standing threats to Israel. "As long as Israel continues to violate U.S. law, the United States must cut off military aid, not increase it."

6 Shapira A., *Chäräb ha-jōnah. Ha-çijjōnūt w°-ha-kō'ach 1881-1948*, Tel Aviv 1992.

7 Mûsar *milchamah w°-kibbûš*, Elon Shevut 1994.

8 Harkavy Y., *B°-tōqäf ha-m°çî'ût*, Jerusalem 1981; Chazōn, *lo' fantazijah*, Jerusalem 1982; The Bar Kokhba Syndrome, Chappaqua 1983, *Hakra'ōt gōralijōt*, Tel Aviv 1986.

9 Eldad I., *Pûlmûs*, Jerusalem 1982.

10 Vgl. die Beiträge in: Bar Levav A. (Hg.), *Šalōm û-milhamah ba-tarbût ha-j°hüdît*, Jerusalem 2006.

11 Maier J., *Die Tempelrolle vom Toten Meer und das „Neue Jerusalem“*, München 1997.

12 Duhaime J., *The War Texts*, London - New York 2004.

13 Vetter D., *Krieg und Frieden*, in: Binder G. - Effe B. (Hrsg.), *Krieg und Frieden im Altertum*, Trier 1989, 123-149; Stemberger G., *La guerra nella Mišnah e nei Midrašim halakici*, in: Perani M. (ed.), *Guerra santa*, Firenze 2005, 131-139.

14 Kimelman R. R., *Non-violence in the [Palestinian] Talmud*, *Judaism* 17, 1968, 316-334.

15 Aviner S. H., *Hilkōt maši°h la-RMB°M*, Jerusalem 2002.

16 Einen guten Einblick in die Agenda des Militärarrabbinats während die gesammelten Entscheidungen des langjährigen Militär-Oberrabbiners S. Goren: *Mešib milchamah*, Bd. I-III Jerusalem 1992/96. Dazu vgl. auch: Rabinowitz N. E., *Melūmedê milchamah ŠW°T be-'injenê çeba' û-bit°achōn*, *Maalat Adomim* 1994; Aviner S. etc., *H°ikōt ç°ba'*, Jerusalem 1993; Meir Y., *Lo' b°-chajil w°-lo' b°-ko'ach*, Jerusalem 1998; Levinson A., *Sūgjōt b°-hilkōt ç°ba' û-mištarah*, Jerusalem 2002.

17 MT *Hilkōt °abōdah zarah* VII,1; vgl. SM Gebot 185 = Dt 12,2f.; 7,5.

18 MT *Hilkōt °abōdah zarah* IV,6-8; SM Gebot 186; Verbot 23-24 (= Dt 13, 12-17; vgl. 11Q19 55, 2-14).

19 L. H. Feldman, "Remember Amalek!", Cincinnati 2004.

20 Durch den Bann wird ein Ort oder eine Gruppe gewissermaßen Gott geweiht und gilt somit als für menschlichen



priesterlichen Orakels, nach Josephus Ant IV,224 nicht ohne Zustimmung des Hohepriesters und der Ältesten, und im rabbinischen Recht nur nach Genehmigung durch die rabbinische Instanz des Sanhedrin. Zweck und Ziel des Wahlkrieges ist es, Beute zu machen und zusätzliches Land zu erobern, das danach als Teil des Landes Israel gilt, als wäre es unter Josua erobert worden (MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* V,6). Die Rezitation von Dt 20,2-8, und die in Dt 20,5b-7 gebotenen Freistellungen von der Kampfteilnahme wegen Vermählung, Hausbau und Neupflanzung werden im SM Gebot 191 und MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* VII,3b-14 (vgl. SM Verbot 311) behandelt, und VII,15 schreibt den Ausschluss der Furchtsamen vor. Nach MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* VI,1 (Dt 20,10-12, vgl. SM Gebot 190) muss insbesondere bei Angriffskriegen dem Gegner ein Friedensangebot gemacht werden, er wird aufgefordert, zu kapitulieren und sich zu unterwerfen. Tut er dies nicht, verfällt er dem Bann.<sup>20</sup> Nach MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* VI,4 führt man im Fall des Widerstandes einer Stadt „gegen sie Krieg, tötet alle erwachsenen Männer und nimmt ihnen ihre Kinder als Beute. Man tötet keine Frau und kein Kind“; *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* VI,9.10 (Dt 20,19; vgl. SM Verbot 57) verbietet im wohlverstandenen Eigeninteresse, Fruchtbäume und andere nützliche Objekte zu vernichten. Dt 17,16 (SM Verbot 364) gebietet eine Begrenzung der Pferdehaltung, die als monarchische Macht- und Prachtentfaltung verstanden wird. Maimonides präzisiert in MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* III,3 allerdings zugunsten einer vorsorglichen Rüstung, so auch zu Dt 17,17 (SM Verbot 364). IV,1 fixiert Recht und Pflicht zur Steuererhebung, und zwar ausdrücklich auch für Kriegsvorbereitungen. IV,2 betrifft Aushebung und Musterung der Wehrfähigen, auch für das stehende Heer, V,3 das Recht zur Dienstverpflichtung von Handwerkern zu militärischen Zwecken, IV,5 regelt Recht und Pflicht des Königs, Befehlshaber zu ernennen (1Sam 8,12) und IV,6 erlaubt die Konfiskation von Eigentum für Kriegsproviant. IX,8-9 untersagt es, Nichtjuden Waffen oder sonstige, für Israel eventuell gefährliche Waren zu verkaufen. Interessenbedingte Ausnahmen gibt es aber. So ist Waffenhandel erlaubt, wenn die Abwehr einer Gefahr oder eines Angreifers durch die nichtjüdische Obrigkeit bzw. Umgebung auch den unter ihr lebenden Juden zugute kommt. Damit wird einerseits Waffenexport grundsätzlich untersagt, aber für den Fall positiver Auswirkungen im Sinne des Gebots der Lebensbewahrung auch wieder relativiert oder gar für geboten erachtet, was letztlich politisch entschieden werden muss. Den beträchtlichen Waffenexporten des Staates Israel steht religionsgesetzlich also nichts entgegen. VI,13 erwähnt Gebots-Erleichterungen im Kriegsdienst, VIII,1 speziell im Ausland, wo man als Soldat sogar Schweinespeck essen darf. VIII,2-9 (SM Gebot 222) behandelt relativ umfangreich Dt 21,10-14, das Verfahren mit weiblichen Gefangenen, die wie Kinder als Beutegut galten.

Der König (die Regierung) führt die „Kriege des HERRn“ eigentlich als Religionskriege, „aber bei all dem gelte sein Handeln der Ehre des Himmels

(Gottes), und es sei sein Streben und sein Planen, die wahre Religion zu erhöhen und die Welt mit Gerechtigkeit zu erfüllen, den Arm der Frevler zu brechen und die Kriege des H(ernn) zu führen.“ (MT *Hilkôt m<sup>e</sup>lakîm* IV,10).

Im Großen und Ganzen gab es gegen eine Kriegführung, wie sie auch in der Umwelt gang und gäbe war, keinerlei grundsätzliche Einwände von Seiten jüdischer Instanzen oder Autoritäten, so sehr man auch Kriegsgeschehen fürchtete und beklagte. Aber es wird zu Zurückhaltung gemahnt, wobei häufig Abrahams Verhalten in Gen 14 als Vorbild genannt wird. Die Jakobssöhne werden in der Auslegungstradition hingegen gern als kriegsbereite Männer dargestellt. Die Einstellung zum Krieg deckt sich weithin mit jener im Islam.<sup>21</sup> Von den Christen hatte man einen ungünstigeren Eindruck, und der Dichter Abraham ibn Ezra (gest. 1167) formulierte dies so:<sup>22</sup>

„Die Lieder der Ismaeliten enthalten Liebeleien und Lüsternheiten, die der Edomiter (Römer/Christen) Kriege und Rachetaten, die der Inder Gleichnisreden und Rätsel, die der Israeliten aber Gesänge und Lobpreis für den HERRn Zebaoth!“

### Lebensbewahrung und Beistandspflicht

Das Gebot der Lebensbewahrung (*piqqû<sup>e</sup>h năfăš*)<sup>23</sup>, das Gebot der Rettung Verfolgter<sup>24</sup> und das Verbot der Unterlassung von Hilfeleistung bzw. der Verletzung der Beistandspflicht<sup>25</sup> setzen voraus, dass das Leben eines Israeliten höher zu bewerten ist als eine formale Gesetzeserfüllung. Lebensgefahr verdrängt daher Gebotspflichten, außer im Fall eines Zwanges zu Götzendienst, Unzucht und Mord.

Der Lebensbewahrung dient auch die präventive Verteidigung zum Schutz des Volkes und des Landes Israel. Sie wird ergänzt durch eine Erweiterung des Prinzips der berechtigten Notwehr. Es handelt sich um den Begriff des *rôdef*, d.h. einer Person, die einem nach dem Leben trachtet. Von der beschränkten Notwehrregelung in Ex 22,1 aus wurde im Lauf der Entwicklung der Halakah ein Gebot zur vorsorglichen Beseitigung potentieller Verbrecher und darüber hinaus gefährlicher Feinde Israels entwickelt.<sup>26</sup> In diesem Zusammenhang steht auch der Fall des Rechtsnotstands. Auf Grund der Überzeugung, dass die existierenden Rechtsorgane nicht funktionieren und daher eine Ausnahmesituation gegeben ist, darf ein „Eiferer“ die Wahrung des Rechts in die Hand nehmen, wie einst laut Num 25 der Priester Pinchas, Prototyp aller Zeloten. Das legitimiert manches, was als „Erfordernis der Stunde“ aber auch theologisch begründet wird, wenn man glaubt, durch eine solche „außergewöhnliche Maßnahme“ Unheil von Volk und Land abwenden zu müssen

Für die Auffassung und die Praxis des Krieges ist



lismus. Der pionierzionistische Aufbau in Palästina und die Organisation der Selbstverteidigungsorganisation *Haganah* erfolgten nicht mit dem Ziel messianischer Eroberungskriege.<sup>6</sup> Auch die aus der *Haganah* hervorgegangene „Verteidigungsarmee Israels“ wurde vorrangig nach rationalen militärischen Gesichtspunkten geführt. Maßgeblich war nach den bedrückenden Erfahrungen jüdischer Wehrlosigkeit und angesichts der Gräueltaten des zweiten Weltkriegs der erklärte Wille zur Selbstverteidigung, aber mit der Vorgabe der „Reinheit der Waffe“.

Dennoch kam es im Lauf der Jahre zu einer religiösen Einfärbung des Bewusstseins bis in erkläre säkulare Kreise hinein. In Abgrenzung vom wehrlosen Diasporajudentum orientierte man sich nämlich am Alten Israel, und so erhielten die Kriege Altisraels und der Makkabäer so wie die Aufstände gegen Rom eine Vorbildfunktion. Die zionistische Rhetorik beschrieb zudem den Aufbau des *Jiššûb* und des Staates als Erfüllung biblisch-prophetischer Verheißungen. Das stärkte auf lange Sicht den Einfluss der religiösen Zionisten und trug zum Untergang des säkularen politischen Liberalismus und schließlich des säkularen, vorrangig sozialistischen „Pionierzionismus“ bei. Seither steht das Thema Krieg unter drei Vorzeichen: ein nationalistisch-rechtszionistisches, ein mit „messianischen“ Hoffnungen verbundenes religiös-zionistisches, und ein weltpolitisches Vorzeichen, eingebunden in Großmachtinteressen.

Die traditionellen Faktoren wurden mit der Eroberung Ostjerusalems und der sog. „Westbank“ („Judah“ und „Samaria“) im Sechstagekrieg von Juni 1967 schlagartig verstärkt. Aber auch unter Nichtreligiösen übte das Ziel einer Annexion der besetzten cisjordanischen Gebiete eine teils offenkundig, teils unterschwellig faszinierende und die Politik nachhaltig bestimmende Wirkung aus. Das irritierte jene, die diese Voraussetzungen für falsch hielten, weil nach ihrer Auffassung vom Judentum und nach ihrem politischen Ermessen rechtliche Gesichtspunkte und insbesondere die Menschenrechte einen höheren Stellenwert haben als altehrwürdige Kriegstraditionen bzw. biblische Vorbilder. So verurteilte der Schriftsteller S. Yizhar in der Tageszeitung *J°dî'ôt*, *ach'arônôt* vom 9. Kislev 1992/3 das Verhalten des biblischen Josua gegenüber der kanaanäischen Landesbevölkerung als unmoralisch. Dem gegenüber betonten Orthodoxe, dass der Torah als göttlichem Gesetz in jedem Fall der Vorrang einzuräumen sei. Torah-gemäßes kriegerisches Handeln sei, weil von Gott geboten, in jedem Fall moralisch, auch wenn es nicht säkularen ethischen Kriterien entspreche. Krieg werde ja nur geboten, wenn die Gegner sich nicht friedlich unterwerfen, bzw. nicht einsehen wollten, dass sie kein Anrecht auf das Land hätten, das Gott seinem Volk Israel gegeben habe.<sup>7</sup>

In den Achtzigerjahren wurde eine heftige Kontroverse darüber ausgetragen, was man für die aktuelle Politik aus der Geschichte anhand der Katastrophen zur Zeit des Jeremia und aus den Aufständen gegen Rom lernen könnte. Y. Harkavy zog daraus Schlüsse, die der vorherrschenden politisch-militärischen

Doktrin der Regierung ein denkbar schlechtes Zeugnis ausstellten.<sup>8</sup> Doch I. Eldad (Shejb), der einstige Chefideologe der Untergrundorganisation LECHI, kam von denselben Voraussetzungen her zu entgegengesetzten Ergebnissen.<sup>9</sup> Beide vertraten „jüdische“ Positionen.

Die Voraussetzungen für Meinungsbildungen waren im Judentum trotz einer recht starken gemeinsamen Tradition immer unterschiedlich bis gegensätzlich, und daher ist auch gegenwärtig keine einheitliche Haltung zum Thema Krieg zu erwarten.<sup>10</sup> Doch gerade extrem gegensätzliche Auffassungen werden von ihren Verfechtern jeweils als *die* jüdische Auffassung schlechthin hingestellt. Eine erzwungene einheitliche Beurteilung und Handlungsweise kann zwar für den Augenblick die politisch-militärische Handlungsfähigkeit stärken, eliminiert aber die an sich vorhandenen Alternativen und fordert anstelle politischer Abwägung eine Art Glaubensentscheidung und bedingungslose Solidarisierung.

## Das traditionelle jüdische Kriegsrecht

### Grundlagen

Bereits in der biblischen Zeit wurden ein Kriegsrecht und ein Königsrecht mit beachtenswerten Akzenten entwickelt. Herrschergewalt und Kriegführung wurden dabei nämlich – jedenfalls programmatisch – einer ungewöhnlichen Beschränkung und Kontrolle unterworfen. Zur Zeit des Tempels waren es kultisch-priesterliche Instanzen, die dafür Sorge tragen sollten, v. a. mittels der „Urim und Tummim“-Orakel. Später wurde die priesterliche Kompetenz durch die rabbinische Autorität (v. a. in Form des *Sanhedrin*) ersetzt. Für die damalige Zeit handelt es sich um ein vergleichsweise ausführlich gehaltenes und inhaltlich eigentümliches Kriegs- und Königsrecht, nicht zuletzt wegen der vorausgesetzten Skepsis gegenüber unbegrenzter menschlicher Machtentfaltung und Gewaltanwendung.

In der *Schriftlichen Torah* (im Pentateuch) sind Kriegsrecht und Königsrecht getrennt überliefert. Kriegsgesetze sind innerhalb der Bibel v. a. in Dt 20 und 23,10-15 erhalten, das Königsrecht in Dt 17,14-20. In der *Tempelrolle* aus Qumran (11Q19) wurden Königs- und Kriegsrecht thematisch verbunden.<sup>11</sup> Dazu kommt noch eine besondere Gattung von Kriegsliteratur, die in diesem Traditionsstrang v. a. durch die „Kriegsrolle“ (1QM) und verwandte Texte vertreten ist.<sup>12</sup> Dank dieser neuen Quellen erscheinen auch die Nachrichten über Kriegführung in den Makkabäerbüchern, bei Philo von Alexandria und bei Flavius Josephus in einem rechts- und religionsgeschichtlich neuen Licht. Aus dieser Zeit stammt eine Regelung, zu der man sich unter dem Zwang der Realität durchringen musste. Man hatte das Gebot der Arbeitsruhe am Sabbat und an Feiertagen sehr streng interpretiert und daher auch den Kampf am Sabbat verboten. Zur Wahrung des Lebens wurde beschlossen, dass am Sabbat Verteidigungsmaßnahmen erlaubt sind. Unter welchen



לשנה טובה תכתבו

Rudolfine und Mag. Dr. Susanna  
**STEINDLING**

wünschen allen Verwandten,  
Freunden und Bekannten  
ein glückliches neues Jahr.

Gertner Immobilien GmbH

**PALAIS SCHÖNBURG**  
DIE RESIDENZ FÜR IHRE EVENTS  
<http://www.palais-schoenburg.at>

wünscht allen Geschäftspartnern  
und Freunden des Hauses  
ein schönes Neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו



**Gerhard Kubik**

Bezirksvorsteher des  
2. Bezirkes wünscht

allen jüdischen  
Bürgern ein schönes  
neues Jahr!

Ich wünsche Ihnen  
ein schönes und  
friedvolles Neujahrsfest!

Ihre  
**Alexandra König**  
Stadträtin für Gesundheit,  
Soziales & Int. Kontakte  
SPÖ Bregenz



**Allen Leserinnen und  
Lesern wünscht die  
SPÖ Tirol ein schönes  
Rosch ha-Schanah**

Ich wünsche allen Leserinnen  
und Lesern des DAVID und  
der jüdischen Gemeinde  
ein schönes und  
friedvolles Neujahrsfest!

Ihre  
**NRin Mag. Gisela WURM**  
SPÖ Innsbruck



MECHANIK - ELEKTRIK  
SPENGLEREI

**WERNER GRÖGOR**  
Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien  
eigener Abschleppdienst  
und Leihwagen nach Absprache

**ROSINA KOHN**

1170 Wien, Weissgasse 42  
Tel. 486 34 33, Fax DW 22  
e-Mail: [groegor@nusurf.at](mailto:groegor@nusurf.at)  
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr

wünscht allen ein schönes neues Jahr!

**Norli Lappin,  
Dr. Michael,  
Dr. Andrea  
und Judith Oher**  
wünschen allen  
Freunden und Bekannten

לשנה טובה תכתבו



## Weltweiter Hungerstreik für Frieden in Tibet

 Thomas DIETRICH

Die Situation der Tibeter ist bedrückend. Seit 1950 sucht die Bevölkerung unter fremder Herrschaft einen friedlichen Weg, in ihrem Land ein lebenswertes Leben zu führen. Jedes Jahr, immer im März, dem Monat des Einmarsches, versucht sie auf ihre Lage aufmerksam zu machen, meistens unbeachtet von der Welt. 2008 ist es etwas anders. Zum ersten Mal seit der Okkupation sieht und hört die Welt, was in Tibet geschieht. Soll man sagen, „dank Olympia“?

Auch in diesem März gingen die Tibeter auf die Straße, und dieses Mal hörte die Welt, was in diesem Teil der Erde passiert: „Umerziehung“, Verhaftung, Folter, Sterilisation ohne Narkose. Die tibetische Intelligenz musste das Land verlassen und muss von außen zusehen, was in ihrer Heimat jeden Tag passiert. Haben wir das nicht schon gehört? Lange ist es her. Diese Zeit ist bei uns vorbei und wurde zum Teil unserer Geschichte. In Tibet aber ist es schmerzhaft Realität, Tag für Tag.

Ende August organisierten Tibeter einen weltweiten Hungerstreik, unterstützt von anderen Religionsgemeinschaften und Sympathisanten. Auch in Wien wurde zwischen dem 21. und 31. August im ersten Wiener Bezirk, zuerst im Buddhistischen Zentrum, später am Schwedenplatz ein Lager errichtet. Die beiden permanent Hungernden waren Tseten Zöchbauer, Präsidentin der Tibetergemeinschaft in Österreich, und Jamyang Zongchega, der erst kürzlich Vater geworden ist.

Die erste Phase im buddhistischen Zentrum begann mit einer Pressekonferenz, unter Beteiligung mehrerer Journalisten, der österreichischen Presseagentur

und von Birgid Weinzing, der Menschenrechtssprecherin der „Grünen“. Frau Zöchbauer berichtete über die aktuellen Geschehnisse in Tibet, gerade während der Olympischen Spiele. Erwähnt sei hier die bekannt gewordene Zensur der internationalen Reporter in Peking. Einen besonderen Schwerpunkt setzte Zöchbauer auf die Situation nach den Spielen, die sich drastisch verschlimmert hat. Das Schicksal der Mönche, die es gewagt hatten, vor den Spielen

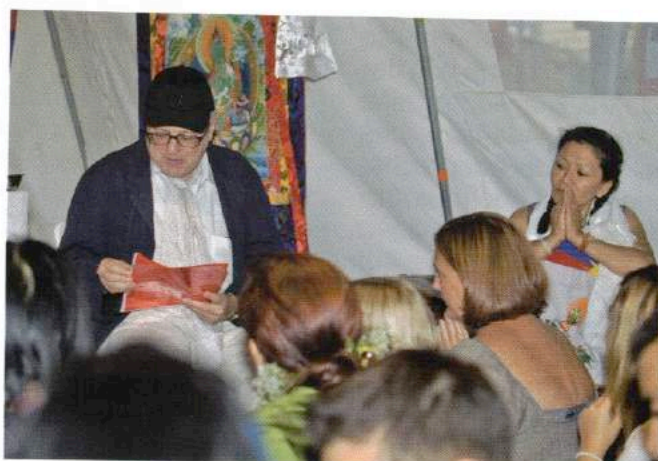
mit Reportern zu sprechen, ist nicht bekannt. Es ist zurzeit nur belegt, dass sie von den chinesischen Behörden verhaftet worden sind.

Birgid Weinzing sprach über ihre Möglichkeiten, die Tibeter in Tibet zu unterstützen, im Besonderen dem tibetischen Filmemacher Dhondup Wangchen und seinen Freund Golog Jigme, die nach der Veröffentlichung der Dokumentation „Leaving Fear Behind“ („Die Angst überwinden“) inhaftiert worden sind. In diesem Film werden 108 Tibeter

in Tibet interviewt. Frau Khin vom Burmaverein bekundete ihre Solidarität mit den Tibetern. Sie sagte, kein Staat würde China wegen der Menschenrechtsverletzungen in Tibet und seiner Unterstützung der burmesischen Militärjunta boykottieren. Die meisten der Reichen in Burma seien Chinesen, sogar Tafeln auf den Märkten würden in Chinesisch beschriftet. Elisabeth Zimmermann, Präsidentin von SAVE TIBET Österreich sprach über die verheerende Situation in Tibet und sicherte den Tibetern weiterhin ihre volle Unterstützung zu.

Am 25. August begann die zweite Phase des

Hungerstreiks. Tseten und Jamyang übersiedelten auf den Schwedenplatz in ein Zelt, wo sie bis zum 31. August, unterstützt von vielen Freunden, den



links: Ilan Beresin, rechts: Tseten Zöchbauer, Präsidentin der TGÖ, vorne rechts: Francesca Habsburg



Beim gemeinsamen Friedensgebet



Noch immer ist vieles über die jüngste Unrast in Tibet unklar. Die strikte Einschränkung der Medienpräsenz in Tibet und in den angrenzenden westchinesischen Provinzen macht es unmöglich, ein klares Bild vom Geschehen vor Ort zu erhalten. Unbestritten ist, dass es im März 2008 einen Aufruhr von Dimensionen gegeben hat, wie man sie seit 1989 nicht mehr gesehen hat. Alles deutet darauf hin, dass auch Peking vom Ausmass der Rebellion überrascht wurde. Es kann auch keine Zweifel daran geben, dass das internationale Prestige der Volksrepublik ausgerechnet im Jahr der Pekinger Olympiade Schaden gelitten hat. Schliesslich steht zu befürchten, dass die chinesische Führung, deren erste Reaktionen sie in der üblichen Realitätsverweigerung von autoritären Herrschern zeigten, die Chance, zu einer nachhaltigen Lösung des Tibetproblems die Hand zu bieten, ein weiteres Mal verpassen wird und dass Tibet auch in Zukunft eine schwärende Wunde bleiben wird.

Im Grunde genommen sind die Parameter des Tibetproblems sehr klar. Auf der einen Seite steht fest, dass Peking nie seine Hoheit über Tibet aufgeben wird. Auf der andern Seite steht mit ebensolcher Sicherheit fest, dass die Tibeter nie die Han Chinesen in ihre Herzen schliessen werden. Vor diesem Hintergrund müssten die beiden Seiten eigentlich an eine delikate Aufarbeitung der Missverständnisse und des gegenseitigen Misstrauens denken und ihre Anstrengungen darauf ausrichten, einen Modus vivendi zu erreichen, der eine möglichst krisenresistente Beilegung des Konflikts erlaubt.

Auf der chinesischen Seite lassen sich, wenn es um Tibet und dessen Bedeutung innerhalb des chinesischen Staatsverbandes geht, drei Hauptmeinungen ausmachen. Als erste gibt es die Gruppe der Technokraten, die nicht ohne Grund Tibet als ein rückständiges Gebiet betrachtet und darauf hinwirken will, den Tibetern auch die Segnungen der Moderne zu bringen. Für sie ist die Eröffnung der Eisenbahnlinie, die Lhasa mit dem Herzen Chinas verbindet, exemplarisches Zeugnis einer solchen Entwicklungspolitik. Objektiv gesehen kann diese Einstellung der Technokraten nicht von vornherein verurteilt werden. Jenseits aller kulturellen Selbstbehauptung muss auch für die Menschen in Tibet gelten, dass sie an den zivilisatorischen Errungenschaften des 20. und 21. Jahrhunderts teilhaben dürfen. Ein Reservat in Unterentwicklung kann für einen modernen Nationalstaat keine realistische Option sein.

Die zweite Gruppe umfasst die Geostrategen. Aus ihrer Sicht kann es für Peking überhaupt keine an-

dere Option als die vollständige Souveränität über Tibet geben. Ein Rückzug aus Tibet würde auf dem Dach der Welt ein geopolitisches Vakuum schaffen, in das über kurz oder lang andere Mächte vorstossen würden. Auch können die Geostrategen nicht ohne Grund ins Feld führen, dass ein unabhängiges Tibet zum Spielball fremder Mächte würde, in ähnlicher Weise wie Afghanistan. Noch während der letzten Jahrzehnte britischer Herrschaft über Indien hatte London mit Bezug auf Tibet dieselben Befürchtungen gehabt.

Die dritte Gruppe, die offensichtlich am unsympatischsten ist, vertritt die Meinung, dass Tibet als Landreserve für Chinas Milliardenbevölkerung zu dienen habe. In der Tat ist Tibet im Vergleich zu vielen anderen Regionen im Riesenreich unterbevölkert. Allerdings gibt es gegenüber den Protagonisten einer vermehrten Han-Präsenz in Tibet sowohl gewichtige ökologische Vorbehalte als auch selbstverständlich den offenen und versteckten Widerstand der einheimischen Bevölkerung.

Natürlich gibt es auf tibetischer Seite Kollaborateure, und nicht jeder Tibeter ist eo ipso ein Aufständischer. Tatsache ist indessen, dass der Graben zwischen den Tibetern und den Han Chinesen unüberbrückbar ist. Würde man die tibetische Bevölkerung um ihre frei geäusserte Meinung befragen, so wäre höchstwahrscheinlich eine grosse Mehrheit für die Unabhängigkeit Tibets. Ähnliches gilt für Kaschmir, wo auch die Mehrheit der Menschen den von vornherein nicht zu realisierenden Wunsch haben dürfte, weder zu Pakistan noch zu Indien geschlagen zu werden. Dass auch wirtschaftliche Sonderbehandlung solche Unabhängigkeitswünsche nicht zu beseitigen vermag, dürfte mit der psychischen Befindlichkeit der Menschen zu tun haben. Es gibt eben gewisse Werte der menschlichen Würde, die, auch um grosser materieller Vorteile willen, nicht aufgegeben werden dürfen.

Ohne Zweifel hat Peking die nötigen Ordnungsmittel, um in Tibet die Friedhofsruhe aufrecht zu erhalten. Im Vergleich zu 1989 sind zudem die chinesischen Ordnungskräfte für die Wahrnehmung ihrer Ordnungsaufgabe heute viel besser ausgerüstet und geschult. Keine Macht der Erde wird deshalb die chinesische Ordnungsmacht, auch wenn sie sich als reine Repressionsmacht aufführt, aus Tibet verdrängen können, umso mehr, als kein Land der Welt bereit ist, für die Rechte der Tibeter gegen China in den Krieg zu ziehen oder auch nur die bilateralen Handelsbeziehungen mit China zu gefährden. Somit wird es vor allem im NGO-Bereich wortreiche Proteste gegen das chinesische Vorge-



## Neue Initiativen für den Mittelmeerraum: Sarkozys „Club Med“



Arnold H. KAMMEL

Für die Europäische Union stellt der Mittelmeerraum im Geflecht der internationalen Beziehungen einen wichtigen Bezugsrahmen und eine bedeutende Dimension in politischer, sicherheitspolitischer, wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Sicht dar. Bereits im Jahr 1995 trug die EU der Bedeutung des Raumes Rechnung und entwickelte den sogenannten Barcelona-Prozess, dessen Zielvorgaben jedoch nie erreicht werden konnten. Neben dem weiterhin ungelösten Nahostkonflikt gab es in der Demokratisierungspolitik noch erhebliche Abweichungen von den Zielen der Erklärung von Barcelona, wobei das Konzept der EU, mit positiven Anreizen auf politische Reformbemühungen in den Mittelmeer-Anrainerstaaten hinarbeiten, positiv angenommen wurde. Dennoch fehlte es der EU bisher an einer kohärenten, umfassenden Mittelmeerstrategie.

Heute, 13 Jahre später, sind die Hoffnungen auf eine wirklich effektive Mittelmeerpolitik gestiegen. Auf Initiative des französischen EU-Ratspräsidenten Sarkozy, der bereits während seines Präsidentschaftswahlkampfes im Jahr 2007 die Schaffung einer Mittelmeerunion zum erklärten Ziel seiner Präsidentschaft gemacht hatte, wurde bei einem Gipfel in Paris am 14. Juli 2008 die „Union für das Mittelmeer“ ins Leben gerufen. Entgegen den ursprünglichen Plänen von Sarkozy, eine „Union der Mittelmeeranrainer“ unter französischer Führung zu gründen, wurde nach heftigem Druck insbesondere aus Deutschland, Spanien, aber auch von Ländern wie der Türkei, die befürchtete, eine EU-Mitgliedschaft zweiter Klasse zu bekommen, sowie aus Libyen und Algerien die Union für das Mittelmeer zu einer Initiative der gesamten EU.

### Fakten zur „Union für das Mittelmeer“ und ihrer Arbeitsweise

Mitglieder der „Union für das Mittelmeer“ werden neben den 27 EU-Mitgliedstaaten Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Monaco Montenegro, die zehn südlichen Mittelmeeranrainer Marokko, Algerien, Tunesien, Ägypten, Israel, die palästinensischen Gebiete, Libanon, Syrien, die Türkei und Albanien sowie als nicht an das Mittelmeer angrenzende, aber an der euro-mediterranen Partnerschaft teilnehmende Staaten Jordanien und Mauretanien sein. Des Weiteren werden die Europäische Kommission und die Arabische Liga an den Treffen der „Union für das Mittelmeer“ teilnehmen.

In der Abschlusserklärung des Gipfeltreffens vom 13. Juli 2008 wurden konkrete Projekte als Ziele der Union für das Mittelmeer genannt:

die Säuberung des Mittelmeers, die Einrichtung von transnationalen Schifffahrtsstraßen und Autobahnen, die Schaffung eines gemeinsamen Katastrophenschutzes, ein „mediterrane Solarplan“, der als Energiekonzept in der Region dienen soll, Forschung und Entwicklung im Rahmen einer euromediterranen

Universität mit Sitz in Slowenien, eine mediterrane Geschäftsentwicklungsinitiative zur Förderung von kleinen und mittleren Unternehmen.

Als politisches Ziel wurde in der Abschlusserklärung die Schaffung eines Nahen Ostens frei von Massenvernichtungswaffen formuliert. Die teilnehmenden Staaten bekräftigten die Notwendigkeit, einen „Raum von Frieden und Stabilität im Mittelmeer“ zu schaffen und lehnten sowohl jede Form von Terrorismus als auch Versuche, eine Religion oder Kultur mit Terrorismus in Verbindung zu bringen, ab. In der zentralen Frage zur Lösung des Nahostkonflikts einigten sich die teilnehmenden Staats- und Regierungschefs auf die Formulierung, dass man den Friedensprozess zwischen Israel und den Palästinensern auf Basis des Annapolis-Prozesses unterstützen wolle, ohne konkrete Ziele oder Lösungsansätze zu nennen. Jedoch wurde ausdrücklich die Ankündigung, dass Syrien und Israel indirekte Friedensgespräche unter türkischer Vermittlung begonnen haben, begrüßt.

Zwischen den 43 beteiligten Staaten wird es künftig im Zweijahresrhythmus Gipfeltreffen der Staats- und Regierungschefs geben, die mit einer gemeinsamen politischen Deklaration enden und eine Liste von konkreten Projekten zur Umsetzung in der Region enthalten sollen. Diese Schlussfolgerungen sollen die Basis eines zweijährigen Arbeitsprogrammes für die „Union für das Mittelmeer“ bilden. Die jährlich stattfindenden Treffen der Außenminister dienen dazu, den Prozess zu überwachen und die nächsten Treffen der Staats- und Regierungschefs vorzubereiten sowie, wenn notwendig, neue Projekte abzusegnen. Der Vorsitz wird gemeinsam von einem EU-Mitglied und einem Mittelmeerpartner geführt, die erste Co-Präsidentschaft wurde von Frankreichs Präsident Sarkozy und dem ägyptischen Präsidenten Mubarak übernommen. Der Bestellungsmechanismus der „europäischen“ Co-Präsidentschaft orientiert sich an der EU-Ratspräsidentschaft, während die mediterrane Co-Präsidentschaft für eine erneuerbare Periode von zwei Jahren nach dem Konsensprinzip gewählt wird. Außerdem werden ein gemeinsames Sekretariat und ein Joint Permanent Committee (JPC) geschaffen. Dieses JPC hat seinen Sitz in Brüssel und dient der Vorbereitung der Treffen der Senior Officials. Darüber hinaus dient es gleichsam als „Frühwarnereinheit“, sollte eine außergewöhnliche Situation in der Region eine rasche Konsultation der EuroMed-Partner erfordern. Themen wie Energie, Sicherheit, Terrorismusbekämpfung, Immigration und Handel sollen im Zentrum der Diskussionen der Gipfeltreffen stehen. Weiters wurde der strategischen Bedeutung von Trinkwasser Rechnung getragen, in dem bei der EuroMed-Ministerkonferenz in Jordanien im Oktober 2008 eine mediterrane Wasserstrategie definiert werden soll, die





Wilhelm MOLTERER

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Österreich ist untrennbar mit der österreichischen Geschichte verbunden. Kulturell, künstlerisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich baut Österreichs Identität auf der innewohnenden Partnerschaft mit seinen jüdischen Mitbürgern auf. Welch wesentlichen Beitrag das Judentum zur Entwicklung unserer gemeinsamen Heimat geleistet hat, wird in vielfältiger Hinsicht deutlich.

Jedoch nicht immer wurde das Werk der vielen großartigen Künstler und der Beitrag der jüdischen Gemeinde so geschätzt, wie wir dies heute tun. In einer der dunkelsten Stunden der österreichischen Geschichte haben Gewalt, Verfolgung und Unrecht Platz gegriffen und unsere humanistischen Werte, die wir heute hochhalten, schlicht vernichtet. Für uns ist es immens wichtig, die Vergangenheit zu kennen und aufzuarbeiten, um die Zukunft gestalten zu können. Für mich sind die Europäische Idee und der gemeinsame Einigungsprozess ein Garant, diese furchtbaren Ereignisse nie wieder geschehen zu lassen. Europa ist nicht nur ein geographischer Ort, sondern vielmehr ein gemeinsamer innerer Auftrag.

Die Vorläuferorganisation der Europäischen Union wurde zwar anfangs mit einem wirtschaftlichen Gedanken gegründet, es zeigte sich jedoch sehr bald, dass die Europäische Idee mehr ist, als eine rein wirtschaftliche Basis. Natürlich ist für Österreich der Faktor Mitgliedschaft in der Europäischen Union wesentlich für seinen wirtschaftlichen Erfolg in den vergangenen Jahren. Das Zusammenrücken des Kontinents und die EU-Erweiterung auf mittlerweile 27 Staaten haben Österreich in eine besondere Situation gebracht: Durch die europäische Einigung, liegt Österreich wieder im Herzen Europas. Sowohl die geographische, als auch die wirtschaftliche Basis sind ausgezeichnet und wurden aktiv genutzt. Dadurch wurde Österreich innerhalb weniger Jahre zu einem echten Wirtschaftszentrum und einer Drehscheibe in Zentral- und Mitteleuropa. Unsere heimischen Unternehmen haben in den vergangenen Jahren Veränderungen nicht als Gefahr, sondern als große Chance gesehen. Sie haben die Notwendigkeiten der Zeit erkannt, aktiv zu gestalten und den Mut gehabt, die sich bietenden Gelegenheiten aktiv

zu nutzen. Durch dieses Engagement und das proaktive Aufgreifen der europäischen Perspektive ist Österreich zu einem der größten Nutznießer der historischen „Europäisierung“ geworden.

Unser Land hat in einer anderen Hinsicht aber noch viel mehr von der EU profitiert, als im wirtschaftlichen Bereich. Die Europäische Union hat sich in den vergangenen Jahren als Stabilitäts- und Friedensinstitution etabliert und uns Österreichern ein Gefühl der Sicherheit gegeben, das für viele heute schon selbstverständlich ist. Durch diesen gemeinsamen Europäischen Gedanken sind wir heute in ganz Europa vor Krieg und Gewalt geschützt. Wir dürfen dennoch nicht die Augen vor künftigen Herausforderungen verschließen. Um die EU als einmaliges Friedens-, Wohlstands- und Wirtschaftsprojekt voran zu bringen, müssen wir im Sinne einer starken EU eine neue Wertediskussion führen. Wir müssen neben dem „Denken in Staaten“ auch zu einem „Denken in Kontinenten“ übergehen. Wir müssen das Gemeinsame - auch in den Konfessionen - in den Vordergrund stellen, die Einzelinteressen einordnen und auch die Voraussetzungen für ein gemeinsames partnerschaftliches Vorgehen schaffen.

Daher gilt für mich heute mehr denn je, Europa als großes Ganzes zu sehen und die geeinte österreichische Linie außer Streit zu stellen. Lassen wir nicht zu, dass Umfragen und kurzfristige Ziele die europäische Perspektive und Österreichs Position in Europa diktieren. Skepsis und Intoleranz können wir nur mit offenen Armen und einem deutlichen Bekenntnis zu europäischen Werten begegnen. Nur durch diese gemeinsame Diskussion über Ziele und Werte können wir gemeinsam die Europäische Union langfristig und nachhaltig zu einer Union der Menschen machen. Die wesentliche Herausforderung für die österreichische Politik sehe ich in einem klaren Bekenntnis der politischen Verantwortungsträger zur gemeinsamen Europäischen Zukunft und deren engagierter Vermittlung sowie Kommunikation.

Ich bin daher überzeugt, dass nur ein starkes, von allen Staaten vereint getragenes Europa die Basis für Frieden, Sicherheit und Wohlstand sein kann. ■



und dazu einen Verbund von Stiftungen gründete. Der Stiftungsverbund stellte sich jedoch als nicht durchführbar heraus. Dafür konnten die Zeit-Stiftung mit 40%, sowie die Springer-Stiftung mit 10 % Beteiligung als Partner gewonnen werden. Die komplette Dokumentation des aschkenasischen Teiles inklusive einer Publikation wurde so finanziert. Die Stadt Hamburg übertrug die Projektkoordination der stadtnahen Stiftung Denkmalpflege. Das Projektbudget betrug 1 Mio Euro auf 5 Jahre. Die Kosten für das Fotoinventar wurden ausgelagert, ebenso die Kosten für Aufrichten von Steinen, sie betragen rund 60.- Euro pro Stein.

Das Duckesz-Haus wurde heute als „Studienhaus“ für Seminare und Besprechungen genutzt werden, und jeden Sonntag gibt es öffentliche Führungen über das Friedhofsgelände. Die im Duckesz-Haus untergebrachte Bibliothek wird Bücher zur Geschichte der hier begrabenen Familien sowie Holocaust- Opferlisten bereitstellen. Außerdem sollen hier Arbeitsmöglichkeiten für Familienforscher geschaffen werden. Im Duckesz-Haus werden auch die Dokumentation der Grabsteine sowie ein Lageplan des Areals zur Verfügung stehen. Für Erhaltung und Betrieb (Betriebskosten, Personal, Ausstellung) des Duckesz-Hauses sind 1.000.- Euro pro Monat an laufenden Kosten geplant, für die aufzukommen sich, nach dem Ausfall möglicher anderer Geldgeber wie der Stadt Hamburg, die Stiftung Denkmalpflege bereit erklärt hat.

Mit der Inbetriebnahme des Duckesz-Hauses verbesserte sich auch die Sicherheit des Friedhofs. Die Öffnung des Friedhofes erhöht Aufmerksamkeit und Sensibilität für die Thematik. Auch hinter dem Bemühen, den jüdischen Friedhof Hamburg-Altona auf die Tentativ-Liste der UNESCO zu setzen, steht die Idee, dem Friedhof einen größeren Schutz zu gewährleisten. Die Grundeigentümerin des Friedhofes, die jüdische Gemeinde Hamburg, formuliert es so: „Der Friedhof soll offen sein, weil es keine Grund gibt, ihn geschlossen zu halten!“<sup>1</sup>

### **Der jüdische Friedhof Berlin-Weissensee**

Der jüdische Friedhof Berlin-Weissensee umfasst mehr als 115.000 Gräber auf einer Fläche von über 40 Hektar. Er wurde 1880 eingeweiht und ist noch in Betrieb. Hier liegen viele berühmte Persönlichkeiten der deutsch-jüdischen Geschichte begraben, wie der Verleger Samuel Fischer, der Gastronom Berthold Kempinsky und der Maler Lesser Ury, aber auch der österreichische Schriftsteller Karl Emil Franzos. Viele Grabstätten sind von weltberühmten Künstlern gestaltet, unter ihnen Walter Gropius und Mies van der Rohe. Ein Großteil der Gräber ist verwaist, denn die Nachkommen der hier Bestatteten wurden während der Schoa ermordet. Während des 2. Weltkrieges erlitt der Friedhof zahlreiche Bombentreffer. Erst in den 1980er Jahren wurde er an die jüdische Gemeinde Berlin zurückgestellt. Im Frühjahr 1990 besuchte der damalige deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker gemeinsam mit dem Dirigenten Daniel Barenboim den Friedhof. Barenboim

ermöglichte, dass die Erlöse aus mehreren seiner Konzerte mit den Berliner Philharmonikern für Renovierungsarbeiten an Grabsteinen zur Verfügung gestellt wurden. Die Erhaltung des Friedhofes wird von Landesdenkmalamt und Senat Berlin, der Bundesagentur für Arbeit, vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, von der Bundeswehr, sowie durch private Spender, Freiwilligenaktionen und den Förderverein Jüdischer Friedhof Weissensee unterstützt. Die heutige jüdische Gemeinde kann das riesige Areal nicht aus eigener Kraft vor dem Verfall retten, weite Teile sind praktisch unzugänglich. Für eine Gesamtrenovierung wären 40 Millionen Euro nötig. Derzeit führt die Technische Universität Berlin ein Pilotprojekt zur beispielhaften Inventarisierung von 2% der Gesamtfläche des Friedhofes durch. Dazu zählen Inschriftenerfassung, Typologisierung der Grabmalformen, Erfassung und Analyse der Vegetation, Bestimmung der verwendeten Materialien und Erstellung eines Kataloges der Schadensbilder. Das Land Berlin stellt für das Pilotprojekt insgesamt 73.023.- Euro zur Verfügung. Zusätzlich finanzierte die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung im Frühjahr 2008 mit rund 19.000.- Euro eine Vegetationsanalyse.


### **Der jüdische Friedhof Wien-Währing**

Der jüdische Friedhof Währing ist eine der größten erhaltenen jüdischen Friedhofsanlagen aus dem 18. und 19. Jahrhundert in ganz Europa. Seine Bedeutung liegt vor allem in der außerordentlichen Formenvielfalt der Grabdenkmäler, aber auch in der einzigartigen Gestaltung der „türkischen“ Gruppe. Es ist davon auszugehen, dass bis zu 30.000 Tote auf dem jüdischen Friedhof Währing bestattet worden sind. Das Areal umfaßt heute 20.000 m<sup>2</sup>. In der NS-Zeit wurde rund ein Viertel des Areals komplett zerstört und in der Nachkriegszeit überbaut, mehr als 300 Personen wurden zwischen 1941 und 1943 exhumiert. Seit 1938 ist der Friedhof nicht mehr gepflegt und verfällt in zunehmendem Tempo. Witterungseinflüsse und Umweltschäden gehören heute zu den Hauptursachen irreparabler Schäden.

Nach der staatlichen Gesetzgebung gelten die jüdischen Friedhöfe in Österreich als Einrichtungen einer gesetzlich anerkannten Religionsgemeinschaft kraft gesetzlicher Vermutung als vorläufig unter Denkmalschutz gestellt. Dies hatte für den jüdischen Friedhof Währing allerdings jahrzehntelang keinerlei Konsequenzen. Im Januar 2001 schloss die österreichische Bundesregierung mit der Regierung der USA und dem Bundesverband der jüdischen Gemeinden Österreichs das „Washingtoner Abkommen“ (BGBl. III Nr. 121/2001) zur Regelung von Fragen der Restitution und Kompensation jüdischen Eigentums, das während der NS-Zeit geraubt worden ist, ab. Es bezieht sich auch auf die jüdischen Friedhöfe in Österreich. Seither wird um eine politische Lösung zur Umsetzung dieses vertraglichen Zugeständnisses gerungen. Wer ist zuständig – der Bund? Die Länder? Die Ortsgemeinden? Jedenfalls erklärte die österreichische Bundesregierung in diesem Abkom-



## Die jüdischen Friedhöfe in Hamburg-Altona, Berlin-Weissensee und Wien-Währing auf dem Weg zum UNESCO-Weltkulturerbe?

 Tina WALZER

**In Hamburg und Berlin bemüht man sich, die jüdischen Friedhöfe Altona und Weissensee zum UNESCO-Weltkulturerbe erklären zu lassen. In Wien ist von derartigem Engagement bisher nicht viel zu bemerken. Was unterscheidet die Hamburger und Berliner Situation von jener in Wien?**

Im Dezember 2007 berichtete *Die Zeit*, der jüdische Friedhof Hamburg-Altona beantrage die Aufnahme in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes. In Reaktion darauf reiste der Wiener Grüne Gemeinderat Marco Schreuder im Januar 2008 spontan nach Hamburg, um den dortigen Umgang mit einem bedeutenden Kulturdenkmal zu studieren und daraus Handlungsmöglichkeiten für Wien abzuleiten. Wenige Wochen später, im April 2008, traf sich in Berlin eine Expertenrunde, um die Aufnahme des jüdischen Friedhofes Berlin-Weissensee in die Liste zu diskutieren. Nach ausführlichen Gesprächen entschloß sich die Österreichische Gesellschaft für Historische Gärten in Wien schließlich dazu, im November 2008 in Wien eine Konferenz zu veranstalten, deren Thema auch die Aufnahme europäischer jüdischer Friedhöfe in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes sein wird. Gleichzeitig wird im Bezirksmuseum Währing eine Ausstellung zu sehen sein, die den Hamburger mit dem Währinger Friedhof in Beziehung setzt und nach gemeinsamen, aber

auch trennenden Entwicklungen fragt. Die Universität Wien bringt auf Initiative des Vorstandes des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien, Otto Urban, im kommenden Wintersemester das Thema mit einer Ringvorlesung über jüdische Friedhöfe, zu der namhafte Forscher aus verschiedenen Fachdisziplinen geladen sind, auf den Punkt. Wenn auch in Österreich der Schritt, sich zu einer Antragstellung für die UNESCO-Liste zu entscheiden, bisher nicht gesetzt worden ist, so ist doch im Gegensatz zur Stagnation der vergangenen Jahre etwas mehr Interesse an der Frage der jüdischen

Friedhöfe zu konstatieren. Immerhin gibt es jetzt eine Reihe von Bemühungen, sich dem Thema mit Engagement und Expertise zu nähern.

### Der jüdische Friedhof Hamburg-Altona: Geschichte und aktuelle Entwicklungen

In der Königstraße wurde 1611 ein jüdischer Friedhof angelegt, damals für die vor der iberischen Inquisition geflüchteten zwangsgetauften Juden (Neuchristen). Er diente später auch den Mitgliedern der jüdischen Gemeinden von Altona und Wandsbek als Begräbnisstätte und wurde 1869 geschlossen. Bemerkenswert ist die Anzahl portugiesisch-jüdischer Gräber, die das Areal nach dem Friedhof Ouderkerk bei Amsterdam zum größten derartigen Friedhof in ganz Nordeuropa macht. Nach ihrer erzwungenen Konversion zum Christentum und Vertreibung aus Spanien und Portugal waren diese jüdischen

Familien auch nach Norden gewandert und hatten sich in den großen Handelsstädten entlang der Nordsee niedergelassen. Dort waren sie auch zum Judentum zurück konvertiert, wie etwa die Teixeira. Ihre Grabkunst vereinigt die christlichen Einflüsse aus ihrer Zeit als Marranen ebenso in sich wie die traditionellen jüdischen Einflüsse. In der Seefahrtsmetropole Hamburg ließen sich auch andere bedeutende jüdische Familien wie Mendelssohn, Heine oder Warburg nieder. Auch Familienmitglieder der

berühmten Glikl von Hameln (1646 – 1724) sind auf dem Friedhof in der Königstraße bestattet. Glikl's in jiddischer Sprache verfasste Autobiografie ist der älteste und bekannteste jüdische Memoirentext. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde der jüdische Friedhof Königstraße partiell zerstört. Auf einem Teil des Geländes wurde ein Sportplatz errichtet, der heute noch dort besteht. Zwischen 1943 und 1945 wurde das Stadtviertel, in dem der Friedhof liegt, bombardiert. Auch der Friedhof erhielt schwere Treffer. Zu den Zerstörungen der NS-Zeit kamen später Umweltschäden, Vandalismus, Beschädigungen



Das Eduard Duckesz-Haus auf dem jüdischen Friedhof Hamburg-Altona. Foto: Tina Walzer





Lieber Leser der Zeitschrift DAVID,

ich übermittele Ihnen in meiner Eigenschaft als Generalsekretär der Freien Demokratischen Partei die besten Grüße und Wünsche zu Ihrem Neujahrsfest Rosch ha-Schana.

Das Neujahrsfest Rosch ha-Schana feiert den Neuanfang und den festen Bund zwischen Gott und dem Volke Israel, der jeden Tag stärker wird. Diese Stärke gibt Hoffnung und Zuversicht, auch in schweren politischen Zeiten – in Deutschland, Israel und der Welt.

60 Jahre Israel – ich gratuliere auch dazu. Ich sichere Ihnen zu, dass wir Liberale auch die nächsten 60 Jahre gemeinsam mit Ihnen Seite an Seite gehen werden, auch wenn der politische Weg mal kurvenreich wird. Wir engagieren uns dafür, dass sich die politische Situation im Nahen Osten weiter stabilisiert, damit unsere Kinder eine gemeinsame friedliche Zukunft und mehr Lebenschancen haben.

Die FDP pflegt politische Beziehungen mit Israel und seinem Volk, die durch Respekt und Freundschaft gekennzeichnet sind. Ich bin überzeugt, dass diese Freundschaft auch im neuen Jahr noch enger und vertrauter wird.

In dieser Gewissheit möchte ich Ihnen auch als Vizepräsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und als stell. Vorsitzender der deutsch-israelischen Parlamentariergruppe im Deutschen Bundestag alle guten Wünsche für den Ausklang aus dem alten Jahr und ein friedliches Neues Jahr aussprechen.  
Shana tova.

**Dirk Niebel, MdB**

Generalsekretär der Freien Demokratischen Partei Deutschlands



## Liebe Leserinnen und Leser von DAVID,

vor wenigen Tagen konnten Liebhaber jüdischer Musik eine breite Palette dieser im Wiener Konzerthaus genießen. Nah zum Ende des Jahres 5768 beleuchtete eine Reihe von Künstlern aus Israel, Österreich und anderen Ländern die Vielfalt der modernen wie auch der traditionellen Kultur in Israel und der jüdischen Diaspora.

Der „Spot on Jiddischkeit“ im Konzerthaus war einer der Höhepunkte israelischer Kultur-Veranstaltungen in Österreich in dem Jahr, in dem Israel 60 Jahre seiner Unabhängigkeit gefeiert hat.



Auch in diesem Jahr haben wir uns bemüht, das kulturelle Schaffen in Israel dem österreichischen Publikum näher zu bringen. Das Theaterstück „Ghetto“ von Joshua Sobol wurde in Klagenfurt aufgeführt. Israelische Künstler gastierten in Müzzuschlag, Innsbruck, Graz, Krems, Wolfsburg, Oslip, Schwaz in Tirol und mehrmals in Wien.

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 60. Jahr unserer Unabhängigkeit war die Ausstellung „The White City of Tel Aviv“ drei Monate lang im Architekturzentrum in Wien zu sehen. Das Filmarchiv Austria zeigte von Mai bis Juli 2008 eine Retrospektive des israelischen Spielfilms im Metro Kino in Wien. „Die Band von nebenan“, einer der neuesten israelischen Filme, gab den Zuschauern einen humorvollen Einblick in die israelische Gesellschaft wie auch in die komplizierte politische Lage des Landes, die jeden und jedes beeinflusst. Der Kulturkalender der Botschaft des Staates Israel ([www.israelischebotschaft.at](http://www.israelischebotschaft.at)) kann Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, noch einige kulturelle Leckerbissen anbieten. Bis Ende 2009 können Sie zwischen Tanz, Jazz, arabischer Musik aus Nazareth, Akkordeon und vielem anderen wählen.

Wir in der Botschaft bemühen uns, Ihnen Israel näher zu bringen. Diese Bemühungen schließt auch die Israel Straßenbahn mit ein, die seit August entlang der Ringstraße fährt und mit Hilfe der modernen Technik dem (GRATIS) Mitfahrer weitere Einblicke in das Land Israel, die Menschen und ihrer Kultur ermöglicht. Übrigens, ab Ende Oktober wird die Israel Straßenbahn die einzige sein, die einen vollen Kreis um die Ringstraße machen wird.

Die pulsierende und vielfältige israelische Gesellschaft wird sowohl durch ihr kulturelles Schaffen wie auch durch ihre wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aktivitäten widergespiegelt. Vergessen wir aber nicht, dass all das in einem Staat geschieht, der auch heute, über 60 Jahre nach seiner Gründung, unter täglicher Bedrohung steht. Die Drohungen aus dem Iran, Israel von der Weltkarte zu löschen, das Bombardement mit Raketen aus dem Gaza Streifen und die terroristischen Angriffe gegen die Bevölkerung Israels, haben auch in diesem Jahr nicht aufgehört. Trotz dieser Drohungen und Gefahren sind wir in Israel entschlossen, den Weg zum Frieden mit unseren Nachbarn zu finden. Auch während Gilad Shalit schon mehr als 800 Tage von den Hamas-Terroristen festgehalten wird, bemüht sich Israels Regierung eine Lösung für den Konflikt mit den Palästinensern zu finden.

Jedes neue Jahr ist ein neuer Anfang und zugleich auch ein Grund für neue Hoffnungen. Hoffen wir alle, dass das Jahr 5769, in dem die Stadt Tel Aviv ihren 100. Gründungstag feiern wird, uns Besseres bringen wird. Wir alle wollen in Frieden in unserer Heimat leben und gemeinsam mit unseren Nachbarn uns auf den Aufbau, die Kultur, die Wissenschaft, die Wirtschaft und das Wohlergehen aller Menschen in dieser Region konzentrieren. Ich wünsche Ihnen allen und dem Staat Israel ein neues Jahr gesegnet mit reger kultureller Aktivität, viel Freude am Leben und vor allem Frieden.

SHANA TOVA

Dan Ashbel  
Botschafter des Staates Israel, Wien





**Dr. Josef Cap und die  
Sozialdemokratische  
Parlamentsfraktion  
wünschen der jüdischen  
Gemeinde ein friedvolles  
neues Jahr.**

**Dr. Josef Cap**  
Klubobmann der SPÖ-Parlamentsfraktion



**Den jüdischen Mitbürgern  
in unserem Lande  
wünscht  
zum Neujahrsfest 5769  
alles Gute!**



**HANS NIESSL**  
Landeshauptmann  
von Burgenland



Zum Rosch-Haschanah-Fest möchte ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und natürlich vor allem der LeserInnengemeinde der Kulturzeitschrift DAVID die besten Wünsche des Wiener Stadtschulrats übermitteln!

Gerade für das Wiener Schulwesen ist die in der Zeitschrift DAVID gelebte Offenheit, Vielfalt und Toleranz selbst eigene Maxime und so begrüßen wir dieses publizistische Engagement für ein Miteinander der Kulturen und Religionen sehr.

**Mag. Dr. Susanne Brandsteidl**  
Amtsführende Präsidentin des Stadtschulrats  
für Wien





Zum Neujahrsfest übermittle  
ich der jüdischen Gemeinde  
in Österreich  
meine besten Wünsche  
für ein glückliches und  
ein erfolgreiches Jahr!

**Dr. HERBERT SAUSGRUBER**  
Landeshauptmann von Vorarlberg



Zum Rosch-Haschana-Fest wünschen  
wir allen jüdischen Mitbürgern und  
Mitbürgerinnen alles Gute für  
das neue Jahr.

Dr. Martin Bartenstein  
Bundesminister für  
Wirtschaft und Arbeit

Christine Marek  
Staatssekretärin  
im BMWA



(© BM(GEF/Jungwirth)



Ich wünsche allen Leserinnen und  
Lesern der Kulturzeitschrift DAVID  
sowie der gesamten jüdischen  
Gemeinde Österreichs ein schönes  
und friedliches Neujahrsfest.

Ihre

**Dr. Andrea Kdolsky**  
Bundesministerin für Gesundheit,  
Familie und Jugend



**Dr. Maria Fekter**  
Bundesministerin für Inneres

**A**nlässlich des bevorstehenden  
Rosch-Ha-Shana-Festes wünsche  
ich allen Leserinnen und Lesern der  
Kulturzeitschrift „DAVID“ und allen  
jüdischen Bewohnerinnen und  
Bewohnern Österreichs alles Gute  
und persönliches Wohlergehen.



REPUBLIK ÖSTERREICH  
BUNDESMINISTERIN FÜR INNERES





VzBgmIn. Grete Laska



StRin Sandra Frauenberger



StRin Mag<sup>a</sup>. Sonja Wehsely



StRin Mag<sup>a</sup>. Ulli Sima



Bgm. Dr. Michael Häupl



VzBgmIn. Mag<sup>a</sup>. Renate Brauner



StR Dr. Michael Ludwig



StR DI Rudolf Schicker



StR Dr. Andreas Mailath-Pokorny

*Wir wünschen  
allen jüdischen  
Bürgern und Bürgerinnen  
in unserem Lande  
und allen Lesern des DAVID  
ein gesegnetes und friedvolles  
Neujahrsfest!*



bm:uk

*Ich möchte allen Leserinnen und Lesern  
der Zeitschrift **David** sowie der gesamten  
jüdischen Gemeinde Österreichs zum  
Neujahrsfest meine besten Grüße  
übermitteln.*

*Dr. Claudia Schmied*  
Bundesministerin für  
Unterricht, Kunst und Kultur

**Ein schönes und friedliches  
Neues Jahr!**



Ein jedes neues Jahr gibt Hoffnung für die Zukunft. Nehmen wir alle daher auch das Neujahrsfest zum Anlass, weiterhin gemeinsam an einer Welt zu arbeiten, in der die Menschen miteinander in Frieden und Freiheit leben können.

Allen Leserinnen und Lesern sowie der gesamten jüdischen Gemeinde in Österreich wünsche ich ein schönes und friedliches Neues Jahr.

**Dipl.-Ing. Erich Haider**  
Landeshauptmann-Stv. von Oberösterreich





## **Dialog und Respekt stiften Frieden**

Verehrte Angehörige der jüdischen Gemeinde,  
liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Anlässlich des Rosch-Haschanah-Festes 5769 übermittle ich allen Leserinnen und Lesern des DAVID meine allerbesten Glückwünsche für Ihr persönliches und berufliches Leben.

Auch in diesem Jahr bleibt der Wunsch nach Friede einer, der uns täglich begleitet. So ist es Aufgabe eines jeden von uns, täglich bemüht zu sein, in den Dialog mit anderen Kulturen, aber auch mit anderen Ideen und Weltanschauungen einzutreten. Dieser Wunsch nach Friede kann nur Wirklichkeit werden, wenn wir alle uns mit Kraft bemühen, das Gemeinsame vor das Trennende zu stellen und zusammen gemeinsame Wege zu finden.

Die Kulturzeitschrift DAVID ist ein lebendiges Beispiel für diesen Weg und leistet durch seine Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Verständigung.

Möge dieses neue Jahr von Frieden und respektvollem Umgang miteinander geprägt sein!

**Dr. Andreas Khol**  
**Bundesobmann des Österreichischen Seniorenbundes**



Zum bevorstehenden Rosch-Ha-Schana-Fest 5769 wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID alles Gute!

Dieses Fest soll im Zusammenhang mit den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit Anlass zur Besinnung und zum Innehalten sein, es soll aber auch ein Fest der Gemeinsamkeit und des Dialoges sein.

Möge unser Zusammenleben geprägt sein von Offenheit und Vielfalt, von Verständnis und Toleranz sowie Respekt und Akzeptanz. Der Weg des Miteinanders darf niemals verlassen werden, denn nur so können wir eine Basis und auch eine Zukunft des Friedens schaffen.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde ein friedvolles Neujahrsfest.

**Erster Landeshauptmann-Stv. der Steiermark**  
**Hermann Schützenhöfer**





## Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll

Zum bevorstehenden jüdischen Neujahrsfest möchte ich als Landeshauptmann die besten Grüße des Bundeslandes Niederösterreich übermitteln.

Durch ihre Beiträge zur jüdischen Kultur und Geschichte in Österreich und im deutschsprachigen Raum leistet die Kulturzeitschrift DAVID einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung und zum kulturellen Austausch.

Es ist daher für mich bereits zu einer wichtigen und wertvollen Tradition geworden, unseren jüdischen Mitbürgern Glück, Segen und vor allem Gesundheit für das neue Jahr zu wünschen

*Dr. Erwin Pröll*

## Meine besten Wünsche für das neue Jahr!

Zu Ihrem Neujahrsfest wünsche ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und allen Lesern der Kulturzeitschrift DAVID ein gutes, erfolgreiches und friedvolles neues Jahr.

Die Kulturzeitschrift „DAVID“ bemüht sich seit ihrer Gründung um einen offenen Dialog zwischen den Kulturen und Religionsgemeinschaften. Wir wissen, dass unsere Volkskultur und die jüdische Kultur in der Geschichte immer verbunden waren und auch heute noch sind. Die jüdische Kultur hat dazu beigetragen, dass unsere Kulturlandschaft noch bunter wird. Denn Kultur lebt von der Vielfaltigkeit. Sie lebt davon, dass Unterschiede sichtbar werden. Sie ist bemüht, aus einem Nebeneinander der Kultur und Religionen ein Miteinander zu machen.

Mit dem Jahreswechsel verbinden alle Menschen einen Neuanfang und neue Hoffnung. Ich wünsche Ihnen allen, ganz besonders den Mitgliedern der oberösterreichisch-jüdischen Kultusgemeinde viel Glück, Gesundheit und Erfolg im neuen Jahr.

Ihr

**Dr. Josef Pühringer**  
Landeshauptmann von Oberösterreich





**Zum Neujahrsfest Rosch Haschana 5769 übermittle ich der Lesergemeinde des DAVID meine besten Glückwünsche.**

**Zudem wünsche ich allen Leserinnen und Lesern alles erdenklich Gute im persönlichen und beruflichen Bereich.**

**Mögen wir alle dieses neue Jahr in Frieden und Sicherheit verbringen können!**



**Ich wünsche Ihnen allen ein gutes Neues Jahr –  
Shana Tova u Metuka**

**Ursula Plassnik  
Außenministerin**



© Manca Juvan/Stability Pact

Die jüdisch-christliche Tradition ist neben der Antike nicht wegzu-denken, wenn man sich der Wurzeln Europas besinnt. So war und ist auch der Beitrag des Judentums in Österreich von unschätzbar großem Wert. Deshalb ist dieser nach wie vor unendlich gefragt und erbeten und das nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa.

Ganz in diesem Sinne leistet auch der christlich-jüdische Dialog, den die Kulturzeitschrift DAVID fördert, einen sehr wichtigen Beitrag zum lebendigen und gelebten Kulturaustausch.

Ich möchte allen Leserinnen und Lesern des DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs von ganzem Herzen ein gesegnetes und friedvolles Neujahrsfest wünschen!

**Dr. Erhard Busek**  
Vorsitzender des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa



**Zum Rosch Haschanah-Fest übermittle ich der jüdischen Gemeinde in Österreich sowie allen Leserinnen und Lesern des DAVID meine persönlichen Wünsche für ein glückliches und erfolgreiches Jahr 5769. Shana Tova u Metuka!**



Unsere gemeinsamen Wünsche gelten dem Gelingen des Friedensprozesses im Heiligen Land. Eine bedeutende Voraussetzung dafür ist der Dialog, der immer wieder aufs Neue vertieft und gepflegt werden muss. Besonders den Medien kommt in diesem Prozess eine wichtige Vermittlerrolle zu, wenn sie auf das große jüdische Erbe verweisen, das die Kultur und die Gesellschaft Österreichs bereichert hat. Diese Verständigung ist von großer Bedeutung nicht nur für unser Land, sondern für ganz Europa.

**Bundeskanzler Dr. Alfred Gusenbauer**

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH



**Ich möchte allen jüdischen Bürgerinnen und Bürger sowie im Besonderen den Leserinnen und Leser des DAVID ein schönes und friedvolles Fest zum Rosch ha-Schana übermitteln.**

**Es freut mich, dass dieses Fest Jahr für Jahr auch in Österreich gefeiert wird. Es ist ein Zeichen für eine engagierte jüdische Gemeinde in unserem Land.**

**In diesem Sinne wünsche ich Ihnen alles Gute für das neue Jahr.**

**Mag. Norbert Darabos**  
**Bundesminister für Landesverteidigung**





**Sehr geehrter Herr Chefredakteur!  
Liebe Leserinnen und Leser!**

Der DAVID gehört zweifellos zu den führenden jüdischen Kulturzeitschriften und wird weit über die Grenzen Österreichs hinaus geschätzt und geachtet. Er präsentiert sich weltoffen und widmet sich der ganzen Bandbreite jüdischer Kultur, wobei für die anspruchsvolle Leserschaft auch unterschiedliche Standpunkte deutlich werden und damit zum gegenseitigen Verständnis beitragen.

Als Bundespräsident der Republik Österreich bin ich stolz auf diese in unserem Land erscheinende Zeitschrift und freue mich, Herrn Chefredakteur Ilan Beresin, allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie den Leserinnen und Lesern anlässlich des Rosch-Haschana-Festes 5769 meine besten Grüße und Wünsche zu übermitteln. Ich grüße Sie mit einem sehr herzlichen „Shalom“ und wünsche ein gutes und friedvolles Neues Jahr!



**Dr. Heinz Fischer**  
Bundespräsident

**Das Rosch-Haschana, das Neujahrsfest,  
ist auch Anlass zurückzublicken.**

Das Jahr 2008, das Gedenkjahr, war und ist durch die Erinnerung an Ereignisse gekennzeichnet, die bis in die Gegenwart hineinwirken, die Staat und Verfassung, die die Politik und die Gesellschaft Österreichs geprägt haben und bis heute prägen.

Die Auseinandersetzung damit, was zu Stellung und Macht des Nationalsozialismus geführt hat, die Auseinandersetzung mit Antisemitismus, mit autoritärem Gedankengut muss daher gerade auch von uns Politikerinnen und Politikern immer wieder geführt werden.

Denn nur wer die Geschichte kennt, wird in der Lage sein, autoritäre Entwicklungen rechtzeitig zu erkennen, wird den Gefahren der Gegenwart und Zukunft auch mit demokratisch legitimierten Mitteln entgegenzutreten.

Entscheidend ist es dabei meines Erachtens, Jugendlichen zu vermitteln wie wichtig die Beschäftigung mit zeitgeschichtlichen Themen ist, wie wichtig es ist, nicht wegzusehen. Dies ist eine unerlässliche Voraussetzung dafür, um Gewalt und Verletzung der Menschenrechte und Menschenwürde, um aufkeimenden Antisemitismus und Rassismus zu erkennen und dagegen aufzutreten.

Aufklärungs-, Bildungs- und Informationsarbeit, nicht nur seitens der Politik, sondern als gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden, eine an demokratischen Grundwerten und Menschenrechten orientierte, eine besonnene, zukunftsorientierte und soziale Politik sind nötig, um diesen menschenverachtenden Ideologien den Nährboden zu entziehen.

Die Demokratie – das ist meine feste Überzeugung – ist mehr als die Summe von Institutionen einer Verfassung. Sie baut auf Prinzipien wie Toleranz, Respekt vor Minderheiten, Achtung der Grund- und Freiheitsrechte, Zivilcourage und dem festen Bekenntnis, sich für diese Prinzipien einzusetzen.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern ein gutes, ein friedvolles und glückliches Neues Jahr 5769.



**Barbara Prammer**  
Präsidentin  
des Nationalrates

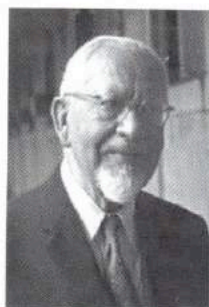


REPUBLIK ÖSTERREICH  
Nationalrat  
Die Präsidentin



## Mordecai Kaplan – *Teschuvah* als schrittweise Selbstverwirklichung

 Domagoj AKRAP



Mordecai Kaplan

**Dieser Beitrag stellt den Anfang einer Serie zu diversen jüdischen Denkern und Religionsphilosophen des 20. Jahrhunderts dar.**

Heute befindet sich in den USA neben Israel die größte und aktivste jüdische Gemeinschaft, und obwohl in den USA seit über drei Jahrhunderten jüdische Gemeinden nachgewiesen sind, entwickelte das amerikanische Judentum erst in der Zwischenkriegszeit eine eigenständige genuin amerikanische

Denkschule. Das ist vor allem einem Mann zu verdanken: Mordecai Menahem Kaplan (1881 – 1983), dem späteren Begründer des Rekonstruktionismus (*reconstructionism*), der jüngsten Denomination im Judentum. Der in Svencionys in Litauen geborene Kaplan kam im Kindesalter mit seinen Eltern in die USA und genoss zunächst eine streng orthodoxe Erziehung. Er begann sein Studium an der Columbia University in New York und wechselte bald darauf ans renommierte Jewish Theological Seminary (JTS), wo er 1902 seine Rabbinerordination erhielt. Danach diente er einige Jahre als Rabbiner in einer der orthodoxen Gemeinden an der Upper East Side in New York, bis er 1909 ans JTS zurückkehrte und dort zum Leiter des neu gegründeten Lehrerinstituts avancierte. Bereits ein Jahr später wurde er zum Professor ernannt. Kaplan blieb über 50 Jahre mit dem JTS verbunden und prägte durch seine intensive Lehrtätigkeit Generationen von konservativen (im Sinne der Zugehörigkeit zur Denomination des *conservativ judaism*) Rabbinatsstudenten. In die jüdische Geschichte eingegangen ist Kaplan vor allem wegen seiner Vorschläge zur Erneuerung der Gemeindestruktur und weniger als Philosoph des Judentums. Ideengeschichtlich ist Kaplan gewiss ein Kind seiner Zeit, beeinflusst vom Kulturzionismus eines Achad Ha-am (1856–1927), dem amerikanischen Pragmatismus eines William James (1842–1910), der Soziologie von Emile Durkheim (1858–1917) und schließlich von den damaligen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen. Trotzdem ist er der erste amerikanisch – jüdische Denker, der eine grundlegende Neuorganisation der jüdischen Gemeinde auf soziologischer, theologischer und nicht zuletzt philosophischer Grundlage vorgeschlagen hat. Seinen eigenständigen Weg beschritt Kaplan mit der Gründung der *Society for the Advancement of Judaism* (Gesellschaft für den Fortschritt des Judentums) im Jahre 1922. Der Gesellschaft folgte 1935 die Gründung der Zeitschrift *Reconstructionist*, die in den Folgejahren zum wichtigsten Medium für die Verbreitung von Kaplans Ansichten über die jüdische Religion wurde. Ursprünglich hoffte Kaplan, seine Reformvorschläge würden als Denkmodell in alle Denominationen des amerikanischen Judentums aufgenommen werden. Es kam jedoch anders! Der Rekonstruktionismus entwickelte sich, nicht zuletzt auch auf Drängen einiger Schüler Kaplans, zur eigen-

ständigen Denomination im Judentum, die heute in den USA neben der Reform, den Konservativen und den orthodoxen Richtungen existiert. In den 60-ern wurde die Eigenständigkeit dieser Strömung mit der Gründung des *Reconstructionist Rabbinical College* in Wyncote, Pennsylvania auch institutionell besiegelt. Obwohl der Rekonstruktionismus bis heute mit Abstand die kleinste Gruppe im Judentum bildet, üben die Ideen Kaplans starken Einfluss auf liberale und konservative Rabbiner, so dass die tatsächliche Wirksamkeit von Kaplans Ideen weitaus größer ist, als die rekonstruktionistische Gemeinde.

Seine Grundauffassungen legte Kaplan in seinem 1934 erschienenen Hauptwerk *Judaism as a Civilization* nieder. Mit dem darin formulierten Programm wandte er sich vor allem an jene Teile des amerikanischen Judentums, die durch diverse Herausforderungen der modernen pluralistischen Gesellschaft in einen Konflikt mit ihrem jüdischen Erbe geraten sind. In dieser Gruppe glaubte Kaplan das vitalste und meist versprechende Element im Judentum zu erblicken, von dem aus die grundsätzliche Erneuerung ausgehen könnte. Wesentlich für das Programm sei, so Kaplan, dass es aus einer umfassenden Auslegung der Gesamtheit des jüdischen Lebens erwächst. Seine Kritik an den diversen jüdischen Gruppierungen betraf genau ihre Unzulänglichkeit, das Judentum in seiner Gesamtheit zu erfassen, weil sie immer nur Teilaspekte, wie: das Gesetz, die ethischen Werte oder das Volkstum hervorgehoben haben. Die Lösungsvorschläge Kaplans beruhen auf einer kulturellen Version des Judentums, nach der die *jüdische Zivilisation* in verschiedenem Grade in der Diaspora funktionieren kann, vorausgesetzt, sie hat ihre Heimat Palästina und behält ihren hebräischen wie ihren religiösen Charakter.<sup>1</sup> Damit führte Kaplan in seine Definition des Judentums einen neuen Begriff ein – die Zivilisation. Nur mit der Breite dieses Begriffs kann das Judentum in seiner Gesamtheit mit all seinen Besonderheiten erfasst werden. Unter Zivilisation verstand Kaplan *die Akkumulation von Wissen, Können, Werkzeugen, Künsten, Literaturen, Gesetzen, Religionen und Philosophien, die zwischen dem Menschen und der äußeren Natur stehen, und die als Schutzwehr gegen die feindseligen Kräfte dienen, die ihn sonst zerstören würden.*<sup>2</sup> Jede Gruppierung von Menschen hat das Potenzial, zu einer Zivilisation zu werden, wenn es nur über gewisse gemeinsame Eigenschaften, wie zum Beispiel eine gemeinsame Sprache, Geschichte, Brauchtum, Verhaltensmaßstäbe, Gesellschaftsideale oder andere gemeinsame Werte verfügt. In diesem Kontext bildet das Judentum für Kaplan *eine sich entwickelnde religiöse Zivilisation*, deren Kern am besten durch die Geschichte der Religion ausgedrückt wird, obwohl diese nur ein Element des jüdischen Lebens darstellt. Mit der Einführung des Entwicklungsbegriffes in die Definition des Judentums hat Kaplan auf der einen Seite seinem Glauben an den menschlichen Fortschritt Ausdruck verliehen und auf der anderen die Essenz des Judentums von der metaphysischen



Er bürstete die Geschichten der Hebräischen Bibel, aber auch des Neuen Testaments gegen den Strich und schrieb eine »neue Geschichte«. So stellte er beispielsweise Moses mit dem Bund am Sinai, der Stadt Jerusalem und dem Stamm Juda als Träger der »offiziellen« Tradition Josua, den Bund am Garizim, die Stadt Schechem und die Samaritaner als »unterirdische« Tradition gegenüber.

Bei seinen Schilderungen fällt seine Vorliebe für die physischen und kraftvollen Bilder auf. So besiegte Josua die Amalekiter, während Moses' Hände schwach wurden. Die Samaritaner und ihr Heiligtum in Schechem hielten zu Israel, während Juda ins babylonische Exil zog und danach die Rückkehr nach Jerusalem anstrebte.

In diesen Gegengeschichten spüren wir seine Hinwendung zu Nietzsche und eine Umwertung der Werte, die die physischen Kräfte gegenüber den geistigen Forderungen betont.

Sehr deutlich formuliert Berdyczewski dies in seinem Werk *Sinai und Garizim, über den Ursprung der israelitischen Religion*, das von Rachel und Emanuel bin Gorion posthum in Berlin veröffentlicht wurde. Berdyczewski hatte es bereits 1904 konzipiert und sieben Jahre lang daran gearbeitet. Da er, wie er in der Einleitung betont, die Juden nicht nur als Träger, sondern auch als die wichtigsten Erforscher der Gotteslehre sieht, zieht er alle Auslegungen aus dem Talmud, den Midraschim, der Kabbala und spätere rabbinische Kommentare für seine Überlegungen heran.

In diesen Zusammenhang gehören natürlich auch seine großen Sammlungen von Mythen, Legenden und Volkserzählungen. Zunächst erschienen seine *Sagen der Juden* zur Bibel in sechs Büchern (1913-1927). Von 1916 bis 1922 erschien seine zweite Sammlung mit vor allem außerbiblischen Figuren als *Born Judas* in sechs Büchern, wobei nur Band 1 den »biblischen Mären« gewidmet ist. Arnold Zweig besprach den *Born Judas* begeistert in der »Jüdischen Rundschau« vom 9. September 1924. Auch wenn Berdyczewskis Gedankenwelt Buber zentrale Impulse für sein Werk gegeben hat, war ihre Beziehung zeitlebens sehr gespannt. Berdyczewski hatte bereits mit Bubers traditionell eingestelltem Großvater, dem Midrasch-Forscher Salomo Buber aus Lemberg, korrespondiert, doch sollte er sich gegenüber dem »modernen« Enkel und dem Kult um dessen Person eher distanziert verhalten. Martin Buber half »dem neuen Autor« Berdyczewski in Breslau und Berlin bei Verlagskontakten. Während aber Buber mit seinen Reden über das Judentum zur charismatischen Figur in der jüdischen Jugendbewegung wurde und erfolgreich seine Bücher veröffentlichte, führte Berdyczewski einen oft niederschmetternden Überlebenskampf. William Cutter hat bereits anhand ihres Briefwechsels und Berdyczewski's Tagebuch ihr ambivalentes Verhältnis beleuchtet.<sup>13</sup> Auch wenn Berdyczewski einmal sagte »Buber hat mir das Leben gerettet«,<sup>14</sup> äußert er sich zu

Buber in seinen Tagebüchern ironisch und sarkastisch. So notierte er zum Beispiel zu einem Besuch Bubers: »Ein Staatsbesuch von Martin Buber in Länge von siebeneinhalb Minuten.«<sup>15</sup>

Mit Bubers eigenem Werk war Berdyczewski allerdings auch nicht einverstanden. Im April 1908 schrieb er daher an Buber:

*»Ich hatte an Ihren Legenden meine Freude, u. wie ich auch jetzt mehr zur realistischen Dichtung neige, so hielten sie mich im Bann durch das, was ihnen innewohnt so wie durch das, was sie einem sagen. Wären sie unter Ihrem eigenen Schild erschienen, so könnte ich hier abbrechen, da ich nicht gerne jemandem Gutes ins Gesicht sage. Da Sie aber Ihren Sachen einen historischen Hintergrund gegeben haben, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie m. E. dem nicht ganz gerecht worden sind. Daß ich jetzt, nachdem ich mich mit anderen Gebieten der jüd. Religion beschäftigt habe, über den Chassidismus selbst anders urteile, davon will ich absehen. Aber auch die chass. Quellen alleine müßten mehr gesondert und gesichtet werden. Woran ich aber noch mehr auszusetzen hätte, ist, daß Sie zuweilen aus sich selbst heraus in die Sachen hineingebracht haben, was in ihnen in Wirklichkeit nicht enthalten ist. Was auf die Rechnung der Dichtung selbst zu setzen ist – u. ich würde es eine deutsche Dichtung nennen –, wird leicht dem Judentum als solchem zugeschrieben. In der Hoffnung, daß Sie mir meine Offenheit nicht übel nehmen.«<sup>16</sup>*

Im März 1908 hatte Berdyczewski sehr deutlich in sein Tagebuch geschrieben:

*»Ich habe Bubers Buch studiert und habe entdeckt, dass es auf einer Art Lüge basiert. Es will mehr als ein Buch sein; die Geschichten erwecken den Eindruck als ob sie die Fakten auf denen sie basieren, nicht wirklich verstehen, und das ist die Hauptsache; es gibt kein Bewusstsein der Quellen noch werden die Materialien herangezogen, die ihm zur Verfügung standen, daher hat das Buch keinen Wert als wissenschaftliches Werk, als persönliches Werk, als Ausdruck eines Autors ist es auch zweifelhaft; die Sprache ist zuweilen unverantwortlich und ermüdend und es erweckt den Eindruck, dass der Autor von den Dingen, die er beschreibt unberührt ist.«<sup>17</sup>*

Im selben Jahr tat Berdyczewski seinen Ärger kund, indem er wieder über Buber notierte: »August: Buber hat wiederum mehrere chassidische Bücher von mir geborgt. Dieser Mann kann sich nicht von ihnen losmachen [und] Horodetzky macht mit seinem Philo-Chassidismus weiter [...]«<sup>18</sup> Und sehr drastisch schreibt er schließlich im Juli 1918: »Martin Buber wurde nun öffentlich als Zadik bezeichnet.«<sup>19</sup>

Berdyczewskis Gedanken zeigten Buber, wie man mit Hilfe der bildenden Künste eine Erneuerung des Judentums vielleicht vorantreiben könnte. Buber entwickelte in seiner romantischen Form der »Jüdischen Renaissance« ein »alt-neues« Judentum. Er lehnte die halachisch dominierten



 Klaus DAVIDOWICZ

Im Zuge der Transformation des osteuropäischen Judentums und der zunehmenden Emigration in die westlichen Länder wurden Anfang des 20. Jahrhunderts Wien und Berlin zu Dreh- und Angelpunkten verschiedener Strömungen. Aufklärung, Chassidismus, Zionismus, Sozialismus, Assimilation und Akkulturation stehen für die unterschiedlichen Wege jüdischer Identität in jener Zeit. Die chassidische Volksbewegung wurde in dieser Zeit wiederholt von eher säkularen jüdischen Denkern wie Martin Buber (1878–1965) herangezogen, als Modell um dem »Westjudentum« neue Impulse zu geben. Buber war einer der ersten, die das verschüttete chassidische Glaubensgut ausgruben und der westlichen Welt zugänglich machten. Seine frühen chassidischen Nacherzählungen, *Die Geschichten des Rabbi Nachman* (entstanden 1904/05) und *Die Legende des Baal Schem* (entstanden 1905/06) waren erfolgreiche Versuche, das allgemeine Bild des »Ostjuden« zu revidieren.<sup>1</sup> Die Wirkung dieser Texte auf die jüdischen und nicht-jüdischen Leser kann gar nicht hoch genug bewertet werden. Die Konfrontation mit den jüdischen Flüchtlingsmassen aus Osteuropa bedeutete für viele moderne „westliche“ Juden in Städten wie Wien oder Berlin einen Schock. Sie sahen ihre eigene so hart erkämpfte Gleichberechtigung und gesellschaftliche Stellung, die ohnehin stets bedroht war, durch die »abgerissenen Ghettojuden« gefährdet.<sup>2</sup>

Entgegen der mitunter sehr verächtlichen Haltung der westeuropäischen jüdischen »assimilierten Krawattenjuden« gegenüber den osteuropäischen jüdischen traditionellen »Kaftanjuden« entstand vor allem in der zionistischen Jugend eine undifferenzierte Verehrung alles »Ostjüdischen«. Die vermeintlich ganzheitliche Welt des Ostjudentums wurde für viele Jugendliche aus assimiliertem »westjüdischem« Haus zum idealisierten Zufluchtsort. Sie sahen in den osteuropäischen Juden ein ursprüngliches Judentum, was zu einer sentimental-romantischen Verklärung und Idealisierung des »Ostjudentums« führte. Die satirischen Werke von Karl Kraus oder die Programme der jüdischen Kabarets jener Zeit spiegeln diese Auseinandersetzungen: So parodierte Maxim Sakaschansky in seinem Berliner Kabarett »Kaftan« – dem einzigen jiddischsprachigen Kabarett Berlins – erfolgreich die Kämpfe zwischen »West« und »Ost«.<sup>3</sup>

Nathan Birnbaum (1864–1937) führte das Begriffspaar »Westjude« und »Ostjude« als erster in

die publizistischen Kontroversen ein. Er hatte sich bereits Jahre vor Bubers Kampf für eine jüdische Renaissance darum bemüht aufzuzeigen, dass die osteuropäische jüdische Kultur wichtige Impulse für ein geistiges Erwachen des westeuropäischen Judentums geben könnte. Gerade sein Einsatz und glühendes Engagement für Sprache und Literatur des osteuropäischen Judentums ist erwähnenswert. Dies kann man in Birnbaums Artikel »Sprachadel« sehen, den er in der von Julius Kaufmann herausgegebenen Zeitschrift »Die Freistatt« veröffentlicht hatte.

*»Wann werden sie endlich zu verstehen anfangen, daß, wenn es überhaupt noch eine Hilfe für das jüdische Volk gibt, diese nur von jenen neun Millionen Ostjuden kommen kann, die nicht blutarm und nicht verschlafen und nicht exotisch, die keine entjudeten Europäer und keine welken Orientalen, sondern einfach lebende Juden sind, denen das Leben, das jüdische Leben aus Worten und Taten spritzt.«<sup>4</sup>*


Neben der nur kurzlebigen »Freistatt« (die Zeitschrift erschien nur zwischen April 1913 und 1914) war es vor allem die programmatische Monatsschrift »Ost und West« (1901–1923), die sich diesen kulturellen Fragen widmete. Gleich im ersten Heft veröffentlichte hier Martin Buber seinen programmatischen Essay »Jüdische Renaissance«. Jedoch darf man nicht übersehen, dass Micha Berdyczewski (= Micha Josef Bin Gorion, 1865–1921) für Bubers Sichtweisen der »Jüdischen Renaissance« von entscheidendem Einfluss gewesen ist. Der junge Gershom Scholem schrieb in seinem Tagebuch von 1916:

*»Ich las den Berdyczewski zu Ende, was in manchen Teilen sehr schön ist, in anderen, z. B. dem letzten Aufsatz Verneinung des Bestehenden mich dagegen durchaus nicht erfreut hat. Es zeigt aber, daß im Ostjudentum der Chassidismus vor Buber »modern« gewesen ist, denn das Buch ist 1901 erschienen; es scheint mir, als ob bei Buber der Einfluß Berdyczewskis in seinen chassidischen Schriften zu verspüren ist, sie scheinen sich dann später gegenseitig beeinflusst zu haben. Berdyczewski ist aber offenbar bedeutend älter.«<sup>5</sup>*

Buber wie auch Berdyczewski bedienten sich dabei zunächst der Lebensphilosophie Nietzsches, und bei beiden spielt der Chassidismus eine entscheidende Rolle. Verbunden sind beide Denker auch durch die Theorie, dass Mythen, Legenden und Volkserzählungen den Schlüssel zur wahren Geschichte



## Rekonstruktion: „Neue-Welt-Synagoge“ in der Eitelbergergasse (Wien)

 Bob MARTENS

In früheren DAVID-Ausgaben wurden bereits wiederholt Arbeiten zur computergestützten Rekonstruktion von Synagogen präsentiert. Von diesen unterscheidet sich der nun vorliegende Standort in Wien-Hietzing in vielerlei Hinsicht<sup>1</sup>. Zu allererst wäre die freistehende Lage zu erwähnen: Zum einen deckt die Baulichkeit der Synagoge in der Straßenfront nicht die gesamte Parzellenbreite bis zur Grundstücksgrenze ab, zum anderen ist vor dem Gebäude auf Grund der Rückversetzung ein gewisses Maß an Freiraum gegeben. Das städtebauliche Merkmal des „Freistehens“ stellte für eine Synagoge im Wiener Kontext ein Unikum dar, wurden doch Tempelbauten für gewöhnlich geschlossen in die Straßenfront eingeordnet. Im Extremfall (wie z.B. im Fall der Seitenstettengasse) sind straßenseitig so gut wie gar keine Hinweise darauf vorhanden, dass es sich um einen Sakralbau handelt. Mitunter versuchte man dem entgegen zu wirken, indem einem Baukörper Turmaufbauten aufgesetzt wurden, deren Höhe vermutlich Gegenstand einer nicht schriftlich dokumentierten „Verhandlung“ gewesen sein muss.

Interessant ist bei der Synagoge im Hietzinger Villenviertel auch die planerische Vorgangsweise. Anders als sonst üblich, entschied man sich nicht für eine Direktvergabe an einen einzigen Architekten, sondern für das Instrument des „Architekturwettbewerbs“. Auf Grund der (zahlreichen) Beteiligung kann von einer Auswahlmöglichkeit ausgegangen werden. In den Ausschreibungsbedingungen werden die Modi zur Teilnahmeberechtigung dargelegt; der Adressatenkreis kann entweder erweitert oder eingengt werden. Es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhang die verschiedenen Durchführungsarten zu erläutern (Mehrstufigkeit, Anonymität, Geladenheit, etc.). Die Belohnung der Teilnehmer besteht darin, dass einzelne Projekte prämiert werden und das Siegerprojekt u.U. baulich errichtet wird. Die Arbeitsleistung wird vom Architekten auf Verdacht eingebracht und nährt sich von der Hoffnung auf Publizität, zumal die Mehrzahl der Projekteinreichungen im Endeffekt nicht finanziell honoriert wird. Der Vorteil für den Auftraggeber besteht darin, dass er über eine Vielzahl unterschiedlicher Lösungsmöglichkeiten verfügt. Durch diese Vorgangsweise findet letztlich

auch ein fachlicher Diskurs statt.

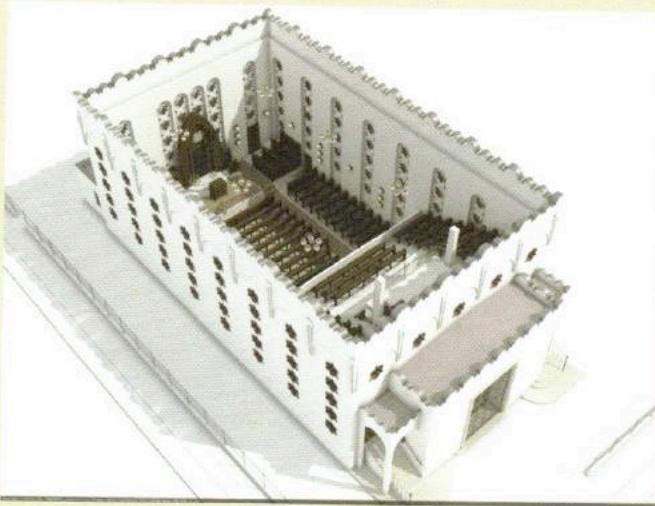
Im Falle der Hietzinger Synagoge war dies zweifelsohne gegeben; den 1912 ausgeschriebenen Wettbewerb konnte Hugo Gorge für sich entscheiden (damaliger Standort: Onno-Kloppgasse). Zur Errichtung kam es letztlich nicht, weil die bauliche Verwirklichung durch den Ersten Weltkrieg verhindert wurde. 1924 erwarb der „Tempelverein Hietzing“ eine Liegenschaft in der Eitelbergergasse 22, welche nunmehr als Bauplatz dienen sollte. Das Eckgrundstück grenzt an die Neue-Welt-Gasse, wodurch sich die nunmehrige Namensgebung des Tempels erklären lässt. Sowohl der Wechsel des Baugrundes als auch die inzwischen adjustierten Anforderungen ließen eine Neuausschreibung des Wettbewerbes – ebenfalls im Jahre 1924 – unerlässlich erscheinen<sup>2</sup>.

Hugo Gorge konnte sich mit den geänderten, weil weitaus enger gefassten Ausschreibungsbedingungen nur teilweise anfreunden. Er plante dennoch seinen Entwurf um – allerdings erfolglos. Als Sieger aus dem zweiten Wettbewerb ging Arthur Grünberger hervor. Die erarbeitete Lösung sah eine räumliche Trennung der geforderten Funktionen vor und zwar in Form von Räumlichkeiten, welche einerseits liturgischen Zwecken und andererseits dem Gemeindeleben dienen sollten. Das Grundstück sollte zu einem späteren Zeitpunkt sogar aufgeteilt werden: Der genehmigte Teilungsplan vom 12.6.1928 sah die Verbauung des Eckgrundstücks vor, jedoch nicht die der daneben befindlichen Liegenschaft. Im Übrigen war nicht nur die Wettbewerbsjury mit Josef Hofmann, sondern auch der Kreis der Beteiligten mit Richard Neutra durchwegs namhaft besetzt<sup>3</sup>.

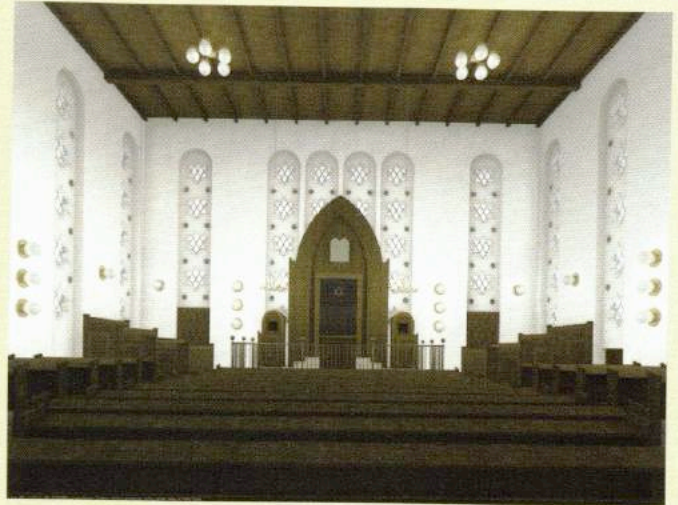
Die Frage, weshalb der Tempel in freistehender Form errichtet werden „durfte“, kann nur spekulativ beantwortet werden. Das bauliche Ergebnis ist zwar keinesfalls als ein „aufgemascherter Wohnbau“ mit Zusatzelementen bzw. –dekorationen zu betrachten, bleibt jedoch in seinen Dimensionen recht bescheiden. Von einer monumentalen Äußerung mit erheblicher Fernwirkung – vergleichbar mit Otto Wagners „Kirche am Steinhof“ – kann nicht die Rede sein. Vielleicht ist darüber hinaus auch die fehlende Konkurrenz zu Kirchenbauten ins Treffen



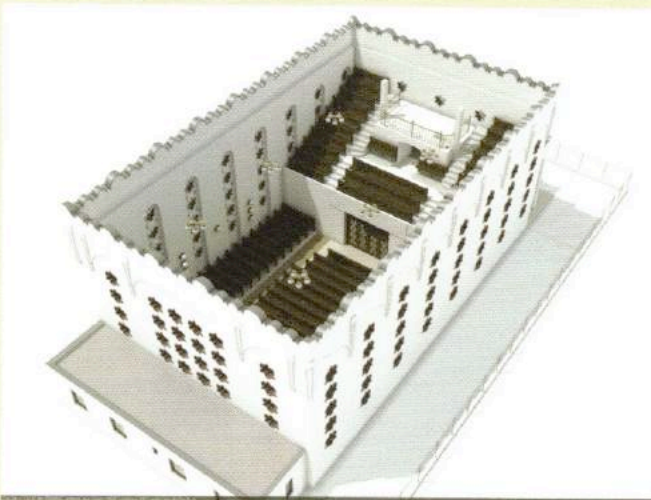
# Rekonstruktion: „Neue-Welt-Synagoge“ in der Eitelbergergasse



Die „Neue-Welt-Synagoge“ aus der Vogelperspektive. (Zur besseren Vermittlung des Interieurs wurde in dieser Visualisierung das Dach entfernt).



Zentralperspektive in Richtung des Almemors (Erdgeschoß)



Blick in Richtung der Frauengalerie (Modell geöffnet)



Verdeutlichung der Interieurs im geöffneten Modellzustand

**Zum Titelbild:** Computergestützte Rekonstruktion von der Synagoge in der Eitelbergergasse in Hietzing. Zur Verfügung gestellt mit freundlicher Genehmigung B. Martens



Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde Baden bei Wien entbietet allen Mitgliedern, Gönnern und Freunden die herzlichsten Glückwünsche für ein gesundes, friedvolles und erfolgreiches neues Jahr.

Nähere Informationen zu unseren Gebetszeiten und sonstigen Aktivitäten finden Sie unter [www.juedischegemeinde.at](http://www.juedischegemeinde.at) oder Sie rufen +43 2252 25 25 300

